Münchner Brauchtum und Leben im 18. Jahrhundert

Beiträge zur Volkskunde der Stadt

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophischen Fakultät
der Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

Vorgelegt von

IDA GRASSL
in München

1940

Buchdruckerei L. Mößl, Inhaber Fritz & Joseph Voglrieder, München 15, Hermann-Lingg-Straße 12

Münchner Brauchtum und Leben im 18. Jahrhundert

Beiträge zur Volkskunde der Stadt

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophischen Fakultät
der Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

Vorgelegt von
IDA GRASSL
in München

1940

Buchdruckerei L. Mößl, Inhaber Fritz & Joseph Voglrieder, München 15, Hermann-Lingg-Straße 12

Gutachter: Professor Dr Otto Mausser
Referent: Professor Dr. Karl Alexander v. Müller

Tag der mündlichen Prüfung: 21. Juni 1931

Inhaltsübersicht

Einleitung

Die Größe, Einwohnerzahl und Stadtteile Münchens im 18. Jahrhundert.

Ein Stück mittelalterlicher Poesie und Verträumtheit liegt über diesen Gassen und Gäßchen Altmünchens im 18. Jahrhundert ausgebreitet. Kein Geringerer als Karl Trautmann, der feinsinnige Kulturhistoriker, hat uns diese entzückenden Genrebildchen Altmünchner Heime, verträumter Gärten, versonnener Winkel, stiller Gelehrtenstuben und fröhlicher Gaststätten dieses Zeitraums geschenkt. Wäre das auch zu verwundern? Der Gedanke an eine Millionenstadt liegt gar fern. Noch weiß dieses München nichts von einem heraufdämmernden Maschinenzeitalter, von Eisenbahn, Auto, Flugzeug und den epochemachenden Erfindungen moderner Elektrizität.

Dem Münchner Staatskalender von 1802 zufolge beläuft sich die Bevölkerung der Stadt mit Einschluß ihres Burgfriedens auf 39 000 Seelen, die Vorstädte Au und Giesing nicht mitgerechnet. So berichtet Hübner in seiner Geschichte der Stadt München. Und gehen wir zwei Jahrzehnte zurück, so sehen wir München als die befestigte Stadt, von Wall und Graben umgeben und mit vier Haupttoren: westwärts das Neuhausertor, nordwärts das Schwabingertor, ostwärts das Isartor und südwärts das Sendlingertor. Auch das Kosttor und der Einlaß kommen noch hinzu. Um die inneren Mauern geht rings um die Stadt ein bedeckter Gang, wie ihn unsere ehemaligen drei alten Reichsstädte Nördlingen, Dinkelsbühl und Rothenburg zur Erhaltung des altertümlichen Stadtbildes noch heute aufweisen.

Zwischen der ersten und zweiten Mauer befindet sich der sogen. Zwinger. Gar schöne Gärten zieren denselben zur Lust und zum Ergötzen der Stadtväter. Am Fronleichnamstag stehen dieselben jedermann offen.

Nach der zweiten Stadtmauer kommt ein ziemlich breiter und tiefer Graben, der mit Wasser angefüllt ist.

Zwei Hauptstraßen geben dem Stadtbild das charakteristische Gepräge: die eine läuft vom Neuhauser- bis zum Isartor, die andere vom Sendlinger- bis zum Schwabingertor. Die Vierteilung ergibt sich von selbst: das Hacken-, Kreuz-, Grakenauer- und Angerviertel. Sämtliche Häuser dieser Viertel weisen schon eine Numerierung auf, 1700 sind es an der Zahl. Aber diese Ziffern laufen nicht der Reihe nach durch und so stehen beispielsweise Nummer 30 und Nummer 212 friedlich nebeneinander. 600 Laternen beleuchten die Gassen im Winter vortrefflich. Auf den Türmen der Frauen- und Peterspfarr müssen die Wächter zum Zeichen ihrer Wachsamkeit die Stunde nachschlagen. In stürmischen Nächten rufen sie auch, man möchte sich vor Feuer bewahren. Die Stadtthurner bey St. Peter aber blasen im Winter um acht Uhr, im Sommer um neun Uhr das Abendlied. Und Winkel und Gäßchen, veranlaßt durch die oft wie vom Zufall zusammengetragenen Häuser, vollenden diese Münchner Idylle des 18. Jahrhunderts.

Die Befestigungswerke mit ihren zahlreichen Türmen, Mauerringen und Bastionen begannen nördlich vom Hofgarten beim Schwabingertor, zogen sich über den heutigen Maximiliansplatz zum Neuhausertor, folgten dann der heutigen Sonnenstraße zum Sendlingertor, wendeten sich beim Angertor wieder nördlich und kehrten über Einlaß und Isartor um das Kosttor herum wieder zum Ausgang zurück.

So war es bis zum Jahre 1791. Da erklärte Kurfürst Karl Theodor, daß München aufgehört habe eine Festung zu sein. Das Abtragen der Wälle und die Trockenlegung der Gräben aber war die Angelegenheit einer Reihe von Jahren. Dicht vor den Toren lagen noch bis in das 19. Jahrhundert herein fette Krautgärten, die mit Getreidefeldern abwechselten, zwischen denen sich vereinzelnte Gehöfte und Landhäuser zeigten.

Hiemit glaube ich in kurzen Zügen ein allgemeines Bild der Stadt München des späteren 18. Jahrhunderts entworfen zu haben.

So erst ist es uns möglich, in das Innere des damaligen Bürgerhauses zu treten, in das Leben und Treiben der Familie mit ihrem Brauchtum Einblick zu gewinnen, sie in Stunden des Glückes und der Trauer zu belauschen, ihre Sprache zu hören, ihr Wesen zu verstehen, ihre Kleiderpracht zu bestaunen.

Einen breiteren Raum wird das religiöse Brauchtum einnehmen; denn das München des 18. Jahrhunderts mit seinen zahlreichen Klöstern, Kirchen und Kapellen wurde von Crammer, einem Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, mit Recht „das deutsche Rom“ genannt. In diesem Kapitel wird die polemische Welle starke Kreise ziehen; denn gegen das Rankenwerk der vielen althergebrachten religiösen Brauchtümer wendet sich ja vor allem die kriegerische Feder der Aufklärer, die ganze Lauge ihres Spottes.

Die verehrungsvolle Liebe, die das Volk mit dem angestammten Herrscherhaus der Wittelsbacher verband, schien mir Grund genug, das Hofleben in seinem Brauchtum der besonderen Festlichkeiten als eigenes Kapitel zu behandeln. Viele derselben, wie Jagden, Freudenschießen, Feuerwerke, Schlittenfahrten spielten sich ja in der breiteren Öffentlichkeit und zuweilen auch für das Volk ab.

Das möge dann hinüberleiten zum eigentlichen Brauchtum des Münchner Volkes, sei es, daß es in größeren Festlichkeiten oder im schlichten Brauch des Jahreslaufes sich abspielte.

Das eigentliche Volksschauspiel, wie die Passionsspiele, Weihnachtsspiele, Herbergslieder, welch letztere das kindlich unverdorbene Gemüt des damaligen Vorstadtmünchners am besten zu zeichnen vermögen, habe ich als eigenes Kapitel behandelt.

Von diesem dürften sich dann noch Fäden hinüberspinnen zur schlichten Münchner Volkskunst in der Bemalung der Häuser und der hiezu gewählten Motive, zu der Anlage von Privatgärten. Ich kann nicht umhin, dies in einem eigenen Kapitel aufzuzeigen.

Einige Altmünchner polizeiliche und landesherrliche Verordnungen, die in der Regel beim jeweiligen Brauchtum bereits einschlägig waren, sowie das Einmalige des Papstbesuches in München, möge dann den Abschluß der Darstellung geben. Militärisches Brauchtum und juristische Gepflogenheiten — war es doch die Zeit der letzten Hexenprozesse — habe ich von vornherein unberücksichtigt gelassen.

So folgen wir den Spuren jener Menschen des 18. Jahrhunderts, denen Karl Trautmann in seinen Kulturbildern Altmünchens in der Schilderung „Der Gottesacker bei St. Salvator und seine Toten“ so unvergleichlich feine und edle Erinnerungsblätter gewidmet hat.

Das für die Arbeit benützte Material ist gedruckten Quellen entnommen und einer systematischen Ordnung eingegliedert worden.

Münchener Art und Brauchtum, wie es sich äußert.

A. in Lebensgewohnheiten und Sitten der Familie.

Erst für das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts fand ich Schilderungen aus dem Münchner Familienbrauchtum. Nicolai, der Berliner Buchhändler und Aufklärer, bemerkt auf seiner Reise durch Deutschland, auf der er auch längere Zeit in München weilte[1]), daß Kirchen und Klöster reichlich den dritten Teil der Stadt einnehmen und auch zu den vornehmsten Merkwürdigkeiten derselben gehören. Die übrigen ansehnlichen Häuser und Paläste seien nicht in großer Anzahl vorhanden. Hören wir seine Eindrücke über das Münchner Bürgerhaus: „Die bürgerlichen Häuser sind zwar zum Theil ziemlich geräumig, aber schöne Facciaden sieht man fast gar nicht. Die Höhe der Häuser ist gewöhnlich von zwei bis vier Geschossen. Innerhalb gehet viel an Bequemlichkeit und richtigen Gebrauch des Platzes ab. Fast in keinem bürgerlichen Haus, das ich gesehen habe, war richtige, bequeme, zierliche Austheilung der Zimmer zu bemerken. Die Meublierung in bürgerlichen Häusern ist sehr simpel, viel simplerer, und zugleich viel unzierlicher, als man in einer Stadt, wo, wenigstens bey Hof und bey den Vornehmen von jeher sehr viel Luxus gewesen war, vermuten sollte. — So wie überhaupt der Aufwand in München viel geringer ist, als in Wien, so sind besonders auch die Miethen viel wohlfeiler. Ich sah in München eine ziemlich gut gelegene bürgerliche Wohnung, welche 200 Fl. jährliche Miete kostete, und in Wien wenigstens 600 Fl. würde gekostet haben."

C. A. Regnet führt uns in seinem Buche „München in guter alter Zeit" in das Münchner Bürgerhaus am Schlusse des 18. Jahrhunderts[2]). Dort finden wir die Ansicht des „landfremden Berliner

Ausländers" bestätigt: Er schreibt: „Die häusliche Einrichtung des Münchners war damals unglaublich einfach. Die Zimmer des Bürgers, mochte er auch noch so wohlhabend sein, sowie die des kleineren Beamten, zeigten nur mit Kalk angetünchte Wände. Weiße Fenstervorhänge oder gar polierte Möbel erschienen als enormer Luxus, den sich nur wenige gestatteten. Mit Ölfarbe angestrichener Hausrath bildete die Regel. Ein Sopha, namentlich ein solches mit gepolsterter Rücklehne, war der Gegenstand des Neides aller Hausfrauen. Dagegen fehlte nur selten der lederbezogene Stuhl des Familienhauptes. Um die abgelegten Kleider im Bedürfnisfalle bequem zur Hand zu haben, hing man sie an die Thüre oder Wand, und an ersterer fand jeder Hausgenosse auch ein langes, schmales Handtuch zu beliebigem Gebrauche. War das Brennholz auch nichts weniger als theuer, so ersparte die umsichtige Hausfrau doch manchen Gulden, indem sie den Winter über im Wohnzimmer kochte oder wohl auch kochen ließ. Letzteres war umso weniger zu beanstanden, als sich zwischen der Dienstherrschaft und den „Ehehalten" (Dienstboten) und zwischen Meister und Gesellen ein echt patriarchalisches Verhältnis erhalten hatte. Dem zu Folge saßen die Dienstboten, Gesellen und Lehrjungen meist auch beim Mittag- und Abendessen mit der Familie an einem Tische zusammen."

Das Münchner Intelligenzblatt vom 30. März 1799 schreibt unter dem Titel „Luxus" von einem Zunehmen des Wohlstandes gegenüber früherer Jahre. Man suche jetzt in besseren Häusern tapezierte Zimmer, dann Sofas, überhaupt modernes Ameublement. Schon geraume Zeit sei man gewohnt, auf reinem Steingut zu speisen.

Josef Maria Mayer, der Verfasser des Münchner Stadtbuches, entwirft ein anschauliches Bild über die Kücheneinrichtung der Hausfrau[3]). Er schreibt: „Bei aller Einfachheit des Tisches setzte aber die Bürgersfrau ihren größten Stolz und ein gewisses zur Schautragen der Wohlhabenheit darein, besonders vor Gästen mit vielem Küchengeschirr von glänzendem Zinn und Kupfer zu prunken, das wohlgeordnet auf Stellagen in der Küche und im Schlafzimmer gereihet war; neben diesen hingen zierlich bemalte steinerne Krüge. Des Gebrauchs der jetzt allgemein verbreiteten Schüsseln und Teller hätte sich damals jede nur einigermaßen wohlhabende Bürgersfrau geschämt. Bei Vornehmen waren, je nachdem ihr Vermögen es zuließ, selbstverständlich alle Feinheiten und Üppigkeiten der Tafelfreuden in Anwendung und es gehörte sogar zum noblen Ton, einen französischen Koch

zu haben; dadurch entstand schon damals die Unsitte, den Speisen französische Namen zu geben."

Ein Aufsatz von Oberregierungsbaurat i. R. A. Lehr in der Bayrischen Heimat über das erste Bratrohr in München dürfte an dieser Stelle von besonderem Interesse sein[4]). Vor einhundertfünfzig Jahren nämlich kannte man derartiges in den Münchner Häusern noch nicht. „Man konnte nur kochen und braten über dem offenen Herdfeuer. Der Kochtopf stand auf einem Dreifuß oder hing an einer Aufhängvorrichtung. Gebraten wurde am Spieß, der gewöhnlich in die hakenförmigen Enden eines oder zweier Feuerböcke gelegt wurde. Er mußte von der Hausfrau zur Erzielung einer gleichmäßigen Behandlung des zu bratenden Stückes über dem offenen Herdfeuer von Zeit zu Zeit gewendet werden. Über dem Herd war ein mächtiger, baldachinartiger Rauchfang, der oben mit einer Öffnung zum Abzug des Rauches versehen war. Aus ihm gingen die vorzüglich geräucherten Schinken und Würste der damaligen Zeit hervor. Er besaß an seinem unteren Teil Vorrichtungen zum Aufstellen und Aufhängen von Tellern, Schüsseln, Kannen, Tassen und Töpfen und gab der alten Küche ein malerisches, trauliches und behagliches Aussehen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vollzog sich allmählich eine große Umwälzung, als in Deutschland das Schwinden des Holzbestandes und die stark in die Höhe gehenden Brennholzpreise eine sparsamere Verwendung des Holzes nötig machten. So wurde eine Zunahme der Kohlenfeuerung herbeigeführt. Nun traten immer häufiger an Stelle der Herde mit offenem Feuer solche mit geschlossenem. Diese besaßen eiserne Kochplatten über der Feuerung mit zwei bis vier kreisförmigen Öffnungen und wurden gewöhnlich „Castrolherde" genannt (von Casserole = die Pfanne). Den Bratspieß konnte man über dem offenen, nicht aber ohne weiteres in dem geschlossenen Herdfeuer verwenden. In München machte sich Benjamin Thompson um die Einführung eines von ihm erfundenen Bratrohres verdient. Er wollte insbesondere dem ärmeren Teil des Volkes die Möglichkeit geben, Brennmaterial zu sparen. Er beschreibt sein Bratrohr eingehend in seinen kleinen Schriften (III. Bd. 4. 5. Kap., Benjamin Graf v. Rumford).

Bürger und Handwerker nahmen im allgemeinen zu damaliger Zeit noch kein Frühstück. Zu Mittag aß man um elf Uhr, zu Abend um sechs Uhr. Mittags gab es gewöhnlich Suppe, Voressen (Ragout), Rindfleisch und Gemüse, an Sonntagen Kalbsbraten, an hohen Fest-

tagen aber eine gebratene Gans. Gewisse Speisen waren täglich oder an gewissen Tagen herkömmlich bei einigen Gewerben; so gabs bei den Schuhmachern bei jedem Abendessen Salat. Es läßt sich nicht feststellen, welche Salatsorten gemeint sind. Wenigstens zweimal in der Woche stand selbst auf des Kleinbürgers Tisch Kalbsbraten, dazu gab es tüchtige Knödel. Auch hier scheinen sich die Anschauungen Regnets und Friedrich Nicolais zu decken. Da Nicolai auf seiner Reise durch Süddeutschland von Wien herkommt, liebt er es, die Münchner Bevölkerung der Wiener gegenüberzustellen. Er schreibt: „Der Mittelstand und gemeine Mann isset überaus viel, und derbe Speisen. Er scheint mehr Gartenfrüchte, z. B. Kohlraben u. dgl. zu essen, als der gemeine Mann in Wien. Die Mehlspeisen, Knödel, Wespennester, Dampfnudeln u. dgl. sind äußerst gemein, und werden von den Bayern für besondere Leckerbissen gehalten. Einige feine Arten sind dies auch wirklich; aber die gemeinen bayrischen Knödel und Mehlspeisen sind nicht für einen niedersächsischen Gaumen."

Nach Regnet huldigten die Vornehmeren in der Regel den Freuden der Tafel, frühstückten Kaffee, Chokolade oder Tee und sahen zu rechter Zeit Gäste an der mehr oder minder reich besetzten Tafel, die meist nach zwölf, spätestens um halb zwei Uhr serviert wurde. In guten Häusern in München, äußert sich Nicolai, auch in guten Wirtshäusern seien übrigens die Speisen sehr wohl und mit mannigfacher Abwechslung zubereitet; nicht gar so weichlich wie die österreichischen. Sehr anmaßend aber ist es, wenn er meint, die groben Mehlspeisen nebst dem dicken Bier würden gewiß zur Dummheit und zum phlegmatischen Wesen des gemeinen Mannes in Bayern nicht wenig beitragen[5]).

Allen aber, arm und reich, kam die Wohlfeilheit der Nahrungsmittel sehr zu statten. So kostete nach C. A. Regnet im Jahre 1782 ein Pfund Ochsenfleisch 6 kr. 3 Pf. (21 Pfg.), Kalbfleisch 5 kr. (15 Pfg.), Schweinefleisch 6 kr. (18 Pfg.), eine Gans 48 kr. (1.37 Mk.), eine Maß braunes Sommerbier 3 kr. 1 Pf. (10 Pfg.), ein Pfund Butter 14 kr (40 Pfg.), Schmalz 15 kr. (43 Pfg.) und zehn Eier einen Batzen oder 4 kr. (11 Pfg.)[6]).

Kehren wir wieder zum Leben und Treiben der einfachen bürgerlichen Familie zurück. Für sie, besonders für den Mann stand am Sonntag Nachmittag mehr oder weniger der Bierkeller im Mittelpunkt der Erholung. Altmünchner Brauch war es für den Hausvater, am Sonntag Nachmittag nach dem Dreiuhr-Segen in der St. Peterskirche mit

seiner getreuen Gattin und der Familie einen Spaziergang vor das Tor zu unternehmen, um mit tunlichster Vermeidung zu großer Umwege auf einen der vielen Bierkeller zuzusteuern, die sich besonders am rechten Isarufer in ansehnlichen Reihen nebeneinander befanden. Eine Schilderung des damaligen Kellerlebens, dem das heutige in vielem gleichgeblieben ist, soll unter dem Punkt „bürgerliches Brauchtum an Vergnügungsorten“ erfolgen.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß zu dieser Zeit die leiblichen Genüsse sehr stark im Mittelpunkt eines behäbigen Münchner Bürgers standen. Anonymus beschreibt in der Bayrischen Heimat (1927) den Tageslauf eines solchen Münchners aus dem Jahre 1779 in einfacher Weise wie folgt: „Die ganze Tagestätigkeit bewegt sich zwischen Aufstehen, Kaffee, Spazierengehen, Nachhausegehen, Kartenspiel, nachmittags Bier oder Kaffee, beispielsweise im „Grünen Baum“, fünf Uhr weißes Bier und dann Wein, abends vielleicht Entenbraten, noch ein paar Maß Weiß und elf Uhr Schlafengehen“. Ein geruhsames bürgerliches Leben der damaligen Zeit darf nach all dem bereits Erwähnten sicher auf dieser Basis angenommen werden.

Und wie stand es mit dem Tun und Treiben der damaligen Münchner Hausfrau? Dr. A. Dreyer schreibt in einem Artikel „Die Münchnerin“ im Heimgarten vom 14. November 1924: „Fast bis in das 19. Jahrhundert dauert es, bis die Frau des Münchner Bürgerstandes als Eigenwesen Geltung erhält. Ihr Leben wurde von häuslichen Beschäftigungen ausgefüllt. Durch die weitgehende Pflege verwandtschaftlicher Beziehungen suchte man den engen Kreis der Häuslichkeit zu erweitern. Ihre Schönheit, die von verschiedenen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts gerühmt wird, verstand die Altmünchnerin durch Putz und Pracht der Kleidung zu erhöhen. Tapfere Frauen, mutig im Daseinskampfe, gab es darunter nicht wenige, so die Gattin des Hofmechanikus Gallmeyer und andere mehr.“

Was Regnet über das Leben der bürgerlichen Hausfrau schreibt, stimmt, auch ohne Angabe einer eigentlichen Jahreszahl, mit der Schilderung Dreyers überein, so daß doch der Ausgang des 18. Jahrhunderts angenommen werden dürfte. Auch bei Regnet erscheint das Leben der bürgerlichen Hausfrau sehr eng abgegrenzt. Häusliche Beschäftigungen füllen die Wochentage aus nach dem Besuch des Frühgottesdienstes. So erschien die Frau nur Sonntags mit ihrem Manne auf der Straße,

sei es, um zur Kirche oder auf den Bierkeller zu gehen, oder einen Spaziergang oder Ausflug über Land zu machen, an dem dann auch die Kinder teilnehmen durften. Aber das häusliche Behagen erhöhte die sorgsame Hausfrau soweit es die Verhältnisse gestatteten. Eine Staatsstube war ihr Stolz. Auf Tisch und Schrank war da der bessere Hausrat und Wertvolleres an Zinn, Porzellan, Steingut oder Glas zierlich aufgestellt. In wohlversperrten Kästen ruhten Staatskleider und Wäsche aller Art samt gewaltigen Stücken von Leinwand, manches darunter aus eigenem Gespinnste. Kaffeevisiten und Theaterbesuch kamen kaum in Frage. Verwandschaftliche Beziehungen wurden dafür weitgehendst gepflegt. Bestimmte Ereignisse im Familienkreise fanden eine lebhafte Teilnahme; Geburten, Hochzeiten und Todesfälle gewannen erhöhte Bedeutung[7]).

Das führt uns bereits hinein in das Brauchtum des engeren bürgerlichen Familienkreises bei frohen und traurigen Lebensereignissen.

Ward ein Kind geboren, so wurde es damals wo möglich noch am selben Tag zur Taufe in die Kirche getragen und das freudige Ereignis durch einen kleinen Schmaus gefeiert. Helene Raffs Brauchtumsschilderungen gehen — nach der mir von ihr persönlich zugegangenen Versicherung und nach der vielfachen Übereinstimmung mit der Regnetschen Schilderung — hier auf das ausgehende 18. Jahrhundert zurück. An dem kleinen Taufmahl nahmen, wie es in guten Bürgerhäusern Sitte war, der Geistliche, die Paten, die Hebamme und die nächsten Verwandten teil. Sowohl Regnet wie Raff betonen, daß Fleischspeisen dabei nicht üblich waren. Als unerläßliche Speisen wurden aufgesetzt: Schneeballen (eine Art Krapfen), Käse, Konfekt, Früchte und Wein. Davon bekam auch jeder Gast etwas als sog. „Bescheidessen“ noch in die Wohnung geschickt. Raff betont noch, daß Käse beim Kindstaufmahl dabei sein mußte, weil das Kind, wenn es ein Knabe war, sonst später keinen Bart bekam. Nach Regnet am neunten Tage, nach Raff einige Tage nach der Taufe fanden sich verwandte, verschwägerte oder sonst befreundete Frauen zum Besuche ein. Es war das sog. „Weisengehen“. „Weisat“ oder „Weiset“ war das altbayrische Wort für das Kindbett- oder auch für das Hochzeitsgeschenk. Das Weiset bestand meist aus Kaffee, Kandiszucker, feinem Mehl, Raff nennt auch noch Eier, Butter. Es sollte gleichsam ein Beitrag für den nun vergrößerten Haushalt sein. Raff weist dabei auf das altbayrische Weihnachtslied hin. Wenn die Hirten sich aufmachen gen Bethlehem, wird beraten,

was sie dem göttlichen Kinde und der reinsten Mutter „weisen" wollen und der älteste Hirte mahnt den jüngeren:

„Und bal ma zu dem Kind hinkemma / So buckts enk sauber fei,
Tuats Weisat in die Hand nemma / Und geats schö zugsam nei!"[8])

Auch Daxenberger weiß in seinem Büchlein „München Hundert und eins" vom Jahre 1840 als erwachsener Mann zu berichten, daß seine selige Mutter diese Förmlichkeiten bei Kindstaufen, Hochzeitsmahlen das „Weisengehen" nannte, was neuerdings die Pflege dieses Brauchtums um die Jahrhundertwende erhärtet, da wir doch sicher annehmen müssen, daß seine Mutter diese Zeit in jungen Jahren erlebte. Das Münchner Kind erhielt einen Patentaler, meist eine schöne alte Münze, in Papier eingewickelt in die Wiege gelegt. Weiter hören wir von Daxenberger, daß das Kind im ersten Jahr einen silbernen Löffel bekommt, den „Göthen"-Löffel, während Raff und Regnet eine spätere Zeit, „wenn das Kind größer oder gar erwachsen war", ansetzen. Der Löffel zeigte den eingravierten Namen des Herrn Goden. Solange das Kind die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten, wird es am Palmsonntag im Hause des Paten mit Met und Konfekt bewirtet. „Am großen Seelentag macht man den Kindern noch diese Stunde kleine Geschenke, welche in Kleidungsstücken und großenteils in allerlei Arten von Früchten bestehen"[9]). Bis zum neunten, zehnten Lebensjahr, berichtet Daxenberger weiter, erhält das Kind an jedem Allerseelentag einen „Zeller Wecken", „Zellerzopf" (eigentlich Seelenwecken). Dieses Gebäck, künstlich geflochten, vom einfachen hefenartigen bis zum feinsten Biskuit- oder Makronenteig zierte auch noch am Ausgang des 19. Jahrhunderts und zum Teil noch bis in das 20. Jahrhundert hinein in allen Größen, mit bunten Papierblumen besteckt, während der letzten Oktober- und ersten Novembertage die Auslagefenster sämtlicher Münchner Bäcker und Konditoren. Daxenberger spricht auch noch von einem ganzen Korb voll Äpfel, Birnen, Welschnüssen, welche die Goden mitsandten. Göd und Godel stehen dem Kinde näher als selbst die Blutsverwandten; denn sie sind es, welche das Kleine „aus dem Wasser" (der Taufe) holen und ihm den Namen „schöpfen".

Ehemals war es Brauch, daß am Tage der hl. Firmung das Patenkind nochmals brieflich dem Göd oder der Godel ehrerbietigen Dank sagte dafür, daß sie ihm einst zur christlichen Taufe verholfen hatten.

Wo Kinder sind, erzählt Raff, galt es als heilsam, ein Rotkehlchen im Käfig zu halten, weil bei Masern und Scharlach der Kinder dieser Vogel die Krankheit an sich ziehen soll.

Sehr bedenklich war die alte Sitte, das Kind, fast bis es stehen konnte, fest zu „fatschen", d. h. zu wickeln, wobei die Ärmchen fest an den Körper gepreßt wurden. Da mochte wohl die eingeborene Gesundheit eines urwüchsigen Volksstammes dazugehört haben, daß nicht viel häufiger Krankheit und Verkrüppelung hieraus entstanden sind. Außerdem verriet sich noch das Trotzen auf diese Gesundheit im frühen Darreichen schwer verdaulicher Nahrung, in vorzeitigem Biergenuß und ähnlichen Dingen.

Im Brauchtum des heranwachsenden Kindes folge ich einzig der Brauchtumsüberlieferung Helene Raffs, da ich bei den anderen nichts finden konnte.

Ward das Kind größer, so walteten die Eltern ihrer Erzieherpflicht. Sie lehrten es, nicht ohne Morgengebet aufstehen, nichts anzunehmen aus fremder Hand; denn feindliches, nächtiges Wesen könnte sonst Macht über Leib und Seele des Kindes gewinnen. Es soll nichts aufheben von der Straße, bei Tisch das Messer nicht mit der aufwärtsgekehrten Schneide hinlegen, damit nicht ein Englein oder eine arme Seele sich daran schneidet. Eßbare Gegenstände wegzuwerfen gilt als Sünde gegen die Gottesgabe, ausgenommen, das Kind legt ein Stück Brot ins Freie auf einen Kreuzweg oder in ein Bächlein mit den Worten: „Für die armen Seelen". Wer den Tisch des Abends nach dem Nachtmahl nicht ordentlich abräumt, nimmt den armen Seelen die Ruhe. Wer ohne Nachtgebet einschläft oder die Stiefel verkehrt vors Bett wirft, den kann die Trud (der Alp) drucken oder es kann der Teufel zu ihm einsteigen. Dieser kann aber auch einfahren in solche, die beim Gähnen nicht die Hand vor den Mund halten. Recht hoffärtige Dirndln aber, die sich voll Eitelkeit in einem Spiegel beschauen, sollen ein Teufelsantlitz oder einen Totenkopf statt des ihrigen sehen.

Nach Sonnenuntergang, wo alles Unholde am Weg war, sahen sorgliche Eltern es nicht mehr gerne, daß ihre Kleinen draußen spielten.

Niemand war bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts verpflichtet, seine Kinder in eine öffentliche Schule zu schicken. Jedem stand es frei, sie nach eigenem Gutdünken erziehen zu lassen. Der Adel hielt sich Privatlehrer, Bürgersöhne besuchten öffentliche Schulen. Den Unterricht

der Mädchen übernahmen hauptsächlich die Nonnenklöster, so die Englischen Fräulein, die Salesianerinnen, die Servitinnen. Zur Ausbildung armer, fähiger Knaben für den Priesterstand kam das Gregorianum in der Neuhauserstraße in Frage.

Der Wissenstrieb und die Lektüre spielten in der Zeit, besonders in der Frauenwelt, noch keine namhafte Rolle. Was für das erste Drittel des 19. Jahrhunderts gilt, kann in erhöhtem Maße auf das 18. Jahrhundert angewendet werden. „Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden in München meist bloß Gebet- und Schulbücher gekauft; höchstens noch das Kochbuch der braven Regensburgerin Katharina Daisenberger“ [10]).

Lorenz v. Westenrieder aber schreibt in seinem unter „Werthers“ Einfluß stehenden Roman „Leben des guten Jünglings Engelhof“ (1781) im zweiten Teil: „Ich denke aber immer, es sey zur Bildung eines Frauenzimmers nicht notwendig, daß selbes viele Bücher gelesen haben soll und das Beyspiel guter Leute und die eigene Klugheit seyen weit zweckmäßiger, sie in allem dem, was die gesunde Vernunft, die wahre, weibliche Geschicklichkeit, Würde und Anstand betrift, zu unterrichten“.

1784 erschien nach bereits vorausgegangenen Versuchen eine neue Zeitschrift für Kinder unter dem etwas sonderbaren Titel: „Kinderakademie, eine Monatsschrift zur Aufklärung des Verstandes und Bildung des Herzens der Jugend“. Der Herausgeber war der verdiente Chemiker Flurl, der an Vinzenz Ball einen getreuen Mitarbeiter fand. Ihre Kinderakademie, eine Jugendschrift im besten Sinn des Wortes, ist in Form von Gesprächen zwischen einem Lehrer und einer Anzahl von Kindern abgefaßt. Die Zeitschrift mußte aus nicht aufgeklärten Ursachen 1786 ihr Erscheinen einstellen.

Die späteren Versuche einiger wohlmeinender Männer als auch unberufener Schreiber, die Jugendliteratur in Bayern zu bereichern, kamen meist nicht über die ersten Anläufe hinaus [11]).

Soviel über Brauchtum bei Geburt, Taufe und Jugendjahre.

Folgen wir nun einzelnen Hochzeitsbräuchen. Ich halte mich dabei an die Ausführungen Helene Raffs, da Regnet und J. M. Mayer die Sache sehr knapp, Hübner, Westenrieder und Nicolai nicht ausdrücklich erwähnen. Die Bräuche harrender Mädchen an einzelnen Heiligenfesten möchte ich beim weltlichen Brauchtum berühren [12]).

Eine Art Liebeszauber sucht ein heiratsfähiges Mädchen dadurch auszuführen, daß es einen Tropfen seines Blutes dem Mann in Bier oder Wein zu trinken gibt. Der schaurige Aberglaube des „Totbetens" (durch Rückwärtsbeten des Vater unser) wurde geübt, wenn ein Mädchen sich an einem Ungetreuen rächen wollte.

Wurde von Anfang an der rechtmäßige Weg betreten, so erfolgte die Anfrage nicht durch den Freier selbst — auch wenn sich dieselben schon einig waren —, sondern durch einen älteren ehrsamen Mann, meist einem nahen Verwandten, ob die Sippe des Mädchens und dieses selbst zur Vermählung geneigt sei. War man sich einig, so erfolgte der feierliche Verspruch im engsten Familienkreise. Um so prunkvoller wurde die Hochzeit gefeiert; wer immer zur Freundschaft (Verwandtschaft) gehörte, mußte dazu geladen werden. „Ich gehe dir auf die Hochzeit", war ein Versprechen, das freundliche, ehrende Gesinnung ausdrückte. Die Hausfrau aber war bei solchen Anlässen stolz vor den Gästen mit ihrem schönsten Geschirr prunken zu können. Wir haben ja bereits gehört, daß in wohlhabenden Bürgerhäusern damals an glänzendem Zinn und Kupfer kein Mangel war. Die Leistungsfähigkeit bei solchen hochzeitlichen Gastmälern schien außerordentlich groß gewesen zu sein. Sodann erhielten die Gäste am Schlusse eine zierlich in ein Tuch eingewickelte Mitgabe, die sie mit heimnahmen und die das „Bscheidessen" hieß. Wann sich die Sitte einbürgerte, das Hochzeitsmahl in einem Wirtshaus zu halten, konnte ich nicht ausfindig machen. Regnet, der die Schilderung des Familienbrauchtums in seinem Buche auf den Schluß des 18. Jahrhunderts verlegt, schreibt: „Hochzeiten wurden von bürgerlichen Kreisen regelmäßig in einem Wirthshause gefeiert. Auch dabei fehlte es an Geschenken der geladenen Gäste nicht, während sich an dem Tanze wohl auch andere beteiligen durften. Vom Hochzeitsmahle bekamen die geladenen Gäste ins Haus geschickt oder trugen es in einer Pause zwischen zwei Gängen selber heim." Meltner (Bayerland 1894) wie Raff berichten, daß bei Hochzeiten vom Turm herab geblasen wurde, während sich die Aufzüge der Kirche näherten. Der Brautzug begab sich in früheren Zeiten zu Fuß in die Kirche, später bediente man sich bei vornehmen Hochzeiten der Kutsche, wenigstens für die Braut und die beiden Ehrenmütter. Die Braut war durch den reichgestickten Brautgürtel und durch die mit Blumen durchflochtene Brautkrone ausgezeichnet. Der Bräutigam aber steckte sich an Hut und Sonntagsrock ein Sträußchen von goldenen und silbernen Flitterblumen,

mit bunten Bändern durchflochten, dazu trug er ein Zweiglein Rosmarin. Vor dem Kirchgang war es Sitte, daß das Brautpaar noch den Eltern für alle bisher empfangenen Wohltaten dankte und noch den Segen von ihnen erbat[13]).

Solange noch die Kirchen Münchens mit Friedhöfen umgeben waren, galt der alte fromme Brauch, daß sich das neugetraute Paar beim Verlassen der Kirche an die Gräber der dort bestatteten Verwandten, zumal der Eltern, begab, um im stillen Gebet daran zu verweilen. Beim Verlassen des Friedhofes sperrte gewöhnlich ein Strick mit frischem Grün umwunden den Ausgang, und dieser mußte erkauft werden, indem der Bräutigam kleine Münzen unter die den Strick haltende mutwillige Jugend warf.

Beim Betreten des Hauses, wo das Hochzeitsmahl stattfand, war es ehemals Sitte, daß die Köchin der Braut entgegentrat, sie begrüßte und aufforderte, das Kraut zu versuchen, worauf die Braut in die Küche ging, die Suppe salzte und etwas vom geweihten Hochzeitswein in den Fleischtopf tat. Später pflegte die Köchin während des Mahles mit verbundener Hand im Saale zu erscheinen, klagend, daß sie vor Freude und Aufregung sich so arg verbrannt hätte und nicht weiterkochen könnte. Doch stellte ein Trinkgeld des Bräutigams sie alsbald wieder her.

Der Brauch, daß während des Hochzeitsmahles die Braut plötzlich verschwunden, nämlich gestohlen war, geht auf uralte Germanensitte zurück. Der Bräutigam mit seinen Beiständern machte sich auf, sie zu suchen, fand sie endlich in einem Nachbarhause versteckt und mußte sie von den jungen Leuten, denen der Raub gelungen war, mit Geld wieder auslösen.

Den Reigen nach der Tafel eröffnete der Hochzeiter mit seiner Hochzeiterin, darnach forderten beide alle anwesenden Ehrengäste der Reihe nach zum Tanzen auf. Mitunter gab es zu Anfang des Tanzes eine kleine Verzögerung, da die Hochzeiterin mit einem Male hinkte. Es stellte sich heraus, daß eine größere Münze in ihrem Schuh das Hinken veranlaßt hatte. Das Hindernis wurde entfernt und den aufspielenden Musikanten eingehändigt.

Bis zur Schwelle des hochzeitlichen Gemaches gaben ehemals dem Brautpaar die nächsten Angehörigen das Geleit; bei vornehmen Hochzeiten wurde dem Paar mit Fackeln vorangeleuchtet. Der Tag nach der Hochzeit hieß der „goldene Tag“. Er wurde durch ein kleines Mahl im

Hause der Brauteltern gefeiert, an dem aber nur die nächsten Verwandten teilnahmen. An diesem Tage wurde die Mitgift der Frau dem Gatten ausgehändigt.

Auffallend reich fließen die Nachrichten über das Brauchtum bei Tod und Begräbnis. Was dem Menschen am tiefsten geht, was ihn mit Schaudern erfüllt, das beschäftigt ihn auch am meisten in seiner Einbildungskraft und läßt dann auch im Brauchtum üppige Blüten treiben. Auch hier ist es das ausgehende 18. Jahrhundert, das uns beschäftigt.

Schon die Versehgänge zu den Kranken und Sterbenden standen im alten München des 18. Jahrhunderts hoch in Ehren. Nicolai, der scharfe und kritische Beobachter des Münchner Brauchtums um 1783, schreibt: „Wenn das Venerabile zu einem Kranken geholt wird, so wird aus den Fenstern in allen Häusern aus Andacht ein Leuchter mit einem Licht hinausgehalten, solange das Venerabile in der Gegend ist. Das gibt eine fortlaufende Beleuchtung."

E. Geiß[14]) gibt eine interessante Mitteilung über Versehgänge in der Aufklärungszeit. Da heißt es: „Am 14. April 1801 wurde befohlen, die Provisuren so wenig als möglich auffallend zu machen. Dabei sollen lange Stangen (war vielleicht ein kleiner Traghimmel gemeint?) wegbleiben. Mit einem kleinen Glöcklein soll nach mehreren Schritten ein Zeichen gegeben werden. Wie sehr die Einhaltung dieses Befehles dem Volke mißfiel, soll hier ein anonymer Zettel, der öffentlich an den Straßenecken angeschlagen wurde, zeigen: „Das ist ein specktackel, daß die Kobarorten (Kooperatoren) so faul sind, daß sie nicht Efendlich mit unsern Herr Gott gehen, und wenn so fiel heilige Segen versäumet werden; denn sie helfen selbst den christlichen Glauben verdilgen".

Eine alte Polizeiordnung, die ich am Schluß der Arbeit mit andern bekannt geben möchte, vom 1. Juli 1802 ordnet die Größe und Art der Seelsorgerlaternen an, die zu Versehgängen benützt werden sollen.

Die Angst vor dem Lebendig-begraben-werden schien zuweilen groß gewesen zu sein. J. Höfer schreibt in einem Artikel der „Bayr. Heimat" vom 6. März 1934, daß es vor 150 Jahren Brauch gewesen sei, die Verstorbenen schon am Sterbetage oder tags darauf ohne amtliche Leichenschau zu begraben. Da heißt es: „Gegen diese kurzfristigen Leichenaufbewahrungen wandten sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts viele angesehene bayrische Ärzte in der Befürchtung, es könnten auch Scheintote beerdigt werden. Am 11. Januar 1792 lud darum die bay-

rische Landesregierung Beamte, Geistliche und Ärzte für den 30. Januar nach München zu einer Beratung, was zur Verhütung des Begrabenwerdens von Scheintoten geschehen könnte. Es wurde beschlossen, an alle Ämter eine provisorische Verordnung hinauszugeben, daß die Toten innerhalb 48 Stunden nicht mehr beigesetzt werden dürfen. Vor Ablauf dieser Frist sollte ein Arzt oder Wundarzt verständigt werden, der die Leiche besichtigt und dem Pfarrer ein Zeugnis über den wirklich erfolgten Tod ausstellt. Auf die Nichtbefolgung dieser Verordnung wurden für Geistliche und „Seelweiber“ (Leichenfrauen) schwere Strafen gesetzt. Im übrigen wurden die Pflege- und Pfarrämter veranlaßt, zur weiteren Beratung dieser Sache ihre Meinungen zu äußern. Die eingelaufenen Gutachten sprachen sich fast ausnahmslos für die Errichtung von Leichenhäusern aus. München erbaute schon 1793 beim Sendlingertor ein Leichenhaus mit drei Zimmern für die Toten, einem Zimmer für die Wächter und einem Raum für Leichensektionen.“

Während wir heutzutage unsere Begräbnisplätze hinaus vor den Stadtrand legen und uns beklagen, wenn jene infolge der großen Ausdehnung der Stadt wieder näher rücken, nahmen unsere Ahnen keinen Anstoß daran, wenn sie rings um den Friedhof wohnten. Der Friedhof um die alte Frauenkirche, der sog. Frauenfreithof, war in älterer Zeit von einer Mauer umgeben. Diese hatte fünf Öffnungen und in jeder ein Drehkreuz. Brachte man dort ein Kind zur Taufe, so mußten dem Mesner ein paar Kreuzer Schrankengeld gereicht werden, damit er es einließ. Nach Regnet wurde dieser Friedhof erst 1774 beseitigt; der um die St. Peters-, Heilig Geist-, Dreifaltigkeits-, Kreuz- und Salvatorkirche war noch bis 1789 in uneingeschränktem Gebrauch. Einen großen Dienst erwies der „Intelligenzer“ und Münchner Reformator Joh. Franz Kohlbrenner der Stadt durch sein beharrliches Eifern gegen die Leichenbeisetzungen in den Kirchen, Grüften und Stadtfriedhöfen, womit er wenigstens die Einebnung des Franziskanerfriedhofs und die Niederlegung der Gottesackermauern von St. Peter erreichte, aber schon im folgenden Jahr ging die Sache nicht mehr voran[15]).

Geiß schreibt, daß am 7. Februar 1789 befohlen wurde, „daß niemand, wessen Standes und Würde er auch sei, weder in den Kirchen, noch in den Städten ferner begraben werde, sondern auf den Friedhöfen. Die Grüfte in den Kirchen sollen ausgefüllt, die danebenliegenden Leichenäcker geebnet und womöglich mit Pflastersteinen bedeckt werden. So heilsam auch die Verlegung der Gräber sein mochte, der St. Peters-

kirche war sie zu großem Schaden. Herr Dechant Kumpf legte dar, daß die Grüfte seiner Kirche von 1774 bis 1783 2049 fl. 3 kr. ertragen hatten. Doch umsonst, die Maßregel blieb; der neue Gottesacker wurde um die St. Stephanskirche angelegt und Herr Dechant Kumpf benedizierte ihn am 14. April 1789"[16]).

„Die Beerdigungen der Leichen in Kirchen und Grüften ist allgemein verboten" schreibt Hübner; „die schimpfliche Behandlung unehelicher Leichen durch abgesonderte Begräbnisstätten ist untersagt und ihnen, wie den ehelich Gebohrnen die geweihte Erdscholle gegönnt. Alle der Gesundheit der sog. Leichenbether so nachteilige Mißbräuche, und die hin und wieder noch gebräuchlichen Leichenmahle, Austheilungen von Leichenkuchen u. dgl. wurde unter strenger Ahndung ganz aufgehoben."

Hübner Lorenz spricht in seiner „Beschreibung der Stadt München", 1803, auch davon, daß im Jahre 1788 der längst gefaßte Entschluß vollzogen wurde, alle Freithöfe der Stadt aufzuheben und die Leichen außerhalb der Stadt zu begraben. Dazu fand man es nötig, den alten Gottesacker zu erweitern und erbaute einen neuen daran, den äußern, den man mit Mauern umgab, den noch heute bestehenden südlichen Friedhof. Das alte Knochenhaus unweit der Kirche ist 1791 in eine Leichenkapelle umgeschaffen worden, worin der Leichnam 48 Stunden lang (außer augenscheinlicher Gefahr der Ansteckung) unbedeckt aufbewahrt wird, um sich des gewissen Todes gegen die Gefahr des Lebendig-begraben-werdens zu versichern. In dieser Absicht ist für die Winterszeit auch ein Ofen angebracht. „Die Krankheiten, wegen deren der Tod erfolgt ist, werden in den Blättern des Münchner Anzeigers bekannt gemacht. Alle Kleidungsstücke und Bettgewande der an ansteckenden Krankheiten Verstorbenen werden verbrannt. Die Behandlung der Leichen wird größtenteils von den Seelnonnen, in Hinsicht auf die männlichen seit 1782 auch von Männern verrichtet." Auf die Seelnonnen wird noch in einem späteren Kapitel des näheren eingegangen werden. Das Jahr 1791, das Lorenz Hübner für die Erbauung der Leichenkapelle erwähnt, dürfte doch bei ihm, als einem Zeitgenossen, glaubwürdiger erscheinen als das Jahr 1793, das Höfer in seinem Artikel für die Erbauung annimmt. Zwei verschiedene Leichenhäuser wären doch in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts in der Nähe des Sendlingertores im Zeitraum von zwei Jahren nicht erbaut worden.

Hans Bege brachte in der „Heimat", der Unterhaltungsbeilage der Münchener Neuesten Nachrichten (1928, Nr. 9) interessante Mitteilungen über Begräbnisgebräuche in Altmünchen.

Nach ihm hatte Kurfürst Karl Theodor schon im Jahre 1783 eine Verfügung erlassen, die Beerdigungen innerhalb der Stadtmauern verbot. Er schreibt: „Es durften von da ab nur noch vor dem Sendlingertor auf dem Friedhof neben dem Stephanskirchlein Bestattungen stattfinden." Dem ist wohl mit Recht entgegenzusetzen, daß L. Hübner erst vom Jahre 1788 spricht, in welchem der längst gefaßte Entschluß vollzogen wurde, alle Freithöfe der Stadt aufzuheben, und Geiß erwähnt, daß Herr Dechant Rumpf den neuen Gottesacker am 14. April 1789 benedizierte.

Hans Bege führt weiter aus: „Im Volksmund hieß dieser Friedhof „der Steffl" und man sagte bedauernd von einem recht leidend aussehenden Menschen: „der Arme kimmt a bald zum Steffl naus". Das Kirchlein hatte ein ganz eigentümlich klingendes Geläute, nach dem der Münchner Volkswitz den Spruch formte: „Ziegelgeiner, Ziegelgeiner, geh' nur rein, du g'hörst schon mein".

Bei Todesfällen gab es damals eine Menge Bräuche, die meistens streng befolgt wurden. Die Leiche blieb (vor Erlaß der Verordnung) im Sterbehause und alle nötigen Tätigkeiten, besonders auch die Tag und Nacht währende Leichenwache waren der „Seelnonne" übertragen. Aber gleich nachdem der Sterbende hinübergegangen, hatten die Hinterbliebenen vielerlei zu bedenken, um dem Toten den Übergang zu erleichtern und sich gewissermaßen vor zu früher Nachfolge im Tode zu schützen. Zuerst wurden die Fenster des Sterbezimmers geöffnet, damit die „Seel' hinausfahren kann". Dann mußte dem Toten ein Geldstück in den Mund gelegt werden, da man in München glaubte, er würde sonst „umgehen", d. h. als Gespenst erscheinen, um nach einem etwa versteckten Schatz zu sehen. Dieser Brauch erinnert an den der alten Griechen, die ihren Toten einen Obolus als Fahrgeld für Charon in den Mund legten, damit er sie in seinem Nachen über die Flüsse der Unterwelt fahre.

Dann war es auch sehr wichtig darauf zu achten, daß dem Verstorbenen kein Band oder ein anderer Teil seiner Bekleidung in den Mund geriet, weil er sonst jemand von der Verwandtschaft „nachzieht". Aus demselben Grunde mußten auch die Augen festgeschlossen sein und man bestrich die Wimpern mit einem Klebemittel, um diesen Zweck zu er-

reichen. Vor allem aber mußte man sich hüten, Tränen auf Gesicht oder Hände des Toten zu lassen, da er sonst im Grabe keine Ruhe fand.

Starb in einem Hause jemand, so legte die Seelnonne ein Kreuz von Stroh vor das Haus, das sie mit einem Ziegelstein beschwerte. War der Tote eine junge, ledige Person, so wurde tagsüber auf den Stein an der Haustüre eine Flitterkrone gelegt, die nachts fortgenommen wurde und zuletzt den Sarg schmückte. Verheiratete Leute bekamen nur Kreuz und Stein vors Haus und auf den Sarg. Kindern schmückte man Kopf und Händchen mit Kränzen. Auf ihrem Sarg, den man in einer Kutsche zum Friedhof fuhr, lag ein Krönlein. Bei Erwachsenen war es nicht Sitte zu fahren. Vier bis acht Männer trugen den Sarg, dem die Leidtragenden zu Fuß folgten. Hier bestand das Gefolge ausschließlich aus Männern, während bei Kindern, die man nach 24 Stunden begrub, die Frauen folgten. Die Unverheirateten trug man erst nach 36 Stunden zu Grabe und die Verheirateten gar erst nach 48 Stunden.

Kam ein Leichenbegängnis an einer Kirche vorüber, läuteten die Glocken und begleiteten so den Trauerzug.

Je vornehmer der Verstorbene und sein Haus, desto später am Tage fand die Beerdigung statt. Arme und „gemeine Leut“ wurden morgens begraben und die Bürger erst nach der Vesperzeit. Bei den vornehmen Leichenbegängnissen folgten die Gugelmänner in ihren langen, schwarzen Mänteln, eine schwarze Kapuze über den Kopf gezogen, der Leiche. Wie es damals bei der Hochzeit Sitte war, sich mit Rosmarin zu schmücken, so zierte auch diese Blume die Teilnehmer eines Leichengefolges. Auch der Tote trug diesen Schmuck.

Mit dieser Brauchtumsschilderung Hans Beges stimmen die der Münchner Stadtgeschichtsschreiber des 18. Jahrhunderts Hübner und Westenrieder vollkommen überein, auch die des 19. Jahrhunderts von Regnet in knapper Form, von Josef Maria Mayer und die des 20. Jahrhunderts von Helene Raff.

Hübner bemerkt noch im besonderen: „Vermögliche Familien lieben den Trauerprunk einer öffentlichen Leichenbegängniß, um die langen Reihen ihrer Anverwandten vorzuführen. Adelige ziehen die Abende vor, um ein Heer von Bedienten mit brennenden Fakeln in Bewegung zu setzen. — In der Armenseelenwoche wird das feierliche Andenken an die Dahingegangenen erneuert; der allgemeine Gottesacker blüht wie ein Blumengarten, und zahllose Windlichter beleuchten die Nacht, die über den Gräbern der Geliebten ruht.“

Regnet und Raff betonen, daß der Hauptkläger bei der ersten Seelenmesse den Hut auf dem Kopfe behielt.

Hans Bege erzählt noch, daß allerlei sog. Aberglaube sich um den Tod und die Toten rankte. Lief eine Turmuhr ab, so glaubte man, es müsse ein Glied der regierenden Familie sterben.

Meltner berichtet in einem Artikel im Bayerland „München vor hundert Jahren", 1894: „Der Glaube an das Uhrablaufen ist noch ganz frisch. Als im Jahre 1777 Kurfürst Max III. mit Tod abging, seien, so konnte man noch lange in München erzählen hören, alle Turmuhren zu gleicher Zeit abgelaufen. Wenn während des Läutens der Sterbeglocke eben die Uhr schlug, so mußte an jenem Tage noch jemand sterben. Behielt ein Verstorbener ein oder beide Augen offen, so starb bald nach ihm ein Angehöriger seiner Familie."

H. Bege weiß noch von anderen Todesfurcht erregenden Situationen. „Heulte ein Hund in einem Hause, in dem ein Kranker lag, so war dies so gut ein Anzeichen seines Todes, wie das Raufen der Katzen und das Krächzen eines Raben über dem Hause. Wer einen Sargnagel in seine Türschwelle schlug, verlegte damit dem Dieb den Weg und wenn er den Nagel in die Spur eines Pferdes steckte, so war dieses gebannt und konnte nicht weiterlaufen. Wenn jemand an dem Grün und den Blumen des Toten roch, so verlor er den Geruch und wer in der Kirche erkrankte, wurde nie mehr gesund."

J. Max. Mayer fügt hinzu[17]): „Hat ein Kranker Hühner- oder Taubenfedern unter sich im Bett, so stirbt er hart. — Wenn man von einem Rosmarinstrauche ein Zweiglein einem Verstorbenen ins Grab mitgibt, so verdirbt der Stock, sobald das Zweiglein im Grabe zu faulen anfängt. — Sieht das Gesicht einer Leiche rot aus, so stirbt bald noch jemand aus der Freundschaft. — Ein Strick, woran ein Mensch erwürgt worden, in das Taubenhaus gehängt, macht, daß die Tauben allda verbleiben."

„Wenn in einer Münchner Kirche ein Licht auf dem Altare von selbst auslöschte, so ward daraus geschlossen, daß bald ein Priester dieser Kirche sterben werde." Der Totenwurm (Holzwurm), dessen leises Picken den Tod gleichfalls weissagt, ist unter dem Namen „Erdschmiedl" bekannt und unbeliebt[18]).

Wie bereits erwähnt, wurden Kinderleichen meist in der Mietkutsche zur Begräbnisstätte gebracht. Leichen von Kindern, die bei der Geburt gestorben waren, wurden bisweilen noch im 18. Jahrhundert

in irgend einer Gnadenkirche vor den Altar gelegt unter andächtigem Gebete, solange bis der kleine Leichnam „zeichnete“, d. h. irgend eine Veränderung zeigte, die als Merkmal flüchtig wiedergekehrten Lebens gelten konnte. Dann empfing er die Nottaufe und konnte somit der Christenheit beigezählt werden[19]).

Bis Ende des 18. Jahrhunderts gab es keine eigenen Leichenwägen. Am 18. Juli 1798 wird das Publikum von den neuverfertigten Trauerwagen in Kenntnis gesetzt. Im März 1798 beantragte Graf Rumford, der Vertraute des Kurfürsten Karl Theodor, bei der Staatskammer die Beschaffung von Kinderleichenwagen. So allgemein war die Sitte des Totentragens, daß die Fortschaffung der Leiche mittels Leichenwagen 1848 noch bei Strafe anbefohlen werden mußte. Bis tief ins 19. Jahrhundert kam es vor, daß die Seelnonne ein totes Kind auf den Friedhof trug.

Der obenerwähnte Antrag des Grafen Rumford bezüglich der Beschaffung von Kinderleichenwagen ging wohl die Polizeierinnerung vom 3. März 1798 im Kurpfalzbayrischen Intelligenzblatt voraus, die sich gegen den Mißstand wendet, sich der allgemeinen Lohnkutschen zu bedienen, um Kinderleichen nach dem Gottesacker zu bringen.

Eine weitere Polizeierinnerung vom Jahre 1802 befaßt sich damit, daß Ministranten Totenkronen, die bei Begräbnissen von Kindern und Unverheirateten auf den Sarg gestellt, dann auf Kreuz und Laternen gesteckt werden, unbenutzt aus dem Totenhause tragen, ohne vorhin ihren eigentlichen Zweck erfüllt zu haben.

Eine äußerst große Kindersterblichkeit schien im München des 18. Jahrhunderts geherrscht zu haben. Max Buchner schreibt z. B. u. a. in einer Münchner Familiengeschichte von einer angesehenen Münchner Bürgersfamilie des 18. Jahrhunderts, des Joseph Kaspar Schmederer, in welcher von den sechzehn Kindern nur vier am Leben blieben[20]).

Wenden wir uns nun wieder den Lebenden zu. Nach Lorenz Westenrieders „Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München im gegenwärtigen Zustande“ (München 1782), will ich noch einiges über das Wesen der Münchner, über ihre Formen im täglichen Verkehr und von dem Üblichen der Sprache schildern.

„Die Hauptzüge der Münchner sind ein biederes Wesen und eine einladende Redlichkeit. Der Ton ihrer Stimme ist ungesucht und wie ihre Bewegungen und ihr Gang bescheiden und männlich. Das Frauen-

zimmer wird unter das schönste in Deutschland gezählt und es gibt überhaupt in beiden Geschlechtern und unter den gemeinsten Ständen die geistreichsten Physiognomien.

Der wahre Münchner ist männlich höflich und schämt sich jemand eine Schmeichelei zu sagen, welche der andere nicht verdient oder woran sein Herz nicht denkt. Er spricht über seine Angelegenheiten ohne allen Umweg und setzt durch seine Kühnheit den höfischen Fremden in Erstaunen, denn der Eingeborene heuchelt nicht und wenn ihm etwas mißfällt und Unrecht däucht, sagt er es geradezu und beurteilt öffentlich den Vornehmen und den anderen. Er sagt es laut und ins Gesicht sagt er's ihm. Diese ihm gleichsam angeborene Gewohnheit den geraden Weg zu gehen, begleitet ihn allenthalben, und er bleibt nicht selten der Gefahr ausgesetzt, dadurch, daß er jemand, der ihn betrügen will, für ehrlich hält, übervorteilt zu werden. Ein ähnlicher Mangel an Welttugenden ist die hergebrachte Bescheidenheit, seines Verdienstes nicht zu achten. — Die Gelehrsamkeit und das, was man Aufklärung des Verstandes, Verbesserung des Geschmacks und Hebung des Charakters nennt, befindet sich, im ganzen genommen bei dem Mittelstand. Von diesem wird geschrieben, von diesem wird auch das meiste gelesen und gearbeitet und der Unterricht in Künsten und Wissenschaften den übrigen Ständen erteilt." Westenrieder, als Bahnbrecher der Aufklärung, spricht davon, „daß man hier lange, wie man zu sagen pflegt, vergessen habe, was eben gegenwärtig nicht weit von uns als eine große Seltenheit, und als die Erscheinung einer mächtigen Aufklärung bewundert wird"[21]).

Die Höflichkeit erwähnt Westenrieder in einem besonderen Abschnitt. Er sagt: „Einige der jungen Leute, denen man eine sog. Erziehung gibt, lernen die Höflichkeit sozusagen auswendig." Wie sehr diese von äußerer Formelhaftigkeit durchdrungen ist, erhellt aus dem folgenden: „Ihre Sprache ist fast immer die gleiche und man weiß ehe sie den Mund auftun, wie manches anfangen und enden wird." Wie sehr damals unsere deutsche Sprache von französischem Sprachgut durchtränkt war, zeigen einige Redensarten. „Wie gefällt Ihnen Spektakel? Heißt es gut, so setzt der Fremde gleich hinzu: es ist in der Tat excellent. Wenn die Bemerkung fällt „zu Ihnen gesagt", setzte man hinzu: das bleibt „entre nous". — Die Bürger nennt man gestrenge Herrn, die Stadträthe „Weisheiten". Unbekannte redet man mit Monsieur, Madame, unverheiratete „Frauenzimmer" mit Mademoiselle an.

Mamsell heißt alles, was in der Weiblichkeit nicht unmittelbar bürgerlichen Standes ist. — Wo kein Zwang herrscht, hört man oft den Ausdruck: „Sans façon“ und Erzählungen beginnt man mit „a propos“[22]).

„An den Stühlen der Pfarrkirchen befinden sich noch Täfelchen mit den Namen, auch oft mit Wappen der Bürger, was bedeutet, daß dies ihre angewiesenen Plätze seien. Ein Bürger heißt den andern Nachbar und Landsmann. Bei der Metzgerzunft ist auch noch der Name „Schwager“ üblich. So werden auch Fuhrleute, Postknechte genannt.

Wenn in der Gesellschaft jemand nieset, so neigen sich alle gegen den Niesenden „es möge dero Wohlsein bekommen“, sagen sie. Wohlerzogene Frauenspersonen besuchen ohne Begleitung eines Mannes kein Wirtshaus.“

Die Durchbildung in den klassischen Sprachen muß damals eine vortreffliche gewesen sein. Westenrieder schreibt hierüber: „Die lateinische Sprache versteht hier beinahe jedermann, der sich über den Professionistenstand erhebt. Die Geistlichen schrieben fast alles ehemals in dieser Sprache. In der lateinischen Kongregation predigt man auch lateinisch. Die theologischen Wissenschaften werden alle lateinisch gelehrt, dies war bis auf die letzten Zeiten auch bei den philosophischen üblich. Im gemeinen Umgang wird indes diese überaus nützliche Sprache selten gehört“[23]).

Westenrieder verbreitet sich aber auch über den Gebrauch der neueren Sprachen: „Die gemeinste ausländische Sprache ist die französische, welche fast jedermann spricht. Man bedient sich ihrer sogar in Aufschriften auf Briefen für gewöhnlich im Lande selbst. Dann kommt das Italienische. Man lernt beide regelmäßig und befleißt sich auf Ausdruck und Akzent (besonders bei den Vornehmen), ohne seine Muttersprache gut sprechen oder schreiben zu können. — Das Englische fängt an Mode zu werden. Die Juristen bilden sich ein, sich ein Ansehen geben zu können, wenn sie in ihren Schriften lateinische Terminis verwenden. Das befleißen sich auch einige im Umgang mit französischen Worten zu tun. Die Militärsprache ist vermischt mit lateinischen und französischen Worten, wie überhaupt die ganze Volkssprache.“ Westenrieder läßt nun in seiner Beschreibung allein 106 Beispiele von Tätigkeitswörtern lateinischen Ursprungs auf „iren“ folgen.

Die Musik gehört nach Westenrieder „zu den Lieblingsfreuden der Einwohner und in wohlgeordneten Häusern wird sie ohne Ausnahme als ein wichtiges Stück einer guten Erziehung betrachtet“[24]).

Eines weiteren Brauchtums muß hier noch gedacht werden, das stets bestimmend und beherrschend noch auf alle Generationen eingewirkt hat und es immer tun wird: es ist die Mode, die innerhalb eines Zeitraums bestimmte Art sich zu kleiden. Auch hier sind es wieder die Schriftsteller des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts und die späteren, die über diesen Zeitraum schreiben, welche zu Wort kommen.

Nach den Schilderungen des weitgereisten Berliners Friedrich Nicolai vom Jahre 1783 schien München gegenüber anderen Städten (wir dürfen wohl an Wien denken) in der Mode konservativer gewesen zu sein. Er sagt: „Von der Kleidung wird in München eben nicht auf die neueste Mode gesehen; vielmehr findet man viel Altmodisches. Die Mannspersonen lieben noch sehr die Schamarirung auf den Kleidern. Ich sah einige breite goldene Stickereyen, die sehr reich an Metall aber ohne Geschmack waren." Westenrieder geht in der Schilderung der Bürgerskleidung mehr in das einzelne: „Der Bürger trägt blaue, graue und weiße baumwollene Strümpfe, lederne Beinkleider: an den Werktagen Rock und Weste von Landtuch; eine Halsbinde von Flor oder weißer, sehr feiner Leinwand und einen runden großen Hut, den er mit Schnüren zu drei Flügeln überschlägt. Wenn er in seiner feierlichen Kleidung erscheint, trägt er gewöhnlich ein feines ausländisches Tuch zur Weste, Rock, und dem sehr weiten Mantel, der ihm in vielen Falten von den Schultern bis an die Schuhe herabhängt. Dieser letztere hat einen Kragen, der nicht selten mit silbernen oder goldenen Borten verbrämt ist. Die Knöpfe an Rock und Weste, die Schnallen an den Schuhen, wie auch die Hutschnallen sind fast immer von geschlagenem Silber; dazu kommt ein goldener oder silberner Ehering und eine Sackuhr." Geht der Bürger an Feiertagen in die Kirche oder zu jemand, den er ehren will, so bedient er sich des Mantels. Spanisches Rohr mit silbernem Knopf und Degen gehören zu seinen Abzeichen; aber niemals beides zugleich. In der Regel trägt er abgeschnittene Haare, manchmal auch eine Perücke. Die Trauerfarbe war auch damals schon die schwarze.

Nicolai betont die besondere bayerische Nationaltracht, die den Bürgersfrauen sowie auch den Kellnerinnen in den Gasthöfen nicht übel steht. Die kleine, runde Mütze ist breit mit Gold besetzt. „Die Brust ist in ein sehr breites und steifes Mieder geschnürt, welches vorne offen und mit reichem Stoffe belegt ist, über welche Öffnung dann von oben bis unten silberne Ketten gezogen werden. Um den Hals tragen sie auch dreyfache silberne Ketten"[25]).

Im Münchner Stadtbuch von Josef Maria Mayer lesen wir sogar von goldenen Halsketten bei reichen Bürgersfrauen zu zehn bis achtzehn sog. „Gängen“ mit einer Schließe, die nicht selten mit Edelstein besetzt war. Ohrringe waren damals bei den Bürgerinnen noch nicht gebräuchlich. Sie trugen die silberne oder goldene Riegelhaube, im Winter Hauben, die den ganzen Kopf bedeckten. Um 1782 trugen einige Frauen noch die altehrwürdigen Gürtel und einfache Halskragen. Dazu kamen große Hauben mit Pelz besetzt, oben hatten diese einen Boden von Seide oder Samt: die sog. Pelzhauben. „Keine Frau pudert das Haar; dies war nur bei den höheren Ständen Mode, sowie auch damals bei Männern das Tragen irgend eines Bartes noch nicht üblich, sondern das Gesicht glatt rasiert war.“

Westenrieder spricht noch von den stattlichen Unterröcken, die die Bürgersfrauen trugen, wovon der äußerste von Landzeug, oft auch von feinstem Tuch oder Seide und „unten mit einem Silber- oder Goldspitz verbrämt war“. Silberne und goldene Ringe tragen sie an den Fingern. „Ihre meist geflochtenen Haare sind in Knoten, nach griechischer Art um den Kopf gebunden; im Sommer flechten sie um selben eine Krone, die von schwarzen Bändern, von gemeinen Perlen, oft aber mit kostbaren Steinen besetzt ist und diese machen sie mit einer silbernen oder goldenen Nadel, welche sie durch die Krone und die Haare ziehen, fest. So erscheinen auch die Jungfrauen bei Hochzeiten. An Feiertagen ist die Kleidung gewöhnlich schwarz oder braun, wozu die sog. Schalkeln statt der Westen kommen und diese werden mit silbernen Ketten zugeschnürt“ [26]).

Wenn Frauen Hauptklägerinnen sind, „so bedienen sich noch einige bei den Leichen der alternden Kleidung. Sie besteht in einem kurzen, schwarzen Mäntelchen, das bis an die Mitte des Leibes geht, wozu ein runder, herabgestülpter und sehr hoch und kegelförmig gespitzter Hut kommt. Das Gesicht oder jetzt vielmehr den Mund verhüllt man mit einer steifen weißen Binde, deren Ende rückwärts bis an die Erde hinabfließt“.

Nun zu der Kleidung der höheren Stände. Nach Westenrieder nennt man diese Kleidung bei den Frauenzimmern die französische, obwohl sie eigentlich keiner Nation angehört, sondern sich mit jedem Fremden ändert, der zum Tor hereinkommt. Viele treiben es in dieser Beziehung so hoch sie nur können und geben hier ein sehr schlechtes Beispiel. Was bei dieser französischen Kleidung für beide Geschlechter

benötigt wird, wird vom Ausland um bares Geld gekauft. Da kommt vor allem in Frage englisches und französisches Tuch, Samt, Taft, Seiden usw. Sogar die Hemdleinwand ist bei Vornehmen ausländisch. „Die Männer tragen einen Brilliantring, oft von hohem Wert, eine Sackuhr (Stutzer tragen seit einiger Zeit 2, so wie schon einzelne angefangen haben Ohrringe aufzustecken und Rouge aufzutragen), einen sog. Chapeau pas, den sie niemals auffsetzen. Ihre Haare kräuseln sie vorne in verschiedenen Figurenlocken und rückwärts, wo sie selbe lang wachsen lassen, wickeln sie sie in einen seidenen viereckigen oder runden Beutel.“ Eine Perückenmacher-Konfraternität gab es seit 1712 in München. 1724 genehmigte Max Emanuel „Sätz und Ordnung“. Die Perücken wurden wieder kleiner um diese Zeit, man trug sie glatt aus der Stirne, an den Schläfen einige Rollen oder Buffen, das rückwärtige Haar war geschwänzt oder zu einem Haarbeutel gebunden, bourse crapaud genannt. Bis zum 19. Jahrhundert erfreute sich diese Perücke allgemeiner Beliebtheit, Geistliche, Juristen trugen sie in der Gestalt des Mirliton (Rohrflöte) am längsten. Die französische Revolution machte der Perückenzeit ein Ende. Die Konfraternität wurde 1804 aufgehoben[27]). Westenrieder berichtet weiter: „Auf Reisen flechten sie einen Zopf, oder umwickeln die Haare mit einem Bande; aber niemals lassen sie dieselben fliegen. Gepudert sind sie zu allen Zeiten. Vornehme Frauen trugen entweder eine Menge Unterröcke oder als besonders schönen Staat ungeheure Reifröcke. Die Gestelle hiezu waren Fischbein, über welche sie dann einen weiten Rock fallen ließen. Die ehemaligen Reifröcke, welche itzt von vornehmen Frauenzimmern nur an sog. Gallatägen angezogen werden, waren wenigstens 7 Schuh breit und zween derselben, worunter man das Frauenzimmer kaum sah, erfüllten eine mittelmäßige Größe. Noch gibt es Kopfputze, welche wenigstens um die Hälfte größer sind als der Kopf selbst. Sie tragen auch kostbare Steine und Perlen in den Haaren, welche letzteren sie bald weiß, bald gelb pudern“[28]).

Das Münchner Stadtbuch weiß von eigenen Gestellen zu erzählen, die erforderlich waren, um solch einen hohen Kopfputz aufzubauen. Das Gestell war aus Stahl; es wurde in die Haare eingesetzt, die Frisur aber darüber geflochten und gezogen. Wir wissen aber auch, daß das künstlerische Modenbild im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte, als die Modekönigin Marie Antoinette, beraten von ihrer berühmten Hofschneiderin Rose Bertin in Paris den guten

Ton in Mode, Luxus und Geschmack angab und in bis dahin unerreichtem Maße auf alle Nachbarländer übertrug. Ein kolorierter Stich, Ende des 18. Jahrhunderts, „Junge Dame beim Frisieren" aus der „Galerie des Modes", dem wertvollsten Denkmal des Modenbildes dieser Epoche des „Louis-seize-Stils" zeigt uns gerade den Aufbau dieser Coiffure.

Die Galakleidung soll bei Männern in einem möglichst reichen Kleide bestehen. Die Frauen hatten einen weiten Reifrock mit Schleppe. Diese war wohl zuweilen zwei Ellen lang, wurde unter dem linken Arm getragen oder bei sehr vornehmen Damen von einem Bedienten nachgetragen.

Einige färben sich auch nach Westenrieder „außer dem Gesicht die Augenbrauen und die Lefzen (sowie sich Männer künstliche Waden machen), lassen sich Zähne einsetzen und bespritzen ihre Kleider mit eau de Levante und andern riechenden Wassern" [29]).

Regenschirme wurden in München erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts üblich.

Was aber weiß Westenrieder uns von der Kinderkleidung zu berichten? Daß sie „gefätscht" werden fast bis sie stehen können, haben wir bereits gehört. Dann werden sie noch einzeln, auch bei Hof kam es vor, — in Ordenshabite gekleidet, „wo sie auch noch Gehänge tragen, d. i. ein Amulett, das an einem schönen Band von der rechten Schulter herabhängt, an dessen Seiten aber Denkmünzen mit Öhrlein oder andere Raritäten, die man ihnen zum Andenken schenkt, festgemacht sind. Oder man kleidet sie nach jetziger Mode in Beinkleidern und einem kleinen luftigen Jöppl, schneidet ihnen die Haare, läßt ihnen den Hals frei oder man kleidet sie wie die Ältern gehen" [30]).

Lipowsky in seinen „Geschichten der Vorstadt Au", München 1816, schreibt: „Es war Sitte vergangener Zeiten, kleinen Kindern, entweder aus Andacht oder infolge eines Verlöbnisses, die Kleidung geistlicher Orden, z. B. der Jesuiten, Paulaner, Karmeliten usw. zu geben. So war auch Kurfürst Karl Theodor als kleiner Prinz in den Habit des Ordens der Paulaner gekleidet gewesen."

Mit größtem Interesse beobachtete ich bezugnehmend auf dieses Altmünchner Brauchtum gelegentlich eines Besuches im süditalienischen Sorrent Ende August 1938 an einem Sonntag Nachmittag an zwei verschiedenen Plätzen des Ortes zwei einheimische, ungefähr sieben bis neun Jahre alte Italienerknaben in einem Ordenshabit in Beglei-

tung ihrer Angehörigen. Ich erkundigte mich bezüglich dieser Gepflogenheit und erfuhr, daß es hier üblich sei, Knaben am Sonntag diese Klostertracht anzulegen. Es bleibt zu untersuchen, ob hier Beziehungen zum Altmünchner Brauchtum des 18. Jahrhunderts nachzuweisen wären.

Nun sei auch dem Liebling der Damen, ihrem treuen Begleiter, ein Wort gewidmet. Nach dem Münchner Stadtbuch von J. M. Mayer ist es der häßliche und mürrische Mops. Auf das zärtlichste wurde er gepflegt und gehätschelt. „Zuhause auf den Schoß seiner Herrin oder auf weiche Kissen gebettet, wurde er auf der Straße stets am Arm getragen.“ Ein Artikel des Münchner Intelligenzblattes vom 22. Oktober 1796 schreibt u. a.: „Hunde scheinen jetzt mehr als jemals einen wichtigen Artikel des Luxus und der Mode auszumachen ... Der Staat sollte es schwerer machen, soviel Hunde zu halten, dadurch, daß er eine scharfe Abgabe auf sie legte.“

Kleiderluxus und französische Modesucht wurden in München immer kostspieliger und allgemeiner. So stellten die Ständedeputierten 1747 beim Kurfürsten das Bittgesuch, eine Kleidervorschrift zu erlassen[31]). Sie fügten bei: „Wir getrösten uns hierüber eines gnädigsten Willfahrens umso mehr als bekannt und tröstlich ist, daß Euere Churf. Durchlaucht die Kleiderpracht selbst nicht sonderlich achten“.

Regnet und Eichelmann[32]) sprechen von einer Kleiderordnung, die Max Joseph im Jahre 1749 noch erließ. Diese hatte am Neujahrstag 1750 in Kraft zu treten. Beim Vollzug durch die Stadtamtleute kam es dabei zu allerlei auffälligen und lächerlichen Szenen. Am Abend vorher hatten die Viertsschreiber die Verordnung von Haus zu Haus angesagt. So wurde den Frauen das Tragen von Hauben mit Goldborten verboten. „Justament nicht“, sagten sich viele, die ihre Kostbarkeiten nicht gern in Spind und Truhe bergen wollten. So sannen sie vielmehr darauf, wie sie durch Schliche und Kniffe der hohen Obrigkeit ein Schnippchen schlagen könnten. Aber diese hatten nicht mit den strengen Bütteln gerechnet. So gab es viele „Executiones“, in denen die Schönheit der Gewalt weichen mußte.

Über diese Vorgänge am Neujahrstag 1750 läßt sich eine „Relation“ aus, die das Kloster Ettal wahrscheinlich von seinem Geschäftsträger in München erhalten hat.

Was da zu lesen war — ich fand es in der „Bayr. Heimat“ 1929 — setze ich genau hieher:

„Zwischen 6 und 7 in der fruehe wurden verschaidentlichen Weibs Büldern und, wie man sagt, bey 60 Persohnen ihre schöne pordierten Hauben von denen Stadt Ambtleuten vom Kopf weckgerissen und abgenommen.

Sodann bis 12 Uhr haben weiteres und zwar meistens vor denen Gotteshäusern sehr ville Hauben von denen Weibsköpfen springen miessen.

Einige Weibsbilder haben auf der Gassen gleich andern schwarze Hauben bis zum Eingang der Kürchen getragen, unterm Portall aber solche abgethan und verborgen bey ihnen getragene reiche Hauben aufgesetzt, beim Ausgang der Kürchen aber wieder abgetann und versteckt, es seind aber derley Vörtl denen Ambtleuten sogleich bekannt und folglich die Weibsbilder endlich gar ausgesucht worden.

Unter einem hat es dem guetten Weinwürth Krimb getroffen, weilen dessen Weib als bey ihm gewestes Dienstmensch einen außerordentlichen Pracht gehabt: und noch darzu wie es derley Menscher, wenn sie Frauen werden zu machen pflegen, die örgerste Schmellereyen veriebt und andere aufzuhetzen gesuecht habe.

Einen Preuknecht seind die seidene Strimpf von Fuessen abgezochen: dann mehr andern Preu- und Metzgerknechten ihre ufm Hueth gehabte Porden, weiters einigen Burgers, auch Paurn Menschern die Brustflöck herausgerissen und die andern gewesten Borden abgetrennt worden.

Im Ybrigen haben die Weiber sich alle mit schwarzen Hauben und die meisten in schwarzen Kleidern getragen, man hat diesertwegen den heiligen Neujahr für den armen Sellentag ansechen können."

Die genaue Befolgung der Kleiderordnung ließ der Kurfürst am 29. Dezember 1750 wiederum einschärfen und zwar mit dem Beisatz, daß den Lakaien und Handwerksburschen das Degentragen bei Konfiskation und zwei Reichstalern Strafe verboten sei.

Die letzte Kleiderordnung, auf die auch Hübner in seiner „Beschreibung der Stadt München", 1803, hinwies, fand ich im Bayerland 1899 aufgezeichnet. Sie erschien zu München im Jahre 1752. In fünf Punkten verfügt sie folgendes:

„1. In Zukunft därfen nur die von Adel, sämmtlich bey den Truppen stehende Oberofficiers, Räthe, vornehme Beamte, Doktores, Burgermeister in den Hauptstädten und alles, was Siegelmäßig ist, nebst ihren Frauen und Kindern, sich des gesponnenen Golds und Silbers,

jedoch mit Discretion und ohne Uebermaaß gebrauchen. All übrigen, welche oben nicht ausgenommen sind, ist

2. Bemeldte Gold- und Silbertracht, so wohl gut, als leonisch, auf Kleidern, Hauben, Miedern, Halstüchern, Hüten, Brustflecken, wie es immer Namen haben mag, gänzlich verbothen und abgeschafft.

3. Gemeinen Bürgern in Städt und Märkten, dann der Bauerschaft auf dem Lande, nebst den Geywirthen, Beckern, Müllern u. drgl., item sämmtlichen Dienstbothen, sowohl bei Herrschaften, als Klöstern, Pfarrern und in anderweg, dann denen Bräuknechten, Handwerkspurschen, und endlich auch denen Amtleuten nebst Weib und Kindern ist nicht nur gesponnen Gold und Silber ohne Unterschied, ob es gut oder leonisch, sondern auch der Gebrauch des die Elle über zwey Gulden stehenden Tuchs, und ausländischer feiner Wollwaare abgeschaft, von der Seidenwaar aber kein mehrers als Knöpfe, Schnüre, Band, Hosenträger, und höchstens ein Halstuch oder Hauben zu tragen erlaubt, hingegen all übrige größere Seidenwaare, als Strümpfe, Mieder, Korsette, Fürtücher, Kamisol, Röcke, und ganze Kleider sind verboten.

4. Die vornehmere und ansehnlichere Burger in denen Hauptstädten und um so viel mehr die Rathsglieder in Städt und Märkten, mindere Beamte, Kanzelisten, Hofmarchs-Richter, Haussekretarien, Kammerdiener und Hausmeister, nebst Weib und Kind, annebens die sog. Kammer- oder Stubenmädchen und Beschließerinnen, dann Unterofficiersweiber mögen zwar feinere Tuch und Wollwaare, wie auch von Seiden, und etwas von Sammet tragen, aber des gesponnenen Gold und Silbers, sowohl gut, als leonisch, wie auch ausländisch feiner Spitzen, sollen sie sich enthalten; desgleichen ist pro

5. Denen Livraydienern, die Hoflivray allein ausgenommen, von Silber und Gold nichts als der bloße Borten auf dem Hut, und Lauferschurz, von Seiden und Sammet aber außer Band, Haarbeutel, und Livrayborten, dann Lauferschurz und Kasque kein mehrers gegönnt."

Diese letzte Verordnung macht gegenüber der vom Jahre 1749 genaue Unterschiede in der Rangordnung der einzelnen Berufsstufen. Bei beiden aber finden wir das gesunde Streben, das Pomphafte und Prahlerische zurückzudrängen. Wie es mit der Durchführung der letzten Verordnung stand, davon habe ich nichts gefunden. Über die Fruchtlosigkeit der Kleiderverordnungen werden wir uns klar, wenn wir hören was Hübner in seiner „Beschreibung der Stadt München" sagt:

„Kleiderordnung ist seit 1752 keine mehr erschienen. Wozu auch? Keine war mächtig genug, die Unterschleife der Üppigkeit zu entkräften und alles, was dagegen geschehen kann, dürfte die nun eingeführte Uniformierung der Staatsbeamten bewirken. Die Kraft, dieses Staatsübel aus der Wurzel zu heben, ist noch nirgends gefunden."

Am Schluß des Kapitels möchte ich noch auf eine moderne Zeiterscheinung der Großstadt hinweisen, von der man kaum glauben würde, daß sie schon im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine Rolle spielte, nämlich das möblierte Zimmer. Es hat auch damals nicht an Menschen gefehlt, die ein möbliertes Zimmer suchten. M. A. v. Lütgendorff schildert uns in einem Artikel der „Bayr. Heimat" vom 27. Juli 1926 „Das möblierte Zimmer in München vor 150 Jahren" das diesbezügliche Brauchtum.

Sie führt u. a. aus, „daß auch damals schon viele Studenten nach München kamen und es dazu andere „honette" Herrn genug gegeben habe, die vorübergehend oder ständig auf das möblierte Zimmer angewiesen waren". Überhaupt konnte nur von einem verhältnismäßig geringen Teil der Bewohner ein Zimmer abgegeben werden. Ein unendlich gemütlicher Ton charakterisiert das ganze Zimmervermietungsgeschäft jener Zeit. Die Ankündigungen der Mietzimmer erfolgte durch den „Wöchentlichen Münchner Anzeiger". Ich fand beispielsweise in Nr. 16 dieses Blattes vom 19. April 1780 unter § 1 folgende Anzeige:

„Zimmer, so zu vermiethen sind.

Es ist auf Georgi ein eingerichtetes Zimmer mit Kost zu verlassen; Mehreres ist im Zeitungskomtoir zu erfragen.

Es ist täglich ein eingerichtetes Zimmer zu verlassen: weitere Auskunft im Zeitungskomtoir zu erholen."

Lütgendorff wählte ihre Beispiele auch aus den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts.

Sie schreibt, „daß Anzeigen, in denen Zimmer „zu verstiften", täglich oder gar stündlich „zu verlassen" sind, sich im „Wöchentlichen Anzeiger" nicht in allzu großer, vielmehr verschwindend kleiner Zahl finden. Zwei, drei, höchstens vier Anzeigen auf einmal und das für die ganze Woche. Manchmal überhaupt keine! Aber auch diese wenigen geben uns ein anschauliches Bild vom möblierten Zimmer jenes alten gemütlichen Münchens." Es folgen nun einige Beispiele:

„Es ist vorheraus auf die Gasse ein schönes helles Zimmer mit oder ohne Meubles um ein billichen Preis zu haben, würde auch vor ein Absteigequartier verstiftet.“ (Stifte, Abteien unseres bayerischen Alpenvorlandes besaßen in München für ihre Angehörigen eigene Absteigequartiere.) „Wer hiernach Belieben trägt, kann im Zeitungskomtoir anfragen.“

Die Anzeige wurde dreimal wiederholt, was nicht oft vorkam.

Dann wird ein Tuskulum für Stille liebende Menschen angepriesen: „Es sind in der Schwöbingergaß nicht weit vom Hof, schöne Zimmer jährlich oder monatlich zu vermiethen, herrschaftlich eingerichtet, auch vor geistl. Herrn oder sonst stille Person.“

Gemütlich lautet die Anzeige, die meldet, daß „ein hübsches Zimmer in der Knödelgasse zu verstiften“ sei, während eines im Schrannengassel „samt der Einrichtung stündlich zu verlassen“ sei. (Die Zweideutigkeit der letzteren Anzeige konnte allerdings sehr zum Vorteil des Untermieters ausgenützt werden!)

Auch von Küchenbenützung lesen wir damals schon als Beigabe des möblierten Zimmers:

„Neben Unserer lb. Frau in der Gruft ist über eine Stiegen ein eingerichtetes Zimmer samt der Küchen zu verstiften.“

Bisweilen wird gleichzeitig auch Gelegenheit zur Verköstigung angeboten, wie ich es in meinem ersten Beispiele gezeigt habe. Preise, wenn sie auch gelegentlich als „billich“ oder „leidentlich“ angegeben werden, werden in der Regel taktvoll verschwiegen. Einmal wird diese Frage berührt, doch in der originellsten und umständlichsten Form:

„Außer dem Kostthörl in einer bequemen Wohnung ist wochentlich vor 1 fl. 10 kr. auf Mittag und auch nachts vor Priester und andere honette Mannspersonen oder bessere Herrn Studenten ehrliche Kost nebst Wohnung zu haben: dabey dieses den Herrn Kostgehern zum besten kommt, daß die Zimmer temperiert warm wegen dem gegenüberstehenden Ordinarizimmer sind und man sich zur Winterszeit weder Holz noch Licht beschaffen darf.“

Eine andere Anzeige ist mehr auf den äußeren Eindruck berechnet. Sie besagt, daß „im Schramengässel über eine Stiege ein sehr hübsches mit allen Zierlichkeiten eingerichtetes Zimmer für einen gut gesitteten Herrn monatlich oder halbjährlich zu verlassen ist“. „Hinter der Landschaft“ aber ist „ein sehr bequemliches Zimmer mit aller Bequemlichkeit zu verlassen und das stündlich“.

Ein andermal ist es wieder ein „wohlgeschicktes Zimmer“ oder eine „zubereite Stubenkammer“ oder ein „schönes Zimmer in einer gelegenen Gassen“, die auf Mieter warten, „wenn ein Liebhaber dazu Verlangen tragt“. Gar bezeichnend für die Anschauungen jener Zeit ist übrigens, daß das, was uns heute bei der Wahl eines Zimmers so wichtig dünkt, der Licht- oder Sonnereichtum, damals noch gar nicht erörtert wurde. Alles mögliche wird angepriesen, aber nur ein einziges Mal ist von „einem hellen Quartier“ die Rede.

Sofern die Zimmer nicht „monathlich, täglich oder stündlich“ zu verlassen waren, scheinen die Hauptziehtage Georgi (23. April) und Michaeli (29. September) gewesen zu sein. Andere Tage werden nicht genannt.

So zog in einem ersten Kapitel das Brauchtum der Münchner Familie, in dem ich mich fast ausschließlich auf das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts beschränken mußte, an uns vorüber. Wir lernten den Münchner dieser Zeit in seinem ehrlichen Wesen, in seiner Bescheidenheit, aber auch in seinem Standesstolz kennen, schätzen und lieben.

In einem zweiten Kapitel treten wir nun aus der Familie und dem häuslichen Leben heraus in die Sphäre des vollkommen religiösen Brauchtums, wie es sich in seinen verschiedenen Einrichtungen und Kundgebungen in der Öffentlichkeit äußert.

Literaturangabe für das 1. Kapitel.

I. Werke:

Bruhn Wolfgang, Die Mode in fünf Jahrhunderten, Leipzig 1936, S. 38, 44.

Daxenberger S., gen. C. Fernau, München Hundert und eins, München 1840, S. 94/95.

Geiß E., Geschichte der Pfarrei St. Peter, München 1868, S. 144, 141.

Hübner Lorenz, Beschreibung der Stadt München, München 1803, S. 388 1. Abt. II. Bd., S. 6 2. Abt. I. Bd.

Lipowsky Fel. Jos., Geschichten der Vorstadt Au bei München, München 1816, S. 147 Anm.

Mayer Jos. Maria, Münchner Stadtbuch, München 1868, S. 596, 594, 589, 595.

Nicolai Friedrich, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, 8 Bde., Berlin 1785, S. 552, 773, 770, 711 6. Bd.

Raff Helene, Solang der alte Peter..., ein Alt-Müchner Stadtbuch, München 1925, S. 206, 207, 208, 209, 201/204, 213, 205.

Regnet C. A., München in guter alter Zeit, München 1879, S. 108, 109.

Trautmann Karl, Kulturbilder aus Alt-München, 3. Reihe, München 1923.

Westenrieder Lorenz, Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München im gegenwärtigen Zustande, München 1782, S. 261, 285, 329, 308, 319/20, 331, 301/3, 305, 306/7.

Westenrieder Lorenz, Leben des guten Jünglings Engelhof, München 1781, Zweyter Theil S. 185.

II. Zeitschriften:

Bayrische Heimat 1926, 27. Juli: Das „möblierte" Zimmer in München vor hundertfünfzig Jahren, von M. A. v. Lütgendorff.

Bayrische Heimat 1927, 11. Januar: Tageseinteilung eines Münchners aus dem Jahre 1779 unter „Im Heimgarten", Münchner Stadtbüchlein, Anonymus.

Bayrische Heimat 1929, S. 292/93: Wirkung einer Kleiderordnung im alten München von A. Eichelmann.

Bayrische Heimat 1933, 7. Juni: Ein Münchner Reformator von Isabella Held.

Bayrische Heimat 1934, 6. März: Die Angst vor dem Lebendig-begraben-werden von J. Höfer.

Bayrische Heimat 1935, 7. Mai: Das erste Bratrohr in München von A. Lehr, Oberregierungsbaurat i. R.

Bayerland 1890, Nr. 37/38: Alt-Münchner Polizeierinnerungen von Aug. Edelmann.

Bayerland 1892, Nr. 25: Max III. der Gute von Schreiber.

Bayerland 1894, S. 472—567: Bayerns Hauptstadt vor hundert Jahren von Eduard Meltner.

Bayerland 1899, S. 228: Kleiderordnung, Anonymus.

Bayerland 1916/17: Eine Münchner Familiengeschichte von Max Buchner.

Heimat 1928, Nr. 9: Begräbnisbräuche in Alt-München von Hans Bege.

Heimgarten 1924, 14. November: Die Münchnerin von Dr. Dreyer.

Das litterarische Echo 1904, Heft 10, S. 702/3: Münchner Romane v. M. Haushofer.

Kultur des Handwerks, amtl. Zeitschr. der Ausstellung München 1927 „Das bayr. Handwerk": Die Entwicklung und Blütezeit des Perückenmacherhandwerks und der heutigen Haarformer von Albert Fuchs, München, S. 395/97.

Kurpfalzbairisches Intelligenzblatt 1798, 3. März.

Kurpfalzbairisches Intelligenzblatt 1799, 30. März: „Luxus".

Monatsschrift des historischen Vereins für Oberbayern, V. Jahrg., 1896, Nr. 2: Münchner Zeitungswesen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von A. Schöttl.

Münchner Intelligenzblatt 1796, 22. Oktober: Über das unmäßige Hundehalten in größeren Städten.

Wöchentlicher Münchner Anzeiger 1780, 19. April (Anzeige).

B. im religiösen Brauchtum.

Daxenberger schreibt[33]), daß die Stadt bis zu Max IV. Zeiten ganz katholisch war. „Eben um jene Zeit war es mit 550 Priestern versehen und die 19 bestehenden Männer- und Frauenklöster beherbergten 677 klösterliche Personen. Das protestantische Wesen war allerdings bei der Vereinigung der mit dem Hause Wittelsbach angestammten Pfalz dazugetreten. Es war auch nicht zu verkennen, daß die Aufnahme von Protestanten wesentlich in die Physiognomie der Hauptstadt eingriff." Da ich annehme, daß dieser Zustand eigentlich so recht erst im 19. Jahrhundert zutage trat, glaube ich ihn hier unberücksichtigt lassen zu können.

Eine gar wichtige Rolle im religiösen Leben Münchens des 18. Jahrhunderts spielten die **Bruderschaften**. Die namhaftesten derselben, von denen ich etwas in Erfahrung bringen konnte, möchte ich hier aufzählen und ihre Zwecke kurz darlegen.

Riezler[34]) erwähnt eine Bruderschaft, die sich schon allerdings im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts gebildet haben mußte aus Anlaß der Belagerung Wiens durch die Türken und die von Papst Innozenz bestätigt worden war. Max Emanuel wird als Schutzherr dieser Bruderschaft bei St. Peter erwähnt; den Namen derselben konnte ich jedoch nicht feststellen.

In der Theatinerkirche befand sich nach Regnet (München in guter alter Zeit) „die Verschwisterung der leibeigenen Dienerinnen Mariens", eine Stiftung der Kurfürstin Adelheid. Nur adelige Damen konnten diesem Bündnis angehören. Sie trugen bei ihren Versammlungen ein weißes Gewand, ein blaues Skapulier, ein eisernes Kettchen, von dessen Ende ein Totenkopf herabhing und ein Kreuz in der Hand. In dieser Tracht mußten sie sich auch begraben lassen. Hübners Schilderung die-

ser Einrichtung stimmt vollkommen überein. Er fügt hinzu, daß 1803 diese Bruderschaft, wie so viele andere religiöse Dinge, ihr Ende fand. Wening Michael[35]) erwähnt Kaiserin Maria Theresia als Priorin. Viele fürstliche Damen seien einverleibt gewesen, vornehme Hofdamen in Wien, München, Prag, Italien und an anderen Orten. Crammer (Das deutsche Rom) erzählt, daß sie den löblichen Brauch hatten, für die in den letzten Zügen Liegenden ein Glockenzeichen zu geben; sie beteten für sie bei Aussetzung des hochwürdigsten Gutes. Für die Verstorbenen aber ließen sie dann eine heilige Messe lesen.

Die Münchner Staatsbibliothek besitzt „ein neu gedrucktes Register einer hochadeligen Versammlung derer leibeigenen Dienerinnen oder insgemein Sclavinnen Mariä in der churfürstlichen Hofkirchen SS. Adelheidis und Cajetani bey denen regulierten Priestern, sog. PP. Theatiner in München", verfaßt im Jahre 1763. Das erste Buch fiel einer Feuersbrunst der kurfürstlichen Residenz zum Opfer.

Nach Regnet bestand an der Theatinerkirche auch noch eine andere Bruderschaft zu Ehren der hl. Martyrerin Cäcilia, die auf Veranlassung der Herrn Musikanten errichtet worden war. Ihr Ursprung geht auf den Cäcilientag des Jahres 1749 zurück. Ursprung in „Münchens musikalischer Vergangenheit" berichtet, daß die Kaiserin-Witwe Maria Amalie schon im Jahre 1747 den Kapellmeister Triva zum P. Vikar der Theatiner geschickt habe, um die Einleitung zur Gründung einer Cäcilienbruderschaft zu veranlassen. Am 22. November 1749 trat die Bruderschaft dann ins Leben unter dem Protektorat des Kurfürsten Max Joseph III. Offensichtlich sollte dieses Bündnis sozial-karitative Maßnahmen verfolgen. In erster Linie war ihr Zweck, die gottesdienstliche Musik auf den Münchner Kirchenchören und wohl auch an der Theatinerkirche zu heben. Das Bündnis stimmte zu dem im gleichen Jahr veröffentlichten päpstlichen Motu proprio über Kirchenmusik. Zur rechten Auswirkung scheint das Bündnis erst im 19. Jahrhundert gekommen zu sein.

Unter den vielen Bruderschaften, die bei St. Peter bestanden, will ich nur jene nennen, die im 18. Jahrhundert besonders in Blüte standen oder im Laufe desselben gegründet wurden.

Geiß[36]) erwähnt vor allem die Bruderschaft der Ewigen Anbetung; diese ist eine Vereinigung von Katholiken, die sich verpflichten, beständig, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, das Allerheiligste Sakrament des Altares in bestimmten Stunden anzubeten.

Die Bruderschaft wurde bereits unter Kurfürst Ferdinand Maria 1675 am Sonntag infra octavam corporis Christi feierlichst eröffnet. 1804 wurde sie in St. Peter wie in ganz Bayern aufgehoben. Bereits um 1728 wurden die Betstunden, die in der Nacht stattfanden, in die Klöster verlegt.

Die „Corpus Christi Bruderschaft" war es, die sich um die Ausgestaltung der Fronleichnamsprozession besondere Verdienste erworben hat und einen Teil derselben stellte. Sie wird auch im Kapitel der Prozessionen besonders erwähnt. Diese Bruderschaft führte auch die Donnerstag-Prozessionen ein, die gleichsam „ein beständiges Fronleichnamsfest im kleinen" sein sollten. Diese Umgänge haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Am 16. August 1724 suchte der Dechant von Unertl um die Erlaubnis nach, alle ersten Monatsdonnerstage, wenn das Wetter schön ist, die Prozession „in den äußeren Umfang der Kirche zu halten, vier Altäre aufrichten und dabei den Segen geben zu dürfen". Das wurde auch gestattet.[37])

Geiß berichtet von großen Fascikeln, die das Archiv der Pfarrei besaß, worin die Namen derer geschrieben standen, die sich aus Frankreich, Italien und den Niederlanden in die „Maria Hilf"-Bruderschaft bei St. Peter in München einzeichnen ließen. Ein schmaler Folioband ist vorhanden, aus dem hervorgeht, daß von 1707 bis 1756 gering gerechnet 7000 namentlich aufgeführte Personen aus allen Ständen Hollands sich in die Maria Hilf-Bruderschaft bei St. Peter einschreiben ließen. 1868 liegen dem Verfasser noch Schreiben aus neuester Zeit vor, worin mehrere Hunderte armer Fischer und Schäfer aus der Normandie an Frankreichs Küsten gegen England um die Aufnahme in die Maria Hilf-Bruderschaft bei St. Peter in München sich bewerben.

Nicolai schreibt: „Es gibt auch eine Liebsversammlung bey der St. Peterskirche in München. Die Vorsteher ließen sich von Kaiser Leopold ein Privilegium geben, daß niemand im ganzen Deutschen Reiche ihre Gebete und Bruderschaftsbücher nachdrucken sollte" [38]).

„Die Marianische Liebesversammlung unter dem Titel Maria Hilf" wird sie von Adalbert Schulz [39]) bezeichnet. Dies zeigt uns, daß die beiden genannten Bünde identisch sind. 1684 wurde die Bruderschaft gegründet.

Die jetzt nicht mehr bestehende Bruderschaft zu Ehren des hl. Liborius, „des sonderbar in schmertzlichisten Stein- und Grießkrankheiten wunderbarlichen Noth Helffers" wurde durch Dekan Kajetan

von Unertl auf Anregung der Kurfürstin Amalia, der Gemahlin des an Steinleiden erkrankten Kurfürsten Karl Albrecht, 1745 errichtet. Durch die Vermittlung des Erzbischofs Clemens August von Köln, eines Sohnes Max Emanuels, gelangten 1746 auch Reliquien des hl. Liborius von Paderborn in die Peterskirche. Um 1785 ging sie der Auflösung entgegen.[40])

In der Priester-Bruderschaft bildete hauptsächlich der Klerus der Pfarrei Unserer lieben Frau und von St. Peter zusammen eine Konfraternität.

Die sog. Viatici-Stiftung 1717, welche die Begleitung des Allerheiligsten (Viaticum = Wegzehrung) mit Kerzen zu den Kranken zum Zweck hatte, entstand auf Anregung des Kurfürsten Max Emanuel.[41])

In der Münchner Staatsbibliothek findet sich ein „Register der Verbündnus so unter dem Titul des hl. Martyrers Joannis Nepomuceni in der churfürstlichen Kollegiat-Stift und Pfarrkirchen U. L. Frau in München anno 1724 aufgerichtet". Die Namen der Konföderierten sind in dem „Pact-Büchel" alphabetisch aufgezeichnet zu finden.

Anton Mayer, Dombenefiziat, berichtet im Oberbayrischen Archiv des historischen Vereins, 28. Bd., 1. Heft, München 1868/69, von einer Erzbruderschaft im Pütrichkloster zu München. Ihr Patron ist St. Christophori. Bereits im 17. Jahrhundert gegründet, überlebte das große Einschreibebuch dieser Bruderschaft vom Jahre 1679 den Klostersturm 1803. In rotem Samt gebunden, reich mit Silber beschlagen, enthielt es 76 Folioseiten lang die äußerst fleißig geschriebene und mit Bildern gezierte Legende des heiligen Christophorus in Reimen. Dieser folgte das Verzeichnis der Mitglieder, die sich aus allen Klassen der Gesellschaft zusammensetzten, „alle eins in heiliger Andachtsliebe".

Namen und Wahlsprüche von Regenten aus bayrischem Fürstenhause, die sich zur Bruderschaft bekannten, sind auf einem eigenen Blatt zu lesen. Von Max Joseph III. hieß es beispielsweise: „Exultavit ut gigas ad currendam viam" (Er jubelte wie Riesen, seinen Weg zu laufen). Maximilianus Iosefus, princeps Electoralis Bavariae.

An Bruderschaften der Franziskaner führt Wening Mich.[42]) auf: St. Franziskus Gürtel und die des hl. Antonius.

Der „Deutsche Zuschauer"[43]) spricht von Bruderschaften der Augustiner und zählt auf: Maria vom guten Rat, die Erzbruderschaft Mariä vom Trost, der „schwartz lederne Gürtel" der heiligen Monika, dann die beiden Bruderschaften Nikolaus von Tolentin und Mauritius.

In der Augustinerkirche werden alle Jahre oder Quatember für die Lebenden oder aus der Zunft Verstorbenen Messen gehalten, bei welchen Brot, Wein und Geld geopfert wird.

In der Bruderschaft des hl. Mauritius ist der sämtliche status militaris vom Profoß bis zum General, vom Kriegspräsidenten bis zum Ofenheizer eingeschrieben.

In einem Büchlein der Münchner Staatsbibliothek „Magistrat der Bruderschaft der H. H. Nikolaus von Tolentino und Sebastian Martyrer“ wird erwähnt, daß sowohl Doktores der Weltweisheit und der Medizin wie die bürgerlichen Handwerker vertreten waren.

Die Kurbayrischen Intelligenzblätter vom 22. September 1782 berichten über Einrichtung, Ziel und Gesetze der löblichen Bruderschaft vom heiligen Grabe. Es heißt da unter anderem: „Ein solches Institut bedarf keiner Empfehlung. Die Absicht dieser löblichen Bruderschaft ist unmittelbar die Ausübung der Liebe des Nächsten, werktätige Hilfe armer, mittelloser Mitchristen und zwar in den Fällen, wo ein dürftiger Nächster am meisten auf unsere Bruderliebe Anspruch macht.“ Die Liebesübungen, womit sich die Mitglieder hauptsächlich beschäftigen und sich selbst zum Gesetze wählten, sind: „a) die Kranken besuchen und besonders armen Kranken beizustehen und dieß, sie mögen in die Bruderschaft eingetragen sein oder nicht; b) die armen Todten unentgeltlich und auf Kosten der Bruderschaft zu begraben. Man läßt ihnen die Todtentruche machen, man bezahlt die Träger und bestreitet andere hiefür nötige Ausgaben. Die Mitglieder begleiten die Leiche, zween Priester, die Mitglieder sind, beten vor; c) vorzüglich nimmt man sich der zu Tode verurteilten an: es werden ihnen Messen gelesen; nach dem Tode begräbt man sie unentgeltlich, läßt ihnen die Truche machen, und bestreitet alle Leichenköſten.“ In einer angefügten Statistik der Bruderschaft von den Jahren 1771 bis 1781 weisen die Jahre 1771/72 Höchstzahlen auf, was wohl mit der damals in München herrschenden Hungersnot in Einklang stehen dürfte.

Die „Artikul der Bäckenknechte von 1778“[44]) stellen fest, „daß bei der allhiesigen Lade und Bruderschaft deren Bäckenknechte sowohl die Haupt- als übrigen Gottesdienste an deren hergekommenen Zeiten und Kirchen gehalten werden sollen“. Sie behandeln in weiteren 22 Punkten die Besprechungen über Beitragsleistungen, Zusammenkünfte, Vereinsleitung, Aufsicht, sowie auch über das Arbeitsverhältnis, die Kündigungszeit usw. Wir sehen hier so recht, wie der engere religiöse Rah-

men gesprengt wird und soziale wie wirtschaftliche Interessen hinzutreten. Eine Berührung von Zunft und Bruderschaft liegt auf der Hand.

Zur Beerdigung stellte die Bruderschaft ein eigenes „Leichtuch“ (Bahrtuch) zur Verfügung, auf welches, nach den oftmaligen Anschaffungen zu schließen, besonders gehalten wurde. Zum Besuche der stiftungsmäßigen Gottesdienste bestand für die Knechte zwar keine Verpflichtung, aber man sah deren Beteiligung hiebei gerne. So gab man nach beendigtem Gottesdienste den Knechten Gelder zum Vertrinken „weil sie zur Kirch kommen sindt“. Dagegen mußten sie sich ohne weiteres an den regelmäßigen Prozessionen bei Unserer lb. Frau und St. Peter und am Fronleichnamsfeste beteiligen. — „In betreff des Dänzeltages“, schreibt J. Schwarz[45]), „bestimmen die Artikel von 1778, daß samentliche Knechte bei dem Gottesdienste bei Straf von 1 Pfund Wachs zu erscheinen und zum Opfer zu gehen haben; sodann stehet jedem frey bei dem Essen und Andern mitzuhalten oder davon zu bleiben; bleibt ein Knecht davon, muß selber je danach die Halbscheid einer Portion bezahlen, damit die dießfalls erlaufenen Kösten bestritten werden können.“ Nach Huhn zog die Bruderschaft 1802, da die Augustinerkirche in eine Mauthalle verwandelt wurde, nach Hl. Geist, wo sie einen eigenen Altar herrichten ließ, der noch heute der Bäckeraltar heißt.[46])

Kurz erwähnt seien noch in der Umgebung Münchens die Michaelsbruderschaft in Berg am Laim, die Rosenkranzbruderschaft in der Vorstadt Au, die sich der Mitgliedschaft Kaiser Karl VII. und seiner Gemahlin rühmen konnte. 1751 feierte die Bruderschaft ihr Jubeljahr.[47])

„Der Bruderbund der Zimmerleute in der Vorstadt Au“ zeichnete sich bereits 1705 in der Mordweihnacht durch große Hingabe und Tapferkeit aus. Ihr Verdienst ist es, sich besonders um die 45 Waisen der armen Erschlagenen angenommen zu haben.

Hier möchte ich noch eine Vereinigung anfügen, die nicht eine Bruderschaft bildete, aber ein gemeinschaftliches Leben in bestimmten Häusern der Stadt führte. Es sind die bereits im ersten Kapitel erwähnten Seelnonnen. Hübner spricht in seiner „Beschreibung der Stadt München“ von acht solchen Häusern. Eigens erwähnt er das Barthische Nr. 260 in der Herzogspitalgasse, das Russische, genannt Hofseelenhaus in der Vorderen Prannergasse, Nr. 162 in der Schäfflergasse. Nicolai schreibt, daß die Seelnonnen es sind, „welche die Todten waschen und ankleiden, und zugleich die Leichenbegängnisse ansagen“[48]).

Sie leben in einem Hause zusammen, in einer Art von Kommunität, doch ohne klösterliche Gelübde. Diese Schwestern haben eine kunstlose hölzerne Statue von Christus, die sie an ihrem Tische obenan setzen und derselben gleich einem andern Gaste Essen vorlegen, das nachher den Armen gegeben wird. Einige dieser Personen sind sehr jung, aber treten sehr ehrbar einher. Indessen sieht man zuweilen unter ihrem Schleier blitzende Augen, die nicht bloß auf die Toten gerichtet sind; und man erzählt Geschichtchen, daß wohl zuweilen Mittel getroffen werden, einer Familie den Verlust des Toten, den sie zu Grabe bringen, durch ein lebendiges Wesen unmittelbar zu ersetzen. Nach Hübner sind sie schwarz gekleidet mit weißen Halskrägelchen. Sie leben von milden Stiftungen, dafür pflegen sie die Kranken und nehmen sich der Verstorbenen an. — Der Verfasser der „Reise durch den Baierschen Kreis" nennt 16 Seelnonnen in seiner Statistik der verschiedenen Berufe. Demnach dürften die acht Häuser Hübners nur als einzelne Berufsstationen betrachtet werden, zumal Nicolai sagt: „sie leben in einem Hause zusammen".

Das „deutsche Rom" war äußerst reich an Klöstern. Neben einer kurzen Aufzählung nach Regnet möchte ich mich auf ein paar bemerkenswerte Erinnerungen im Brauchtum beschränken[49]). So gab es in München 1782 Klöster der Augustiner, Barmherzigen Brüder, Franziskaner, Hieronimitaner am Lechel, Kapuziner, Karmeliter, Paulaner, Theatiner. Ihnen zur Seite standen Klöster der Klarissinnen, der Salesianerinnen, Servitinnen, Paulanerinnen, Karmeliterinnen, Elisabethinerinnen, das Püttrich- und das Ridler-Regelhaus, das Benediktinerinnenkloster auf dem Lilienberg, die Englischen Fräulein, die Nonnen de Notre Dame. Die Anzahl der aufzunehmenden Mönche und Nonnen wurde vom kurfürstlichen geistlichen Rate bestimmt.

Unter den männlichen Orden will ich nur die Theatiner herausheben wegen eines charakteristischen Brauchtums, das sie als Bettelorden in jener Zeit üben mußten. Franz Trautmann schreibt in seinen „Altmünchener Wahr- und Denkzeichen" darüber[50]), von Jos. Meyer ist es abgedruckt. „Im Kloster St. Kajetan gab es eine Hungerglocke. Die Mönche dort hatten die besondere Verordnung, daß sie von Almosen leben sollten; sie durften aber zugleich nicht etwa betteln, sondern mußten warten, bis ihnen durch des Himmels Fügung Nahrung zufließe und nur falls diese Nahrung gar zu lange ausbliebe und fruchtlos drei Tage verflossen, waren sie berechtigt, eine gewisse Glocke zu

ziehen und die Welt draußen auf ihren üblen Zustand aufmerksam zu machen. Bis auf lange Zeit hinaus hatten die Mönche keine Ursache, sich dieser Glocke zu bedienen.

Da hörte man im Jahre 1727 am St. Peterstag mit einmal diese Glocke, die man noch nie gehört hatte und die läutete nicht etwa so lang wie andere Glocken, sondern sie kam fast gar nicht mehr zu Ende.

Nun gab es kein kleines Zusammenstehen und Gerede, bis man darauf kam, daß das heftige und helle Geläute von der Kajetaner Hungerglocke herrührte, und als es endlich doch nachließ, und dann nur noch ein paarmal anschlug, glaubten einige, es sei dem Laienbruder Glöckner etwa gar schon die letzte Kraft ausgegangen, so daß er nicht einmal mehr recht am Glockenstrang ziehen könne.

Auf dies hin machte sich jedermann auf und beeilte sich, den Theatinern Hilfe zu bringen; so gab es Brot, Hühner, Früchte, Kälbernes und Fische, Gerstensaft und was sonst den Durst stillt in Menge und weil Holz zum Kochen gehört, ermangelte es an derlei Beisteuer auch nicht, und die kurfürstliche Hofküche tat es ohnedies allen andern zuvor und so wurden die Theatiner nicht nur augenblicklich aus ihrer Lage gerettet, sondern sie konnten sich für ein paar Wochen sichern, was sie mit Dank erkannten.

Fünfzehn Jahre später soll es noch einmal vorgekommen sein.

Im Sonderdruck der Illustrierten Deutschen Rundschau „St. Jakob am Anger“ lesen wir, daß der entfesselte Klostersturm den Frauenkonvent von St. Jakob besonders mitnahm[51]). 1773 wurde bereits vom kurbayerischen Hof die Aufhebung von sechs Frauenklöstern begehrt, darunter die Angerischen, Bittrichen, Ridler in München. 1774 behielt sich der kurfürstliche geistliche Rat den Entscheid über künftige Aufnahmen vor.

Einige mildtätige Stiftungen, die dem damaligen religiösen Sinn des München im 18. Jahrhundert entsprangen, möchte ich in ihren charakteristischen Zügen kurz erwähnen. Hier ist es in erster Linie:

1. „das reiche Almosen, das ein Bürger aus dem Geschlecht der Ridler schon 1449 zu München gestiftet, daß davon sechs Personen erhalten werden sollten. Diesem Beispiel sind bald andere gefolgt“[52]). Auf seine Kosten werden wöchentlich eine große Anzahl Personen beiderlei Geschlechts gespeist; sie erhalten jeden Sonntag ein „Laibel Brod“, Fleisch und in der Fastenzeit Schmalz und Erbsen. Michael Gasteiger bemerkt in seinem Aufsatz „Das goldne Münchnerherz“[53]): „Noch um

1800 erhielten alle 14 Tage 3 Arme je 6 Pfd. Brot und 2 Pfd. Fleisch und 200 Arme je 4 Pfd. Brot und 1¼ Pfd. Fleisch. Daneben bestand noch eine Reihe der verschiedensten Armenstiftungen, wie zur Unterstützung armer Bürger mit Hauszinsbeträgen, zur Aussteuerung von heiratsfähigen braven Mädchen, zur Ausbildung von Lehrlingen, ja auch zur Vermittlung von Badegelegenheiten. Das reiche Almosen wurde 1803 dem Armeninstitut für den Krankenhausfond zugewiesen.

2. „Der Liebesbund" besteht in freiwilligen Beiträgen, die alle Monat in den Häusern gesammelt und dann verteilt werden. „Es gibt auch eine Liebsversammlung bey der St. Peterskirche in München" [54]).

3. „Die mildtätige Gesellschaft", 1779 von hiesigen Privatmännern angeregt, besteht in monatlichen freiwilligen Beiträgen. Der monatliche Beitrag ist 1 fl.; da aber viele verlauten lassen, daß sie zwar gern bei dieser Gesellschaft wären, ihnen aber das Bestimmte zu viel ist, so wird künftig auch ½ billig angenommen."

Vom Verfasser der „Reise durch den Baierschen Kreis" 1784 hören wir dann von jenen Vereinigungen, die unter der Leitung der Jesuiten und aus ihrem Orden herausgewachsen, eine besondere Blüte erreichten: die K o n g r e g a t i o n e n. Es heißt da: „Weiter gegen die Stadt hinein steht die Lateinische Kongregation, ein Tempel voll Pracht, in dem man ehedem sogar in Gegenwart des Hofes geistliche Lust- und Trauerspiele aufgeführt haben soll, ferner war er bestimmt, gebildete Herrn unter dem Schutz Mariä zu versammeln. Dann waren zur Zeit der Jesuiten noch zwei solche da, einer für Studenten, die von Ostern bis Mariä Geburt nur lateinische Predigten hören durften und wieder einer für kleinere Studenten, endlich noch ein Kongregationssaal für Lehrknaben der Handwerker und einer für die Gesellen, Knechte und ledige Junker." Den Hochalter der großen Lateinischen Kongregation schmückte bis zum Jahre 1802 die „Mater propitia", die in schwerer Kriegsnot im 18. Jahrhundert entstanden war. Als 1803 die Kongregation der Dreifaltigkeitskirche zugewiesen wurde, wanderte das Gnadenbild mit [55]).

„Um 1800 hatte München sieben Kongregationen: die Congr. Litteratorum major, die mittlere der Studenten aus den Latein-Mittelschulen, die Studenten der grammatischen Schulen, 1773 beide in eine zusammengesetzt. Neben diesen bestehen die größere Kongregation der Herren und Bürger, die Kongregation der ledigen Gesellen und die 6. der Lehrjungen. Endlich beschließt die Reihe die Kongregation der Demut Mariä bey den Englischen Fräulein für das andächtige Frauenvolk ange-

legt. — Jede Kongregation hatte ihren Saal, ihre Kirche, ihre Gottesdienste, ihre Prozessionen, ihre Feierlichkeiten mit ansehnlicher Pracht gehalten“[56]).

Das Exerzitienhaus ist auch ein Werk jener Zeit. Forster erzählt, daß „die Gemahlin des unglücklichen Kaisers Karl VII. das Exerzitienhaus der Jesuiten 1750 stiftete[57]). Das vierstöckige aber schmale Haus hatte viele kleine Gemächer, von denen jedoch jene auf die Straße hinaus nicht bewohnt wurden. Dort lag das Zimmer der Kaiserin, in welchem diese selbst oft den Exerzitien oblag. Anfangs war die Aufnahme nur Geistlichen und Studenten gestattet, welche sich auf drei Tage in die Einsamkeit begaben, um hier Vorträge zu hören und die übrige Zeit der stillen Betrachtung und Askese zu widmen; später erhielten alle Bußfertigen Zutritt und während der drei Tage unentgeltliche Verköstigung und Wohnung. Sonst einsam auf ihren Zimmern, versammelten sich die Büßer zu den Meditationen und zu Tisch auf ein Glockenzeichen im Gemeinzimmer.“ Westenrieders Schilderung stimmt mit der Forsterschen ganz überein. Er setzt noch hinzu, daß das Haus eine Wohnung für den Prediger, Lektor und Hausmeister und zehn wohleingerichtete Zimmer für „Meditanten“ enthält.

An dieser Stelle sei auch noch auf einen Zettel hingewiesen, den ich in der Münchner Staatsbibliothek fand, der Zeugnis gibt von einem religiösen Triduum der damals in München lebenden Italiener. Er ist bei Thuille gedruckt und trägt die Aufschrift: „Triduo Sagro da Farsi In Tempo Della Santa Quaresima Nell’Oratorio de RR. PP. Teatini In Lingua Italiana per Profitto Spirituale De Signori Italiani esistenti in Monaco Citta Capitale Della Baviera. Li 2. 3. e 4. di Marzo 1769.“ Die Beweggründe ihrer Übungen sind dann in italienischer Sprache dargelegt und weiter ausgeführt.

Hier möchte ich auf die sog. Jahrtage der gewerblichen Innungen eingehen, wie sie speziell in der hl. Geistkirche alljährlich abgehalten wurden. Sie scheinen besonders im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts in Blüte gestanden zu sein. Diese herkömmlichen Jahrtage wurden in der Zeit von Weihnachten bis zum Feste der heiligen drei Könige begangen. „Diese Jahrtage“, schreibt Adalbert Huhn, „waren nicht gestiftet, sondern wurden von Jahr zu Jahr von den einzelnen Innungen beim Pfarrer bestellt; aber sie waren so herkömmlich, daß jedes Gewerbe seinen bestimmten Tag und seine bestimmte Stunde, seinen bestimmten Altar und seine bestimmte Gottesdienstordnung,

nicht minder auch seine bestimmte Taxe hatte, die es für diese Feier aufwendete[58]).

1. Den Anfang der Feierlichkeiten macht der innere Rat der Stadt. Die Herren versammeln sich am St. Stephanstag früh sechs Uhr, wo der Pfarrer ihnen an dem Altare „gegen das Thal zu" die heilige Messe liest. Der Magistratsbote entrichtet 1 fl.

2. An einem Tage der Weihnachtswoche haben drei Gewerke gemeinsam ihren Jahrtag: Scopularii, Pectinarii et Annularii, d. i. die Bürstenmacher, die Kamplmacher und die Ringler. Der Pfarrer liest ihnen um sechs Uhr die heilige Messe und hält nach dem Evangelium einen entsprechenden Vortrag. 1 fl. 20 kr. wird bezahlt.

3. Am Feste des hl. Johannes Evangelist erscheinen früh sechs Uhr die Sublimati Vini Negotiatores, d. i. die Branntweinschenker. Diese haben ein feierliches Amt auf dem Hochaltar. Nach dem Evangelium wünscht ihnen der Pfarrer in Form einer Ansprache ein glückliches Neujahr. Die Vorstände entrichten 5 fl., wovon dem Pfarrer 1 fl. 30 kr., dem Kooperator 20 kr., dem Organisten 24 kr., dem Chorführer 30 kr., jedem der vier Choralisten 20 kr., den beiden ältesten jedem 15 kr., dem Diskantisten 14 kr., dem Custer 10 kr., dem Obermesner 8 kr., dem Kirchendiener 6 kr. und dem Calcanten 8 kr. zufallen, eine Rechnung zu deren Begleichung die 5 fl. einer Zulage bedürfen.

4. Am Fest der Beschneidung des Herrn versammeln sich um halb sieben Uhr fünf Gewerbe: Zonarii, Ligularii, Aiularii, Thecopaei et Corii Subactarii, d. i. die Gürtler, Rößler (Sattler), Nadler, Taschner und Lederer. Diese haben ein gesungenes Amt cantu intercisu, d. h. Gesang mit Orgelbegleitung. 2 fl. 30 kr. werden bezahlt.

5. An demselben Tage kommt um halb acht Uhr das Handwerk der Loderer: Sabanarii. Diese haben ein feierliches instrumentiertes Hochamt nebst Predigt und Austeilung des geweihten Weines, was alles Sache des Pfarrers ist. 3 fl. 58 kr. werden bezahlt.

6. Am gleichen Tage kommt gegen neun Uhr das Handwerk der Schneider: Sartores. Diesen hält der Kooperator ein feierliches Amt ohne Predigt. 3 fl. 50 kr. werden bezahlt.

7. Am Sonntag nach Neujahr erscheint früh sechs Uhr das Handwerk der Drechsler: Fornionum. Diesen hält der Pfarrer ein feierliches Amt und am folgenden Tag für die verstorbenen Mitglieder eine Seelenmesse. 5 fl. Bezahlung.

8. An einem der nächsten Werktage kommen die Pelliones: die Kürschner. Diese haben ein feierliches Amt, für die verstorbenen Mitglieder eine Beimesse. (4 fl. 3 kr.).

9. Zur selben Zeit trifft auch das officium Gentis Nautivae, quam apellamus Rariarios: die Flößer. Diese hatten ein gesungenes Requiem mit einer am Vorabend gehaltenen Vigil. Der Pfarrer hielt das Seelenamt, der Kooperator nach demselben eine Ansprache. Geopfert wurden zehn Maß Wein und zwar Neckarwein, der in den Rechnungen immer wiederkehrt und bezahlt wurden 3 fl.

10. Am Dreikönigstag hatten früh sechs Uhr die Herren Tuchmacher — Panni Negociatores — ihr feierliches Hochamt mit Predigt, die nicht über eine Viertelstunde dauern durfte. Bezahlung 4 fl. 30 kr.

11. Um acht Uhr desselben Tages erscheinen die Müller — Molitores zu einem feierlichen Hochamt, das der Kooperator hält. (3 fl. 30 kr.).

12. In der Oktav dieses Festes, an einem zu vereinbarenden Tage kommen die Kornkäufler — Frumenti Negociatores — zu einem feierlichen Hochamt. Sie bezahlen 3 fl. 30 kr." [59]).

Als ein Überrest solch alten Brauchtums mag das heute noch in St. Peter stattfindende „Gärtneramt" gelten.

Von diesen einzelnen oder in Bünden zusammengeschlossenen religiösen Betätigungen wenden wir uns zu den mehr allgemeinen kirchlichen Feiern, die wie eine religiöse Welle das gesamte katholische München durchfluteten.

Daß die ganze Pracht des Gottesdienstes auch in musikalischer Beziehung im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts sich entfaltete, ist selbstverständlich. Hier hatte ja die Aufklärung mit ihren planmäßig durchgeführten Vereinfachungstendenzen noch nicht eingesetzt. Einen kleinen Ausschnitt bietet uns da Ursprung in „Münchens musikalischer Vergangenheit". Es liegen die Tagebücher des Grafen Maximilian von Preysing zugrunde. Große Mannigfaltigkeit herrscht bei den gottesdienstlichen Übungen und der künstlerischen Durchführung derselben. Ich gebe hier Tagebucheinträge von 1719 und 1721 wieder[60]).

1719, 4. März. Ambt mit Trompeten und Paucken.

25. März. Kurfürst unnder der music die heilig Meß gehört.

29. May. Te Deum wegen der doppelt glücklich ausgeschlagenen Wahl des Hertzog Clemens (zum Bischof v. Münster).

26. Juli. ½11 war die heilige Meß, worundter ein modette gesungen worden.

22. Nov. (Cäcilientag) umb 12 Uhr war die Meß in der Caecilia-Capellen, undter welcher die Cassolana ein Modette gesungen, und der Kurfürst mit der basse viole, der Churprintz mit der Laute und Printz Ferdinand (der dritte Sohn Max Emanuels) mit der flautn accompagnirt. Der Torry, der die composition gemacht, hat das Instrument geschlagen.

1721, 15. März. ½6 Uhr litaney und stabat (wohl die herrliche von Agostino Steffani).

17. May. Nach der Reiherjagd auf dem Lechfeld, umb 11 Uhr auf das Lech-Cappellerl, wo Meß gehört und der Bortotello dazu ein modette gesungen.

Im letzten Drittel des Jahrhunderts erklingt eine andere Sprache. Kurfürst Karl Theodor erließ selbst Mandate gegen kirchliche Einrichtungen und Gebräuche, an denen die Aufklärung Anstoß nahm. „Er beschränkte die Zahl der Feiertage und der Kreuzgänge, verbot gewisse Schaustellungen bei den Fronleichnams- und andern Prozessionen, untersagte die Aufführung von Passionstragödien, weil die großen Geheimnisse unserer Religion keine Gegenstände für die Bühne seien, durch die Aufführung von dergleichen Spielen das Volk von der wahren Andacht und Anbetung abgehalten, von seinen Berufsgeschäften entfernt, sofort zum Müßiggang, nur zu oft auch zu andern Ausschweifungen verleitet werde“ [61]).

Hübner, ganz auf dem Boden der Aufklärung stehend, bemerkt: „Die Exerzitien, Segenssprechungen und Austeilungen sog. geistlicher Mittel, phisische Uebel bei Mensch und Vieh zu heilen, sind allen Geistlichen strenge untersagt [62]). Die sog. goldene Sonntagsandacht wird als abergläubischer Mißbrauch zu feiern verbothen.“ In den Hauskapellen ward die Feier ihres jährlichen Weihefestes untersagt. Andererseits drang man durch kirchenpolizeiliche Maßnahmen auf die Teilnahme der Beamten am öffentlichen Pfarrgottesdienst der Sonn- und Feiertage, der Predigt und des Hochamts [63]).

Der Sonderdruck der Illustrierten Deutschen Rundschau: „St. Jakob am Anger“ bringt ein paar interessante Einträge bezüglich der Abhaltung von Gottesdiensten in der Aufklärungszeit. Es heißt da:

1801 Verlegung der Christmette auf 5 Uhr morgens „zum Besten der Religion". 1802, 23. Januar: „Zulassung von ungewöhnlich frühen Gottesdiensten nur bei geschlossenen Kirchentüren".

Zu den besonderen kirchlichen Feiern zählen die Prozessionen. Die Passionsspiele im engeren Sinn standen mit den üblichen Karfreitagsprozessionen in Verbindung. Hartmann schreibt 1880: „Man weiß in München noch, daß dies im vorigen Jahrhundert der Fall war. Die „Figuren", Gruppen aus der heiligen Geschichte, durch lebende Personen dargestellt, bildeten einen hervorragenden Bestandteil des einherschreitenden Zuges. An bestimmten Plätzen der Stadt aber, wo halt gemacht wurde, fanden dramatische Szenen statt. Dombenefiziat Anton Mayer (gest. 1877, Verfasser der Geschichte der Frauenkirche) hat von seinem 1788 geborenen Vater oft erzählen hören, daß der Heiland in der Charfreitagsprozession durch einen vornehmen Adeligen dargestellt wurde" [64]).

Leo Wilz bemerkt im Bayr. Heimatschutz, daß in München die Grablegung Christi mit größter Feierlichkeit begangen wurde. Es galt als eine besondere Ehre, in der Hofkirche den Heiland im Grabe darzustellen. Die Sitte, daß in der Michaelskirche nicht eine aus Holz geschnitzte Figur im Grabe lag, sondern ein lebendiger Mensch den toten Christus vorstellte, wurde zu Ende des 18. Jahrhunderts ausgetilgt. Der letzte, der dies tat — es war unter Karl Theodor —, war der damalige Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Graf Anton von Törring-Seefeld[65]). Das Münchner Intelligenzblatt vom 2. April 1790 schreibt: „Will man den Leichnam des todten Heilandes hinzutun, kann selber zierlich geschnitten oder gemalet die Stelle des Antipendiums des Altar versehen" [66]).

Auch Licht- und Wasserkünste scheinen am hl. Grab früher üblich gewesen zu sein, die jetzt mit einsetzender Aufklärung verboten wurden, weil sie den Ernst der Karwoche in Frage stellten[67]).

Die Gefangennahme Jesu zeigte man im Hof des Augustinerklosters. Die Schergen wurden durch kurfürstliche Trabanten dargestellt.

Ludwig Heilmaier schreibt in seinem Artikel „Das Passionsspiel der Karfreitagsprozession in Altmünchen", daß nur wenige wissen von dem theatralischen Charakter der Karfreitagsprozession[68]). Von den größten Mißbräuchen wurde sie im 18. Jahrhundert bei dem Aufschwung des geistigen Lebens befreit. Kurfürst Max Joseph ließ sich durch seine Räte bestimmen im Generalmandat vom 31. März 1780,

mit der Abschaffung der Passionsspiele die Ordnung der Karfreitagsprozessionen zu vereinfachen. „..Was die Karfreitagsprozessionen betrifft, so sollen diese in Zukunft nur in einem andächtigen Umgang, ohne Spruch und Herunterreißungen (gemeint sind die Beschimpfungen und Mißhandlungen der Christusdarsteller durch die Schergen) und dergleichen unformlichkeiten gehalten werden, worauf ihr eben hinfüro aufs genaueste zu sechen habt..." [69]).

Die Prozession als öffentlicher Umgang war ein alter Brauch, den Leidensweg des Heilandes nachzuahmen. Es war ein Gottesdienst und verdiente den Namen „bueßprocession". Wenn auch später der Charakter eines Bußgangs in den Hintergrund trat und das Ganze mehr der Verherrlichung des Leidens Christi diente, so gab doch die Masse der Büßer, die im Zug verteilt waren, „in biessendten Kleidern, die Creutzzieher, die ausgespannten, die gaißler" der Prozession bei allem sonstigen Burlesken und Mißbräuchlichen einen furchtbar ernsten Sinn. Die Büßer geißelten sich gewöhnlich in den Kirchen, im 18. Jahrhundert vielfach auch während des Umgangs auf ein gegebenes Zeichen. Sie belebten den Zug äußerlich bis zum Verbot des Kurfürsten Max Joseph. Daß es lauter Studenten gewesen seien, die das zum Spaß mitmachten, war einer der von den kurfürstlichen Räten erfundenen Einwänden, um diese religiöse Feier zu Fall zu bringen. Durch den ungeheuren Zulauf wurde der Karfreitag für das Geschäftsleben ein Tag erster Klasse. Er brachte dem bayerischen Staat jährlich mehrere tausend Gulden. Für die Corporis-Christi-Bruderschaft bzw. für ihre Kasse war die immer prunkhafter werdende Prozession eine böse Sache. Es gab da Rechnungen über eine Menge Bier, Brot, Käse, die bei den Vorbereitungen, Verzierung der Wägen mit Moos und Tannen usw. während der ganzen Fastenzeit verzehrt wurde. Sie erhielt die Rechnungen vorgelegt für Auf- und Abstecken der Karfreitagsbühne, für Neubeschaffung oder Ausbesserung der Perücken, Harnischen, Pickelhauben, Geißlerhemden, Kreuzträgerröcken usw. Hernach kamen neue Rechnungen vom Bader, der die Rücken der Geißler mit Wein und Essig gewaschen und gesalbt hatte und anderes. Daher mußte sich die genannte Bruderschaft überall an andere Bruderschaften und Kongregationen um Hilfe wenden, zur Haussammlung oder wenigstens zum Opferteller an der Kirchentür ihre Zuflucht nehmen.

Die Umbildung der ursprünglichen Bußprozession in eine Prunkfeier zum Gedächtnis der Passion Christi nahm ihren Anfang damit,

daß die Büßer einen Darsteller des kreuztragenden Christus in ihre Mitte nahmen. Dieser Christus als Kreuzträger, der im ganzen Zug als solcher auftrat, blieb die Hauptperson, doch die Entwicklung brachte es mit sich, daß man mehrere Christusdarsteller brauchte. In München waren mindestens fünf Christusse nötig; allem Anschein nach bezahlte kräftige Männer aus dem gewöhnlichen Volke. In einem Vorwurf der Münchner Räte von 1781, also vor der erreichten gründlichen Vereinfachung heißt es: es stimme wenig zur Andacht, wenn nach altem Herkommen der Christus sich einstweilen in einem Wirtshaus auf ein paar Maß Bier vor den Juden verborgen hält. Es ist zu bedenken, daß die physische Leistung dieser Männer während des fünf bis sechs Stunden dauernden Umzugs wohl eine Stärkung voraussetzte.

Erst als man Christus bzw. allen Christusdarstellern der Bibel entsprechend eine reiche Begleitung zuteilte, konnte man an das denken, was man „Figuren" nannte, nämlich die Vorführung der dramatischen Szenen durch lebendige Personen auf gewissen Plätzen der Stadt. Nun kam buntes Leben in den Zug. Dieser bewegte sich nicht etwa in würdevoller Ruhe vorwärts. Dafür sorgte das aufgeregte Judenvolk, die Schergen, die den Christus „herumreißen" und dazu kräftige „Sprüche" machen mußten.

Die Münchner Karfreitagsprozession umfaßte ganz gewiß in ihrer Hochblüte den genannten Inhalt und Prunk und noch manches dazu. Übrigens kam das wirklich religiöse Volk nicht zum Gaffen; es heißt vielmehr in den erhaltenen Programmen, daß das Männervolk dem Magistrat, das Frauenvolk der schmerzhaften Mutter folgte.

Im städtischen Archiv konnte Heilmaier als einziger Akt die Prozessionsordnung von 1720 vorgelegt werden, die nun auch folgen soll.

Prozessionsordnung am Karfreitag 1720 (Stadtarchiv München).

Zween Führer in weißen Kutten mit Stab.

1. Daß Cruzifix. 2 Ministranten in Chorröcken, mit Piret, windlichtern. 10 Geißler, 5 Fackelträger, 14 Creuztrager.
2. daß 1. Ferculum: die Beurlaubung Christi zu Bethania. 10 Geißler, 5 Fackeltrager.
3. daß 1. Labarum: Christus am Ölberg. Creuztrager.

4. daß 2. Labarum: der falsche Judas kueß. 10 Geißler, 5 Fakelträger, 5 Pönitenten in härnen Kleidern, 14 Creuztrager.
5. daß 3. Labarum: Christus in der Geißlung. 10 Geißler, 5 Fackelträger, 14 Creuzträger.
6. Daß andere Ferculum: Ecce homo. 10 Gaißler, 5 Fackelträger, 14 Creuztrager.
7. Daß 4. Labarum: Pilati Handtwaschung. 14 Creuztrager.
8. Pagi mit den armis passionis (Knaben mit den Leidenswerkzeugen: 1. mit dem Morgenstern, 2. mit dem Werkzeug, 3. mit den 3 spitzigen Pfeil, 4. mit dem Pfeilspieß, 5. mit den Schwämmen, Strickh, Ketten, 6. mit dem zwerchspitzigen Spieß, 7. mit der Lanzen, 8. mit den Laittern, 9. mit der Gabl, 10. mit dem Spießel, 11. mit dem Titl, 12. mit dem Spießel).
9. Daß 3. Ferculum: die Creuzschlaipfung Christi. 10 Gaißler, 5 Fackelträger, 14 Creuzträger.
10. 4. Ferculum: Christus am Kreuz. Die ybrigen Gaisler all, Fackelträger, 2 Pönitenten in härenen Cleidtern, die ybrigen Creuzträger all. Die Music.
11. 5. Ferculum: das Vesperbild. Magistratus Marianus. Gemäß einer Bemerkung werden die labra durch die Kirchen getragen, St. Peter, Franziskaner, zu Hoff, Theatiner. Sie treten nie aus der Ordnung. Die fercula bleiben allzeit heraußen.

Um 1720 waren diese Fercula, oder wie sie 1745 genannt werden, „Figuren“, die verschiedenen lebendigen Heilandsgestalten. Es gab bei jeder Prozession wirkliche Fercula, d. s. Figuren auf Traggestellen.

Die Prozession von 1720 war immerhin noch recht ansehnlich. Es waren fünf Personen als Christusdarsteller. Die Aufstellung ist eine summarische. Die mit jedem Ferculum ziehende Bruderschaft, die zugehörigen Juden, Henker u. a. sind nicht erwähnt.

Ein erster Versuch gegen die Büßer im Zug wird im Kreisarchivfaszikel (461/65) unterm 20. März 1736 aufgezeigt. Der kurfürstliche geistliche Rat klagte dem Fürsten, daß bei der letzten Karfreitagsprozession „die penitenten, insbesondere die flagellanten (Geißler) ... erkrankt ... hinweck geführt worden“; es handelt sich natürlich nur um den einen oder andern Fall, wie es alle Jahre vorkam; es war das

nicht zu verwundern, da diese Leute sich schon vor vier Uhr morgens anstellten und bis Mittag nüchtern im Zug gingen. 1745 begann der eigentliche, wohlvorbereitete und erfolgreiche Endkampf der kurfürstlichen Räte gegen den Münchner Karfreitagsumgang. Unter Befolgung eines höchsten Entschlusses vom 7. April 1743 wurde an die Kongregationen und Bruderschaften gemeldet, „daß alleinig bei der Bruderschaft S. Sebastiani die mitgehung und vorstellung der Persohn Christi in Begleitung der Juden" geschehen dürfe, weil „specialiter bei dieser die Bruderschaft Sti. Mauritii, mithin die Soldateska zur Vorstellung der Begleitung Christi mitzugehen pfleget"; aber auch nur unter der Bedingung, „daß sie nichts sprechen, sondern Sittsamb dahergehent Christum begleiten sollen". Ein Zusatz lautet: „Es hat bei dieser Veranstaltung in soweith sein Bewenden, daß doch die übrigen mysteria, also die Ausführung, die Creuzigung, die Crönung, die vorstellung Christi, wie die Creuzigung auch vorgestellet wird, ohne daß die Juden wie sonst gewohnliche sprüch und Ausschweifungen zu machen sich undternemmen sollen". Es folgt ein Entwurf des Umgangs von seiten der Veranstalter. Damit nicht zufrieden, suchten die Räte ihren eigenen Entwurf durchzusetzen, der nichts Geringeres zum Ziele hatte, als die Person Christi völlig auszuschalten. Für 1745 sollte ihnen dies nicht völlig gelingen. An die einzelnen Bruderschaften ergingen Befehle. Unter den Verboten greife ich heraus: „alle Gaißler, alle die ansonsten in harrigen Klaydern gehente, alle, so ausgespanter gegangen; alle lebendte Figuren, alle Reutherey. Die Personen, so Christum vorstellen, sollen mit gemalten Angesichtern, nit aber mit denen roßhärrigen Kappen dahergehen; so auf gnädigster Resolution beruhet auch, ob denen Creuzziehern erlaubt seye, mit der Prozession zu gehen, in gleicher, ob nit denen Gaislern bewilligt werdte, sich in denen Kürchen zu gaislen".

A. Dreyer schreibt, daß man glaubte auch „belustigende Szenen" den Zuschauern bieten zu müssen[70]). So erschien Judas auf einem Wagen, von Teufeln geführt, mit heraushängenden Gedärmen. Es mehrten sich die Gegner dieser Prozessionen und Kurfürst Max Joseph III. von Bayern verbot die Karfreitagsprozession in dieser Gestalt am 31. März 1770.

Nach Heilmaier schildert am 21. März 1780 der Rat den Umgang, „der ein Ärgernis für die acatholici", in den schwärzesten Farben: „Das Herumreißen eines vermummten, den großen Gott vorstellenden Men-

schen", vor allem aber die Mißbräuche durch die „Kreuzzieher, Kuttengeher, Geisler, meist Handwerksburschen und Studenten, die dies aus Curiosität mitmachen". 1781 konnte der kurfürstliche Rat triumphierend in die Provinz hinausschreiben: „Die Münchner Karfreitagsprozession soll allerorten in ganz Bayern und Oberpfalz zum Muster dienen".

Es tauchen immer noch Zerrbilder des Leidens Christi auf, so daß noch drei weitere Verordnungen gegen diese Art der Karfreitagsprozessionen nötig wurden und zwar 1787, 1802 und 1804. „Auch die neueren Verbote hatten nicht den vollen, gebührenden Erfolg und selbst noch 1822 klagt ein bayrischer Schriftsteller, daß noch nicht alle Spuren dieser theatralischen Kirchenzeremonie verschwunden sind"[71]).

Gegen das geistliche Volksspiel schrieb Anton Bucher, der größte Münchner Satiriker des späteren 18. Jahrhunderts, den „Entwurf einer ländlichen Charfreytags-Procession" 1782. Joseph v. Klessing sagt im Vorwort des sechsten Bandes von Buchners Gesamtwerken, „daß die Charfreytagsprozessionen wirklich in solche Auftritte ausarteten, wie sie Buchner hier beschrieb. Wenn er gleich den Schauplatz derselben in eine Hofmark versetzte und seine Satyre auf dem Titelblatt bloß eine ländliche Charfreytagsprozession benennt, so tat er dieses aus Bescheidenheit, indem in jener Zeit, als er dieß Werkchen schrieb, beynahe noch in allen Städten Bayerns die Karfreytags-Prozessionen auf die angegebene Art im Schwung waren, bis endlich die Regierung einschritt und von ihr der Gebrauch der hölzernen Tragbühnen, der lebendigen Figuren, der dabey vorkommenden Kreuzzieher und Geißler streng verboten worden war".

Das früheste Mandat erschien am 31. März 1770, das neue 8. Juny 1787, das letzte sogar noch im Jahre 1802 und das Verbot aller Prozessionen bis auf die des Fronleichnamsfestes und in der Bittwoche erst 1804[72]).

Ähnliche Schicksale erfuhren die Fronleichnamsprozessionen. Einen sehr guten Überblick fand ich bei A. Mitterwieser, Geschichte der Fronleichnamsprozession in Bayern[73]). Gedruckte Prozessionsordnungen des 18. Jahrhunderts befinden sich in der Staatsbibliothek, in der Ordinariatsbibliothek, im Pfarrarchiv St. Peter. G. Jakob Wolf hat in seinem Buch „Das kurfürstliche München" die Ordnung von 1757 abgedruckt[74]). Es sind mindestens zehn gedruckte Programme 1750, 1757, 1763—66, 1768, 1771—73 ausgegeben worden. Daraus ersehen wir, daß die 58 bis 60 Zünfte mit herrlichen Standarten, in Silber

und Gold gestickt, einherziehen*). Figuren haben sie fast keine. Als zweiter Teil kommen die acht bis elf Bruderschaften. Sie stellen die Reiterei, Triumphwagen und Tragbühnen. Im dritten und vierten Teil ist die Geistlichkeit und das Allerheiligste, im fünften der kurfürstliche Hof. „Den Anfang machen der jüngere Bürgermeister mit seiner Garde, dann berittene Trompeter und Pauker. Bei den Zünften beginnen die Schlachtgewander oder Tuchmacher; es folgen die Gärtner, Gastgeber, Bierbräuer, Lebzelter, Tuch- und Handelsleute, die Metzger von beiden Bänken, die Fischer, die Kanzleiboten, die Lehenrößler, die Floßleute, die Musikanten, die Buchbinder, die Barbierer, die Koch, die Schaffler, die Dräxler, die Weber, die Kornmesser, die Kornkäufler, die Schulmeister, die Schlosser, Uhr- und Büchsenmacher, die Schleifer, die Gmeidmacher, die Loderer, die Säckler und Handschuemacher, die Hutterer, die Färber, die Nestler, die Käßkäuffler, die Sailer, die Bildhauer und Mahler, die Glaser, die Bortenmacher, die Goldschmied, die Wagner, die Schmied, die Schneider und Briechler, die Obser, die Stadttagwercher, die Weisgärber, die Lederer, die Kürschner, die Crammer, die Sattler, die Kupferschmid, die Kiechlbacher, die Brandweiner, die Schuhmacher, die Bader und Wundarzt, die Eisenkrämer und Saltzstößl, die Zimmerleuth, die Schreiner oder Kistler, die Maurer, die Messerschmid, die Miller, die Melber, die Beckenknecht, die Becken. Im ganzen haben wir hier 59 Gewerbe.

Die Schilderung der acht Bruderschaften ist 1750 einfacher als etwa 1771, weil die vierte derselben (die Corporis Christi) über ihre elf Fercula, die den Glanz und die Herrlichkeit des hl. Sakramentes darstellen, einen eigenen Druck herausgegeben hat. Die erste Bruderschaft ist die der neun Chöre der Engel, die zweite die Erzbruderschaft vom hl. Michael (durch eine ansehnliche Reiterei den Kampf der Engel darstellend), die dritte die für die Armen Seelen am Alten Hof zusammen mit der Bruderschaft der Elenden mit ihrer kostbaren Fahne zum hl. Laurentius. Als fünfte kommt das Jesuitengymnasium, in die drei Marianischen Kongregationen sich teilend, von denen die mittlere die hl. Jünglinge Aloisius und Stanislaus darstellte. Die Bruderschaft St. Mauritius-Sebastian-Nikolaus trägt die silbernen Statuen dieser

*) „Amalie, die Gemahlin des nachmaligen Kaisers Karl VII. stickte selbst eine Fahne, jenes Prunkstück, das in der Fronleichnamsprozession (vor Ziehung der elektrischen Drähte), auf sieben Stangen gestützt, als wertvollste aller Fahnen mitgetragen wurde“[75]).

Heiligen mit. Mit der Erzbruderschaft U. L. Frau von Altötting ist die vom hl. Johann Nepomuk verbunden (Silberbild von Altötting und kostbare Fahne). Die Hof-Erz-Bruderschaft zum hl. Georg beschließt als achte die Reihe. Sie hat nicht nur eine ansehnliche Reiterei der beiden Drachenheiligen mit, sondern auch vier Triumphwägen (Ägyptischer Joseph, Unbefleckte Empfängnis, Kaiserin Alexandra, die der hl. Georg bekehrt haben soll, die Anbetung Gottes bei der „Arche")".

Die Figuren und Wagen der Corpus-Christi-Bruderschaft bringt Mitterwieser nach einer handschriftlichen Aufzeichnung von 1746. Er schreibt: „Es sind nicht weniger als 83 Gruppen und Grüppchen, darunter vier Wägen und sechs Figuren. Der erste Wagen stellt die Bruderschaft „in einem sacramentalischen Weinberg" dar, der zweite den viktorisierenden Abraham und Mechisedech, der dritte die sakramentale Festung und der vierte Kaiser Karl VII., wie er mit dem Sakrament auf der Brust sicher in die Ewigkeit reiset. Die erste Figur bringt die Einsetzung des hl. Sakramentes, die zweite den Berg Calvari mit der Monstranz, die dritte die sakramentale Zielscheibe, die vierte die sakramentale Sonne, die fünfte den sakramentalen Taglohn und die sechste die Unbefleckte Empfängnis Mariä. Zwischen diesen Wagen und Figuren, zum Teil auch voraus und nachher, gehen: Ein Hofpauker und zwei Hoftrompeter, ein romanischer Standartenführer, zweimal sechs Paar römischer Reiterei, ein paar Genii und Ductores, ein Kruzifix mit Leuchterträgern, etliche Fahnen, dann in mehreren Abteilungen „etliche Herren Dreißigerbrüder", also Bruderschaftsmitglieder, der harfenschlagende David vor der Bundeslade, welche vier Schwertträger begleiten, Davids Gemahlin Michol und die Kaiserin Helena, Waldhornisten zu Fuß und beritten, zweimal zehn Paare ägyptischer und elf Paare türkischer Reiter, Ruth mit Kammerfrauen und Dienstmägden, Loths Kinder, er selbst zu Pferde mit vier Paaren beladener Maultiere, St. Ursula mit ihrer Gesellschaft, der kleine Johannes und Agnes, beide mit Lämmlein, die Hauptstädte München, Landshut, Straubing und Burghausen mit Schleppenträgern usw.

Um das Festprogramm von 1771 herauszugreifen: es zeigt ein wesentlich anderes Bild. „Bezeichnend für die Zeit", sagt Mitterwieser, „ist schon dessen schwülstiger Titel": „Die siegende Liebe Jesu Christi in dem Liebevollsten Geheimnis des Altars im prächtigsten Triumph geführt durch eine auf das herrlichste angeordnete Prozession am hochheiligen Festtage... München am 30. Mai 1771". „Der Vortrab vor

den 59 Zünften hat fünf Nummern, nämlich eine bürgerliche Eskadron unter ihrem Rittmeister mit Trompeten- und Paukenschall und ansehnlicher Standarte, dann einer der Herren Bürgermeister mit Trompeten, einer vom äußern Rat zu Pferd, auch zwei Kommissäre des äußeren Rats in schwarzen Mänteln mit vergoldeten Stäben, endlich Musikanten in roten Mänteln und mit silbernem Stadtwappen um den Hals.

Auf die Zünfte, von denen nur noch die Metzger von beiden Bänken ihr Ferculum mittragen, nämlich die drei Hostien vom hl. Berg Andechs, folgen die elf Bruderschaften. Jeder geht ein schön gekleideter Genius voraus, dann kommt ihr Cruzifix — es ist silbern oder elfenbeinern, so ist es eigens bemerkt, auch der Reichtum und die Farbe des Velums anzugeben wird nicht unterlassen, auch die etwaige Bruderschaftsfahne und die Farben der Bruderschaftskutten werden angegeben; mit den Mitgliedern in Kutten geht öfters der „Magistrat" und der Bruderschaftskaplan, vielleicht sogar ein Musikchor. Dann folgen: die Grab-Christi-Bruderschaft, die Bruderschaft der hl. Elisabeth, die der neun Chöre der Engel, die Bruderschaft der sieben Schmerzen, die Hof-Erzbruderschaft zum hl. Michael. Eine englische Reiterei mit versilberten Harnischen führt den überwundenen siebenköpfigen Drachen, gefolgt vom triumphierenden St. Michael zu Pferd und im Harnisch. Es folgt die Allerseelenbruderschaft vom Alten Hof und die Bruderschaft der Elenden ist ihr angeschlossen.

Nun kommt die Erzbruderschaft Corporis Christi, die mehr Mittel aufbietet als früher ein Dutzend Zünfte. Auf drei Triumphwägen und sechs Tragbühnen wird die ganze Pracht des Festschmucks und der Figuren entfaltet. Der letzte Triumphwagen trägt die Arche des Bundes. Die „Herrn Hof- und Stadtgärtner" als vierzigste Gruppe dieser Bruderschaft bilden den Beschluß.

Bei der Erzbruderschaft U. L. Frau von Altötting ist bemerkenswert das Meßglöcklein mit weißblauem Zelt (zum Zeichen, daß sie unter freiem Himmel das hl. Opfer feiern darf)*). Ihr angegliedert ist die Nepomukbruderschaft, die Hofbruderschaft St. Nicolaus von Tolen-

*) Es ist das sog. „Türkenzelt" und gehört zu den „Wahrzeichen" der Frauenkirche. Keineswegs hat es aber etwas, wie die Sage berichtet, mit der „Spitze eines von dem Kurfürsten Max Emanuel eroberten Zeltes eines türkischen Pascha" zu tun. Bei ihren Pilgerfahrten trug die Bruderschaft sechs Laternen und die Meßglocke und das Zelt mit sich. War irgendwo Gottesdienst im Freien, wurde das Dach auf hohen Stangen befestigt, darunter ein Feldaltar errichtet, die Lichter in den sechs Laternen angezündet und zur hl. Messe geläutet[76]).

tino und St. Sebastian. Ein herrlicher Wagen im Zug, auf sieben Säulen aufgebaut, stellt das Letzte Abendmahl dar. Die elfte und letzte Bruderschaft ist die Hof- und Erzbruderschaft zum hl. Georg. Sie führt St. Georgszelt mit Glocke als Zeichen des gleichen Privilegs. Zehn weitere reiche Fahnen, darunter drei mit je drei Stangen folgen. Die Unbefleckte Empfängnis ist von 22 kleinen Rittern geleitet.

Der Vortrab der Prozession ist auch 1771 der übliche. Die Männerorden, der Klerus der drei Pfarreien, die kurfürstlichen Hofkapläne, das Stiftskapitel U. L. Frau, die kurfürstliche Hofmusik folgen. Sechs Kämmerer mit dem Himmel, unter dem der Stiftspropst das Sanctissimum trägt, werden von den geladenen vier Herren Prälaten und den Pagen gefolgt. Zum Beschluß erscheint der kurfürstliche Hof selbst mit dem Hofstaat und den „Dikasterien" in reichster Gala, begleitet von Hatschieren und Trabanten."

Nicolai bemerkt[77]): „Seit 1780 waren auch bei der Fronleichnamsprozession einzelne Bräuche abgeschafft, die auch auf eine möglichst naturalistische Darstellung von Personen und Gegenständen abzielten; so daß sie sich wohl des Zuges zum Lächerlichen auch nach damaligen Begriffen nicht erwehren konnte: man sah allerhand große papierne Figuren: Der heilige Erzengel Michael ward unter dem Namen der himmlische Obsieger in einem ganz silbernen Harnisch unter Trompeten- und Paukenschall zu Pferde vorgestellet und eine Menge Ritter und Engel.

Man sah Drachen, die an vierzig Fuß hoch waren und deren langen Schwanz ein Mann, wie ein Teufel gekleidet, nachtrug, desgleichen andere Ungeheuer, welche von Menschen, die in denselben steckten, bewegt wurden, und allerhand lächerliche Figuren machten."

Wir sehen also hier die Parallele zur Karfreitagsprozession in den Vereinfachungsbestrebungen der einsetzenden Aufklärung. Das Münchner Intelligenzblatt von 1780 vom 9. Juny Art. VI, Polizey bestätigt es. Da heißt es: „Die heurige Fronleichnamsprozession hat bessre und weise Ordnung durch einige Änderungen erhalten. Die häufigen Figuren, Drachen und andere papierne Ungeheuer, die diese heilige Handlung oft lächerlich machten, sind bis auf einige anpassende, wie auch sämtliche Engel und Ritter zu Pferd, als zur Erbauung oder Belehrung in keiner Rücksicht dienende Vorstellungen gänzlich abgeschafft worden."

Von Mißbräuchen ist auch nach Mitterwieser in den Akten die Rede.

„Im Jahre 1728 heißt es von „schlechter und kalter“ Andacht der Zuschauer. Von 1740 an wird über zwanzig Jahre lang ein „Verruf mit Trompetenschall“ verkündet und angeschlagen, der den Bräuern und Wirten das „Setzen von Gästen“ während der Prozession verbietet. Dann gab es Teilnehmer, die nicht die ganze Prozession mitmachten und die es dann zum altbayrischen Trunke zog“ [78]).

„In München gehen die Spuren der Aufklärung hier noch viel weiter zurück. Schon 1740 rügt der kurfürstliche Geistliche Rat allerhand diesbezügliche Mängel. Er tadelt die Schwere des Himmels, die wuchtigen Wägen, welche die aufgelegten Bretter ruinieren. Auch hatte es eine Stauung gegeben, weil Anfang und Ende der Prozession wegen deren Länge aufeinanderstießen. Drei Jahre später werden die Kinder, die in geistlicher Kleidung auftreten, kritisiert. Lebende Bilder zu Fuß durch Kinder dargestellt seien abzuschaffen. Auf den Tragbühnen seien höchstens zwei bis drei Knaben zugelassen. Nach weiteren drei Jahren wird beanstandet, daß die Figur der sieben Sakramente Anlaß zu Ärgernis gegeben habe. Im Jahre 1773 hat ein Pro memoria Aufsehen erregt, welches hervorhob, daß die zwei Stunden währende Aufstellung des Allerheiligsten auf dem Altare am Schleckergäßchen, während die ganze Prozession vorüberzieht und die Geistlichkeit zusieht, die Folge habe, daß das Hochwürdigste Gut ohne Anbetung sei. Auch mit den Pferden gab es Anstände. Dann sei es auch vorgekommen, daß man sich über die Straße während der Prozession mit Bock oder Wein zugetrunken habe. 1781 werden in der Landeshauptstadt Listen aufgestellt, welche Vorstellungen bei den Zünften und Bruderschaften abgeschafft sind. Auch der siebenköpfige Drache mit dem himmlischen Obsieger Michael ist darunter“ [79]).

Noch ein Wort zum Prozessionsweg. Dieser scheint nach Mitterwieser bis zum Jahre 1773 und darüber immer eingehalten worden zu sein. „Bei der geringen Ausdehnung des alten München und der ungeheuren Länge der figurenreichen Prozession war der ununterbrochene Zwinger unmittelbar hinter den Stadtmauern noch immer der gegebene Weg. Vom Markt zog man zum Schwabingertor, das etwas vor der heutigen Feldherrnhalle stand. Dann bog man durch die Residenzgärten ab zum Isartor, von da ging man zum Sendlingertor, immer im Zwinger, dann zum Neuhausertor.“ Im Jahre 1742 aber, als die Österreicher München besetzt hielten, hat man einen kürzeren Weg gegenommen. Die Prozession glich eher einer traurigen Charfreitagspro-

zession, an der sich nur Kleriker, einige Herren und Bürger und von der feindlichen Partei Herr Obrist Menzel in ungarischer Gala beteiligten.

Mitterwieser bezeichnet gerade die Mitte des 18. Jahrhunderts als einen der drei prächtigen Höhepunkte im strahlenden Glanze der Prozessionsgeschichte. Da die Tore der Stadt nach den Himmelsrichtungen lagen, ergab sich allmählich der Glaube, der Segen müßte nach den vier Himmelsrichtungen gegeben werden, namentlich zur Abwendung der Unwetter. Das Kränzelkraut bei der Prozession getragen gilt als unheilwendend[80]). Auffallend ist beim Durchgehen der damaligen Zugsordnung, daß die Kinder zurücktreten. Man kann sie nur auf besonderen Posten brauchen (Singen, Blumenstreuen, Leuchtertragen). Auch Klosterfrauen waren noch im vorigen Jahrhundert in dieser Prozession etwas Unerhörtes.

„Wenn es anläßlich der großen Prozession, wo jedes Haus in München seinen besten Schmuck anlegte, ans Prangen ging, da stellte man seine Kostbarkeiten frischweg zum Fenster hinaus. „Habe ausgehengt im untern Balcon meinen großen Paul Veronese“, schreibt Graf Max Preysing, der Erbauer des von J. Effner erdachten Palastes neben der Feldherrnhalle, am Fronleichnamstag 1738 in sein noch erhaltenes Tagebuch“[81]).

Besonders feierlich scheinen auch die sog. „Translationen“ vor sich gegangen zu sein, von denen ich vier in der Münchner Staatsbibliothek fand.

Ein gedruckter Zettel vom 23. April 1705 bringt in schwulstigen Worten die Ankündigung des Abschieds vom hl. Kreuz, das nach Polling zurückgebracht werden soll. Es heißt da: „Ein unverhoffte Sonnenfinsternuß, welche anno 1705, den 23. Aprillen an einem Donnerstag zwischen zehn und elf Uhr vormittags bey denen PP. Augustinern von Männiglich zu München gesehen worden, das ist: ein zum Teil Traur- und Klag-volles, zum Teil Freude und lobklingendes Urlaubgesang der betrübten Stadt München wegen der glücklichen Abraiß deß wunder- und gnadenreichsten heiligen Creuz zu Poling, welches obgemelten Dato mit schuldwilligister Lob- und Dankbezeugung aller übermäßig von ihme geflossenen Gnadenquellen durch gesambte Stadt München von den PP. Augustiner-Kirchen auß biß unter das Neuhauserthor höchst anständig ist begleitet worden“. Eine der einundzwanzig Strophen des nun folgenden Liedes lautet:

„D' Mutter hat mich schon verlassen
Und du hast es auch im Sinn:
Kann mich kaum vor Layd mehr fassen
Daß du willst auf Poling hin.“

Ein weiteres Blatt bringt die „kurtze Beschreibung der Solennen Translation oder Einführung vier heiliger Leiber, des H. Felix des Martyrers, H. Viktor Martyrers, H. Aurelius, Martyrers, der hl. Eleutheria, Martyrerin aus allhiesiger churfürstlichen Residenz und Hof-Capellen in die löbliche Closterkirchen deren Clarissinnen bey S. Jakob auf dem Anger in München. — Geschehen den 23. Juny 1738“. Das Fest wurde wegen „eingefallenen Donner und Regen-Wetter“, das sich überraschend einstellte, vom 22. auf 23. Juny um ein Uhr verschoben. Es folgt die Schilderung des Festplatzes: „Zwei Triumph-Porten waren vor der Anger-Kirchen aufgerichtet.“ 260 Offiziere standen in zwei Linien Spalier. Die heiligen Leiber wurden „unter feyerlicher Zusammenstimmung der völligen Musik, Läutung deren Glocken, und mehrmaliger Loßbrennung des auf denen Frauen-Thürmen sich befindenden Geschützes solennissime erhoben und aus der churfürstlichen Residenz durch die untere Schwäbinger Gassen auf den Platz, dann durch die Rosen Gassen und Dult Gässel hinunter auf den Anger in folgender Ordnung überbracht: 1. Sr. Churf. Das macht einen prächtigen Anfang. Stadt- u. Burger-Cavallerie mit einem Pauker und vier Trompeter in 120 Mann; 2. Die churköllnisch löbliche Erzbruderschaft des hl. Ertzengel Michael; 3. das Ertzbruderschaftskreuz von zweyen Leichtertrageren begleitet; 4. sechs Paar Sodales; 5. vier Triumphwägen. So stellte beispielsweise der erste Wagen einen mit Blumenbeeten angelegten Garten dar, in welchem eine Grotte mit fünf Apfelbäumen war und in der Mitte ein Springbrunnen. Vor dem Eingang aber stand der Genius Bavaro Angerensis weiß und blau gekleidet, mit einem Schild in der Hand. Der dritte Wagen zeigt typisch barocke Mischung heidnischer und christlicher Symbole. Rauchfaß und Schiffeltrager, Hoftrompeter und Pauker folgten, Hof und Kammermusici mit weiß brinnenden Kertzen, Knaben mit brinnenden weißen Tortschen folgten den Triumphwägen.“

Ein weiteres Exemplar zeigt die Translation oder feyerliche und herrliche Übersetzung des hl. Leibs S. Maximi, Martyrer in den marianischen Saal der löblichen Teutschen Congregation derer Herrn und

Burger in der kurfürstlichen Haupt- und Residenzstadt München, den 15. August im Jahre 1750. Dem barocken Geschmack der Zeit Rechnung tragend, folgt ein musikalisches Schauspiel auf dem Hauptplatz zu München nächst der marianischen Säule. Auch Arien fehlten nicht.

Von einer vierten Translation ist auf einem anderen Zettel die Rede[82]): im Jahre 1750 am 3. Oktober wurde der Leib des hl. Martyrers Viktor von der kurfürstlichen Residenzkapelle in die Johanneskirche in einer feierlichen Prozession übertragen. „Auf höchstem Befehl seiner churfürstlichen Durchlaucht Max Joseph, erzählt die Chronik, wurde am 3. Oktober, der gerade auf einen Sonntag fiel, abends um vier Uhr unter Begleitung der sämtlichen sowohl Welt- als Ordensgeistlichkeit, die alle eine weiße, brennende Viertlingskerze in ihren Händen trugen, wie nicht minder unter vorausgehender St. Mauritii Bruderschaft in solenni Processione der auf einem rothsamtenen Sessel sitzende heilige Leib in unserer neu erbauten Kirche und den eigens dazu bereiten Altar eingesetzet und darnach mit Abbetung des hl. Rosenkranzes dieser feierliche Andachtsakt für denselbigen Tag glücklich beschlossen.“

Neben den erwähnten Translationen ist noch von einigen Gedächtnisfeiern zu berichten. So „eine achttägige Begangnuß und Angedenken des 17. Saeculi, daß Christus unser Welt-Heyland und Erlöser deß hl. Apostelfürsten Petrum als das erste und höchste Kirchenhaupt eingesetzt. Das Fest wurde vom 28. Juni 1734 bis zum 6. Juli feierlichst in der ältesten Pfarrkirche Münchens in St. Peter begangen.“

„Der Eintritt eines jungen Mannes in den geistlichen Stand ward von der ganzen Familie als die höchste Ehre und das größte Glück betrachtet und gab ihr auch in den Augen aller Anderen ein bedeutendes Relief, weshalb denn auch die Feier des ersten Meßopfers zum höchsten Feste der beteiligten Familie ward“[83]).

Die Münchner Staatsbibliothek bewahrt eine gedruckte Anzeige der Primiz von Wolfgangus von Unertl, die in „Beysein eines fast ohnzählbaren höchst ansehnlichen Auditorii“ zu St. Peter am 15. August 1748 gefeiert wurde.

Weiter lese ich von einem „Primitz-Festin des Kgl. Pohlnischen und Kursächsischen Prinzen, des Gnädigsten Herrn, Herrn Clementis Wenceslai, welches allhier in S. Michaelis-Kirche unter prächtigster Solennität, in Gegenwart hochfürstlicher Personen den ersten Monats-

tag May 1764 celebrieret worden. Abgeschildert von einem Dero untertänigsten Vasalen".

Noch vom gleichen Jahre bewahrt die Staatsbibliothek die Ankündigung einer zweiten Primiz und zwar „des hochgelahrten Herrn Joseph M. Maichl, der heiligen Gottesgelahrtheit Beflissene am siebten Tag des Herbstmonats".

Zum Schluß folgt noch eine Einladung zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum des H. H. Joann Georg Seidenbusch, Pfarrer zu Auffhausen, im Jahre 1716. In 21 Achtzeilern schildert er selbst seinen Lebenslauf, daß er in St. Peters Pfarr geboren und nun schon fünfzig Jahr seit 1666 Dechant in Auffhausen sei.

Doch waren es nicht nur die religiösen Festlichkeiten größeren Stils, die das katholische München des 18. Jahrhunderts begeisterte; auch das einzelne Kirchenjahr war reich an religiösem Brauchtum bis der Frost der kommenden Aufklärungszeit so manche Blüte knickte. Es wird gut sein, hier auf die Münchnerische Andachtsordnung hinzuweisen, die ich in der Münchner Staatsbibliothek für das Jahr 1773 fand. Sie gibt so recht ein Bild von dem damaligen reichen religiösen Leben der vielen Stadt- und Ordenskirchen Münchens. So werden beispielsweise in der ansehnlichen Stiftskirche U. L. Frau täglich die priesterlichen Tagzeiten gehalten, die Metten und Laudes um sechs Uhr früh, die Prim, Terz, Sext und Non um neun Uhr, die Vesper um drei Uhr und darnach Complet. Täglich sind zwei gesungene Ämter, um sieben Uhr und um halb zehn Uhr. Von fünf Uhr früh bis zwölf Uhr wird alle halbe Stunde eine heilige Messe gelesen. Nachmittags wird der Rosenkranz gebetet bei ausgesetztem Sanktissimum. In den einzelnen Kirchen finden wir tägliche, dann besonders wöchentliche und monatliche Andachten verzeichnet. Die einzelnen Bruderschaften sind hier vor allem vertreten. Dazu kommt noch ein eigenes Verzeichnis von Quatemberandachten. Der vielen Sonderfeste wegen wurde der Peterskirche sogar ein eigenes „Direktorium" (Kirchenkalender) von 1758 bis 1822 bewilligt[84]). An den drei Faschingstagen ist bei den PP. Jesuiten das vierzigstündige Gebet. Am Faschingssonntag früh vier Uhr wird ausgesetzt. Um halb zwölf Uhr wohnen die gnädigsten Herrschaften zweenen heiligen Messen bei. Die Festtage der einzelnen Ordensheiligen werden in den betreffenden Kirchen besonders feierlich begangen, so bei den Jesuiten die der hl. Ignatius, Aloisius und Xaverius.

Durchgehen wir das Kirchenjahr, so zeigt sich gleich zu Beginn

desselben Advent und Weihnachten mit reichem kirchlichen Brauchtum. Ich folge hier den Angaben Regnets in „München in guter alter Zeit“, die, soweit nicht frühere Jahrhunderte angegeben sind, meiner Anschauung nach sich auf das spätere 18. Jahrhundert beziehen dürften.

Unter den jährlich wiederkehrenden Gottesdiensten waren vor allem die Rorate oder Engelämter sehr besucht. Diese fallen aber schon in die Zeit vor Tagesanbruch. Da die Straßenbeleuchtung mangelhaft war, bedienten sich Frauen auf dem Kirchweg zusammenlegbarer Laternen aus feingefälteltem Papier. Das Gleiche taten sie bei anderen nächtlichen Gottesdiensten. Sie führten auch sonst Kerzchen bei sich. Das fiel dem französischen Reisenden Monconу, der doch schon so vieler Herren Länder gesehen, dergestalt auf, daß er dessen in seinem Buch in folgender Weise Erwähnung tut: „Von dar hörte ich bey den Augustinern die Messe, und merckte unter andern an, daß alle Weiber kleine Lichtgen angezündet haben, so lange sie in der Kirche sind. Die Vornehmsten brauchen dazu kleine Silberne Scheeren oder Leuchter, und weil die Lichter gar kurtz sind, so nehmen sie ein frisches aus dem Ermel, wenn eines abgebranndt ist. Ich hatte das zwar gestern Abend auch schon gesehen, aber vermeint es wäre deswegen geschehen, weil es albereit Nacht war.“

Der Weihnachtsbaum, wie wir ihn heute überall kennen, war im 18. Jahrhundert völlig unbekannt. Er kam erst im 19. Jahrhundert durch Protestanten aus dem Norden nach München.[85])

Nur der weit weniger poetische Nikolaus und sein Knecht waren bekannt. Auch damals schon besuchten sie, jener „in vollem bischöflichen Ornate, mit Krummstab und Bischofsmütze“, dieser „in Pelz vermummt“, am Vorabend des 6. Dezember die Kinder.

In der Weihnachtszeit wurden die Figuren der heiligen Familie auf Bestellung in den einzelnen Familien herumgetragen und neugierig und andächtig von den Kindern angestaunt. Auch junge Leute zogen zuweilen herum, die wechselweise als Joseph und Maria Weihnachtslieder sangen. Die dramatischen Darstellungen der Geburt Christi und von den Evangelisten erzählte Nebenumstände lagen dem Brauchtum zugrunde. Es waren dies die sog. „Herbergen“, die ich in einem späteren Kapitel eigens behandle.

Da in den ersten Wochen des Kirchenjahres die Winterquatember fallen, möchte ich hier gleich auf die sog. Quatempermanln ein-

gehen. J. M. Forster schreibt darüber[86]): „Ein lebendiges Wahrzeichen sind die sog. „Quatempermanln“ — die zwölf Spitalleute, je sechs Männlein und sechs Weiblein, welche jeden Quatemper mit spitzen, breitrandigen Hüten, langen, schwarzen Mänteln und großen Halskrausen vom hl. Geistspital zu St. Elisabeth zum Vigil um zwei Uhr und andern Tags zum Requiem hereinwandern. Diese „Quatempermanln“ werden und wurden seit langer Zeit stets mit neugierigen Blicken betrachtet, mancher Junge lacht und spottet über diese sonderbaren Gestalten.“ Auch bei dem sog. Fürstenjahrtag am 12. September erscheinen die zwölf Spitaler in der Frauenkirche. Letzteres hatte von 1803 bis 1825 aufgehört. Der Bestimmung des Stiftsbriefes gemäß sollen die Spitalleut je „bei der Vigili zwen Kreizer, bei dem Requiem und dem Hochamt (von der Schiedung Mariä) ebenfalls je zwen Kreuzer“ erhalten und von den jeweilig restirenden 4 fl. 48 kr. den Armen das Opfergeld gegeben, der Überrest aber „den Armen in gemain zum gueten angewendt“ werden.

Jos. Meyer nennt sie auch die zwölf Apostel[87]). Nach ihm wären es nur Männliche gewesen, die paarweise an Quatembertagen in der Frauenkirche erscheinen, einer alten Stiftung gemäß, um dort zu beten. Als zu Anfang des 19. Jahrhunderts „die Münchner Apostelschar in Gefahr der Auflösung schwebte, ging zu München die Sage, daß jene zwölf Spitalleute um Mitternacht ihren Kirchgang hielten und die Türe des Domes sich von selbst öffnete und hinter ihnen wieder schloß. Viele Bewohner wollten sie damals durchaus gesehen haben“. Das „Münchner Stadtbuch“ von J. M. Mayer bemerkt noch dazu, daß ihr Platz in der Kirche bei der alten Fürstengruft war und vor ihnen wurde ein Leuchter mit drei Lichtern aufgestellt, „welche die drei Fürstenhäuser Bayern, Österreich und Baden bedeuten, zu derer verstorbenen Ahnen Gedächtnis diese Gottesdienste gefeiert werden“[88]). Auch Regnet erwähnt dieses Brauchtum.

Es kann hier kein zusammenhängender Überblick über das Kirchenjahr des 18. Jahrhunderts erfolgen, zumal die genauen und ausführlichen Nachrichten sehr spärlich fließen. Bezüglich der Weihnachtskrippen, die ich im Kapitel „Volkskunst“ noch erwähne, fand ich bei A. Mitterwieser eine Bemerkung: Es wurde da nämlich nach den Gerichtsurkunden, München Nr. 2363 für die Stifts- und Pfarrkirche zu U. L. Frau 1736 eine Stiftung von 200 fl. gemacht zur Beleuchtung und Unterhaltung eines Kripperls. Mitterwieser bemerkt, daß das et-

was ganz Seltenes gewesen sei; denn wo eine Krippe war und ist, da war und ist auch ein Opferstock.[89])

Bei Regnet heißt es, „daß die frommen Väter Augustiner ein schönes, wächsernes Jesukind hatten, das der besondere Gegenstand der Verehrung von Frauen und Mädchen war. Das höchste Lob, das man in München einem Kindlein beilegen konnte, war, es so schön zu heißen wie das „Christkindl bei den Augustinern". An hohen Festtagen lag es, fein säuberlich in Windeln eingeschnürt und dicht mit mancherlei Schmuck behangen, in einer Wiege und wurde mit größter Ernsthaftigkeit darin geschaukelt, während die Gläubigen ein geistliches Wiegenlied dazu sangen, dessen Kehrreim das „Eia popeia" bildete[90]). Kaj. Rebele schreibt: „Ende des 18. Jahrhunderts lehnte sich die Aufklärerei in ihrer Nüchternheit und Kälte gegen diesen Unfug des Kindlwiegens auf und ruhte nicht, bis er ganz beseitigt war. Seitdem ruht das Christkindlwiegen und auch seine sinnige Weise ist verstummt"[91]).

„Die vierzigstündige Andacht zu dem ungemein beliebten Augustiner-Christkind, welche jährlich in der Weihnachtszeit der Mette begann, setzte in der Säkularisationszeit aus bis 1815. Nur den inständigen Bitten der Elisabethinerinnen gelang es, das kostbare, in Wachs bossierte und mit Motiven von Gold und Edelsteinen behangene Bild in ihr Kloster zu retten. Erst 1817 wurde es der Marianischen Kongregation im Bürgersaal ausgehändigt"[92]).

Um Weihnachten war es Brauch, daß der jeweilige Dechant bei St. Peter eine Scheibe Salz erhielt, da München seine Entstehung der Salzstraße verdankte. Diese Gabe wurde von 1783 an, also mit einsetzender Aufklärung, verweigert[93]).

Mitterwieser schreibt, daß es „früher viel mehr Brauch war als heute, daß mit geistlicher Assistenz an den Abenden der Rauchnächte die Häuser ausgeraucht wurden, besonders Amtshäuser, auch Kästen und Stallungen. — Am Altenhof war es Mitte des 18. Jahrhunderts fester Brauch, daß zwei oder drei Geistliche 7½ fl. erhielten für das Ausräuchern und Benedizieren der Rats-, Kommissionskanzlei und anderer Zimmer am Altenhof (Belege zu den Hofzahlamtsrechnungen!). Auch im Hl. Geistspital waren die drei Rauchnächte sehr gefeiert. Nach der Vesper zog der Pfarrer mit den Sängern, Mesner und Ministranten durch die Haupträume zum Ausräuchern. Drei Tafel Lebzelten wurden abends verteilt und für jede Person im Spital waren neun Äpfel und neun Welschnüsse vorgesehen"[94]). Der Dreikönigstag selbst, „nach

alten Urkunden der „Obristentag“ genannt, hatte auch in München als Schluß der Rauchnächte noch immer eine besondere geheimnisvolle Bedeutung“[95]).

Nun zum Osterfestkreis. Im Münchner Intelligenzblatt vom 19. April 1791 fand ich eine „Anzeige des 40stündigen Gebetes vom Palmsonntag, den 17., 18., 19. bis Mittwoch, den 20. April anno 1791 in St. Peters Pfarrkirche der churfürstlichen Haupt- und Residenzstadt München um Erhaltung einer höchst beglückten Regierung unseres durchlauchtigsten Chur- und Landesfürsten, gesegneten Wohlstand höchst derselben durchleuchtigsten Churhauses, wie auch zum allgemeinen sowohl, als besonderen geistlichen und leiblichen Nutzen“.

Eine Reihe von mindestens acht Belegen bezüglich des Palmeselumzugs fand ich vor.

Regnet in „München vor hundert Jahren“ schreibt, daß es damals eine Reihe von Gebräuchen gegeben habe, die rein christlichen Ursprungs waren; heute seien sie nicht mehr in Übung; so der Umritt der Knaben mit Fähnchen in der Hand auf sog. Palmeseln um die Pfarrkirche und zwar am Palmsonntag. Auch in Regnets „München in guter alter Zeit“ ist dieser Umritt noch zu Ende des 18. Jahrhunderts erwähnt. „Er erfolgte am Morgen des Palmsonntags unter großem Zudrange besonders der Jugend, und noch vor nicht langer Zeit stand im Dunkel des Langhauses der Frauenkirche der auf Rollen gestellte Langohr, der dort dazu benützt wurde“[96]).

Einen kleinen Artikel über die Palmeselprozessionen fand ich von Willy Rett im Generalanzeiger der Münchner Neuesten Nachrichten vom 10. April 1911. Es heißt da: „In manchen Orten der südlichen und östlichen Umgebung Münchens wurde noch zu Ende des 18. Jahrhunderts alljährlich am Palmsonntag eine uralte christliche Sitte gepflogen. Da zog man vor Beginn des Gottesdienstes einen hölzernen Esel, auf dem eine ebenfalls hölzerne Christusfigur saß, unter lauten Gesängen in feierlicher Prozession durch das ganze Dorf und um die Kirche. In Giesing, Unterhaching usw. führte man dabei auch eine mächtige Strohpuppe, die Judas vorstellen sollte, mit. Nach Beendigung des Umzugs wurde die Judaspuppe am Turm ausgehängt und am Karsamstag während der Feuerweihe verbrannt. (Zum Vergleich der später folgende Altmünchner Himmelfahrtsbrauch!) Wie bei den meisten Volksbräuchen, so schlichen sich auch bei den öffentlichen Palmeselumzügen im Laufe der Zeit immer mehr Auswüchse ein. Nun ist

dieser alte Brauch, an den noch das Sprichwort: „g'stellt sich wie ein hölzerner Palmesel“ erinnert, längst verschwunden. In anderer verweltlichter Form hat sich diese einstige Palmeselsitte aber noch in manchen Gegenden Oberbayerns erhalten.“ Hölzerne, aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammende Palmesel finden sich im Nationalmuseum und im Georgianum zu München.

Hören wir auch was die ganz aufklärerisch eingestellte Winkoppsche Bibliothek, Gera 1784, Aus historisch wissenschaftlichen Nachrichten und Briefen, in dem Aufsatz „Eselsprozession in München“ darüber schreibt: „Es war seit undenklichen Zeiten in München Mode, daß man am Vorabend des sog. Palmsonntags und am Palmsonntag selbst die Kinder auf dem Palmesel herumfahren ließ. Es war nämlich auf breiten, mit Rädern versehenen Brettern ein von Holz geschnitzter Esel nebst einem hölzernen Christus, welcher darauf ritt, angebracht; den Esel selbst bestiegen die Knaben, auf den Brettern zu den Füßen saßen die Mädchen; Taglöhner zogen ihn und so fuhren sie unter Plaudern und Jauchzen und Lärmen um den Kirchhof herum. Am Palmsonntag selbst, morgens vor dem ordentlichen Gottesdienst, begleitete ihn die Klerisei innerhalb der Kirchenmauern. Diese lächerlichen Mißbräuche wurden ungefähr vor drei Jahren von der oberen Landesregierung sehr weislich abgeschafft. Der Dechant bei St. Peter führte aber 1784 die Eselsprozession unter dem Klerus bei St. Peter wieder ein, obwohl er einen derben schriftlichen Verweis ins Haus bekam.“

Geiß in seiner „Geschichte der Pfarrei St. Peter“ erwähnt den 26. Hornung 1780, an welchem verboten wurde „in den Kirchen den Palmesel umherzuführen, d. h. eine Statue, die am Palmsonntag den Einzug Christi in Jerusalem versinnbildlichte, in den Kirchen umherzufahren“ [97]).

In den „Deutschen Gauen“ erzählt ein unbekannter Verfasser über Fastenzeitbräuche, daß bereits 1780 der Befehl kam, den Palmeselumritt einzustellen. 1784 war das Verbot noch nicht ausgeführt worden. 21 Jahre noch zog der Palmesel am Palmsonntag in der Peterskirche des Weges. Da kam 1806, vierzehn Tage vor dem Palmsonntag ein Polizeibeamter in die Peterskirche und ließ kurzerhand dem Esel den Kopf absägen.[98])

Die Palmkätzchen für den Palmsonntag wurden vielfach aus dem Ausland geliefert. A. Mitterwieser stellt in seinem Aufsatz „Der Palmesel und die Palmprozession“ fest, „daß es im Jahre 1758 am Hofe eine

kleine Untersuchung gab. Die Lieferung des Handelsmannes Claudi Cler an Palmzweigen kostete gewöhnlich 600 bis 700 fl. Der Kapelldiener scheint schon seit Jahren davon eine Menge gegen Trinkgeld an bevorzugte Kavaliere und Hofdamen zu liefern. 1759 wird festgestellt, daß Kaufmann Söhl 9 geflochtene, 125 lange ausländische Palmzweige und 400 ordinarie geliefert habe"[99]).

Die altchristliche Sitte der Fußwaschung war ein besonderes Ereignis des Gründonnerstags. Das kurbayrische Intelligenzblatt schreibt: „Am verwichenen Gründonnerstag ward in höchster Gegenwart unserer durchlauchtigsten Herrschaften die gewöhnliche Fußwaschung an zwölf armen Männern und sog. Aposteln mit hergebrachten Ceremonien verrichtet. Von diesen zwölf Greisen waren drei von 82, 84 und 85 und zwei von 86 und einer von 88, zwei von 90 und endlich der älteste, Jakob Dirr, zu Pöcking gebürtig, von 100 Jahren. Diese Männer bringen also ein Alter von 1038 Jahren zusammen"[100]).

In der Münchner Staatsbibliothek liegt ein gedrucktes Verzeichnis derjenigen zwölf alten Männer, „welche zu Ehren der heiligen zwölf Apostel am Grünen Donnerstag in der churfürstl. Haupt- und Residenzstadt München zur gewöhnlichen Fußwaschung bey Hof gnädigst aufgenommen, höchst löblichen Gebrauch nach von Fuß auf gekleidet, und anstatt der vorhin bey Hof gewöhnlichen Ausspeisung mit Geld gnädigst beschenkt worden. Im Jahre 1783." Für das gleiche Jahr findet sich auch ein Verzeichnis der zwölf Mädchen, die am hl. Gründonnerstag anstatt der vorhin bei Hof gewöhnlichen Ausspeisung mit herkömmlich blauer Kleidung und Geld gnädigst beschenkt wurden. Dann folgt die Liste mit Namen, Stand der Eltern und Alter. Da ist darunter die Josepha Steurlin, churf. Trabantenstochter, 13 Jahre alt, die Elena Reitterin, churf. Hofkochstochter, 13 Jahre alt, die Josepha Mayrin, churf. Hofkriegsrats-Sekretärstochter, 11 Jahre alt.

Nicolai berichtet: „Von der Hofpfisterei wurden 2826 Brot Laibl monatlich unter arme Studenten verteilt, die der Rektor zu ernennen hatte. Die Spende wurde noch zu Ausgang des 18. Jahrhunderts verteilt. Das Ausspeisen dreier Armer am Feste des hl. Joseph und zwölf Greisen und zwölf Mädchen am Grünen Donnerstag hatte der Hof in letzten Zeiten auf sich genommen"[101]).

In der weiteren Führung des Kirchenjahres ist es dann der Christi Himmelfahrtstag, der im Mittelpunkt kirchlichen Brauchtums stand. Das Klerusblatt von 1930 bringt einen Artikel von A. Mitterwieser

„Ein bayrischer Himmelfahrtsbrauch“[102]). Da lesen wir: „Bei der Auferstehungsfeier am Charsamstag wird die Statue des Auferstandenen mit dem Siegesfähnlein feierlich aufgestellt. Sie bleibt dann die ganze Osterzeit auf dem Hochaltar, gewöhnlich über dem Tabernakel stehen. „Urständ Christi“ heißt in der alten Sprache die Auferstehung und diese Bezeichnung hat sich vielerorts auch auf diese Figur übertragen. — Dieser feierlichen Aufstellung entsprach es, wenn in vielen Pfarrkirchen am Himmelfahrtsfeste in einer eigenen Feier diese Statue die Himmelfahrt in sinnenfälliger Weise vor Augen führte, indem sie gewöhnlich von zwei Engeln begleitet zum Kirchengewölbe emporgezogen wurde.

Auch in München warf man nach der Himmelfahrt, die nach der Vesper stattfand, vom Kirchengewölbe Oblaten und brennendes Werg herab, zuletzt auch noch einen greulichen Teufel, mit Heu und Stroh ausgestopft. Um den schlugen sich die Buben, die ihn dann auf den Gasteig hinausschleppten und dort verbrannten.

Ein Zeremonienbuch von U. L. Frau in München von 1712 erzählt, daß nach der Vesper die beiden Leviten „Ascendo ad patrem“ mit erhöhter Stimme jedesmal dreimal hintereinander sangen, wobei dreimal die Figur Christi aufgezogen wurde. Dann kam eine Motette, bis beim langsamen Aufziehen von der Statue nichts mehr gesehen wurde.[103])

In der Aufklärungszeit wurden diese sinnfälligen Himmelfahrtsdarstellungen von der geistlichen und weltlichen Behörde gänzlich verboten. Diese sinnfällige Feier der Himmelfahrt Christi kam aber wieder im 19. Jahrhundert.

Im Münchner Stadtbuch, 1868, bringt J. M. Mayer die gleiche Schilderung. Den greulichen Teufel beschreibt er noch besonders: er sei „mit Hörnern und mit einem Pferdefuß versehen gewesen, schwarz bemalt mit feurigen Augen und heraushängender roter Zunge zum Zeichen, daß dieser Fürst der Finsternis nun durch den Heiland gestürzt und seine Gewalt vernichtet sei“.

In etwas veränderter Form erzählt J. Metz Himmelfahrtsbräuche[104]): „Am Vorabend des Festes wurde ein als Teufel Verkleideter von mit Gabeln und Besen Bewaffneten durch die Straßen gejagt, flüchtete dann in die Residenz, wo man ihn bewirtete. Das hier abgelegte Teufelsgewand wurde dann mit Stroh ausgestopft, heimlich zur Frauenkirche gebracht und dort von einem Turmfenster, jedem

sichtbar, herabhängen gelassen. Nach Vesperschluß wurde die Strohpuppe losgeschnitten und der unten harrenden Menge herabgeschleudert, die dieselbe in tausend Stücke zerriß. Späterhin fuhr man die Puppe vor das Isartor und verbrannte sie dort. Man glaubte durch diese symbolische Handlung sich des durch die Puppe ja nur vertretenen „Leibhaftigen“ zu erwehren und so die Stadt zu sichern.“ Diese Fassung stimmt mit der Ernst Edgar Reimerdes im Sammler 1921, Nr. 54 „Alte Himmelfahrtsbräuche“ überein.

Ein Brauchtum der Münchner Schuljugend scheint aus einem Büchlein hervorzugehen vom Jahre 1796 „Gebethe und Gesänge der Schuljugend“, wo es heißt, daß „selbe am ersten Sonntag im August von der Stifts- in die St. Michaelskirche in Prozession geht und da das Ablaßgebeth verrichtet“.

Noch winkt zum Schluß des Kirchenjahres ein Gedenktag, der jedem katholischen Christen teuer ist, der Allerseelentag. Daß Gräberschmuck mit Herbstblumen wie heute gebräuchlich war, ist so selbstverständlich, daß es nicht der besonderen Erwähnung bedarf. In den Italienischen und Deutschen Briefen „Über die vornehmsten Merkwürdigkeiten“ heißt es auch, „daß es katholischer Brauch in Deutschland sei, nahe bei den Grabmälern einen Weihkessel zu haben, womit die Blutsverwandten und Freunde im Vorbeigehen das Grab ihrer Toten besprengen“ [105]). Interessant ist ein Bericht von Oberarchivrat Mitterwieser über „Frühere Allerseelenspenden“: „Durch Almosengeben und Gebet will der katholische Christ den Seelen der Abgeschiedenen, die seiner Hilfe bedürftig sind, die Stufen zum Himmel bauen. Am stärksten kommt dieser Gedanke, der auf der Gemeinschaft der Heiligen beruht, auf Allerheiligen und Allerseelen zum Ausdruck. Zu dieser Zeit hatten in früheren Tagen die Armen und Bettler ihre Erntezeit. Da gab es Brot in Fülle für die kommende rauhe Zeit und auch einiges Geld. Ersteres wurde nach dem Einheimsen, damit es nicht verdarb, in Schnitzel geschnitten, getrocknet und in einem Sack verwahrt, um im Winter zum Bereiten der Brotsuppe zu dienen. — Was man öffentliche Wohltätigkeit nennen konnte, nämlich Landesherrn und Grundherrn, soll hier behandelt werden. Von den Jahren 1740 und 1750 habe ich eigene Nebenrechnungen über diese kurfürstliche „Spendt oder sog. Seelenzelten“ gefunden, die recht interessant sind, da sie auch über die Verteilung Aufschluß geben. Auf neun Kanzeln war vorher diese Hofspende verkündet worden. In den Jahren 1740 und 1750 werden

aus je dreißig Schäffel Korn jedesmal 8400 Seelenzelten erzielt. Für die nicht wirklich dürftigen Hofbediensteten wurde nun nichts mehr abgegeben. Die Trabanten und deren Witwen, Stallbediente usw. bekommen noch. Dann aber kommen die Stadttor- und Turmwächter, die Hausarmen, je 72 Beter und Beterinnen in der Jesuitenkirche (288 Stück), 14 Kirchendiener, wie auch die Ministranten in der St. Laurentius-Hofkirche, die Scholaren im St. Gregorikosthaus (44 Laibl), 48, 50 bzw. 36 Kinder in den Waisenhäusern am Sendlingertor und auf dem Anger und in der Kinderstube bei Hl. Geist. Die von einem Hoffuhrmann in den Zwinger gefahrenen 4981 Laibl reichten aber 1740 für die Bettler nicht aus, weshalb „umb nur das Geschrei der armen Leute zu stillen", noch 4 fl. 24 kr. in Geld verteilt wurden."[106])

Nach diesem Gang durch das Kirchenjahr, bei welchem die vornehmlich weltlichen Gebräuche in einem anderen Kapitel folgen werden, bedürfen noch einzelne spezielle kirchliche Brauchtümer der Erwähnung. So war es eine Auszeichnung für das „deutsche Rom", daß es ermöglicht war, sieben Kirchen zu besuchen um ähnlicher Gnaden und Vergünstigungen teilhaft zu werden, wie beim Besuch von sieben Kirchen in Rom. Die „Münchnerische Andachtsordnung für das Jahr 1775" erwähnt diese Bulla Aurea, welche Benedikt XIV. 1748/49 der Marianischen Kongregation verliehen hat. Eine besondere Vergünstigung gewährte auch Papst Pius VI. bei seinem Besuch in München der Peterskirche bei andächtiger Besuchung der sieben vorgeschriebenen Altäre am ersten Sonntag des Monats.

Das „deutsche Rom" besaß aber auch eine heilige Stiege in der Theatinerkirche, ähnlich der Scala sancta in Rom „nach dem Vorbilde der Treppe im Hause des Pontius Pilatus in Jerusalem, auf welcher Christus zu seinem Richter emporstieg. Man durfte nur auf den Knien hinaufrutschen und hatte dabei auf jeder der 28 Stufen ein Vater unser mit Ave Maria zu beten"[107]). Wenn Nicolai die Schilderung dieses Brauches wie bei so vielen andern Dingen mit der Lauge seines Spottes begießt, so wissen wir ja, daß wir es mit einem Aufklärer besonderen Formats und dem größten Gegner althergebrachter religiöser Bräuche des deutschen Südens und Südostens zu tun haben. Auch Georg Jakob Wolf in „Das kurfürstliche München" erwähnt sie. Er führt dabei Keyßler an in seinen „Reisen durch Deutschland": „Es muß dieses (nämlich das Hinaufrutschen) sonderlich denjenigen mühsam vorkommen, welche, wie ich gesehen, mit ausgestreckten Armen die ganze

Andacht verrichten, auf welche sie beinahe eine halbe Stunde verwenden. Ehe ich dergleichen Gebete sah, wußte ich nicht, was die Betteljungen wollten, wenn sie sich erboten, für etliche Pfennige das Pater noster zu beten.“ Letzteres muß unbedingt als ein Mißbrauch bezeichnet werden. Heute besteht diese heilige Stiege nicht mehr. Eine Nachbildung der Scala sancta fand ich in Bonn auf dem Kreuzberg in einer von Clemens August, Fürstbischof von Köln und Sohn Max Emanuels erbauten Wallfahrtskapelle.

Auffallend reich fließen die Nachrichten über das Wetterläuten und der Verbote sind vieler und in das einzelne gehend. Man hielt das Läuten in dieser Zeit der mangelnden Erkenntnisse auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und vor allem der Elektrizität als gefährlich für die Gewitter und wollte es darum abgeschafft, zum mindesten auf ein Minimum eingeschränkt wissen. Mit der Aufklärung setzen auch hier die Verbote ein. Mitterwieser gibt im „Jahrbuch für Volkskunde, Volk und Volkstum“ einen interessanten Überblick: „Wetterläuten, Wetterschießen und Wetterkerzen im südlichen Bayern“ [108]). In der Aufklärungszeit fand man, daß für die Läuter im Turm erhöhte Blitzgefahr bestand, da ja das Läuten nicht allein vor dem Gewitter stattfand, sondern die ganze Dauer des Unwetters fortgesetzt wurde. Ganz beim Gewitter mit den geweihten Glocken das Läuten, das ja zugleich ein Gebetläuten war, abzuschaffen, getraute man sich aber nicht, da ja die Gewohnheit zu alt war. Die churbayrische Regierung ordnete an, daß man beim Aufziehen des Gewitters ein kurzes Zeichen zum Gebet mit einer einzigen Glocke etwa drei Minuten lang geben dürfe, das man, um Gott Dank zu sagen, nach dem Gewitter wiederholen könne. Aus den über die Durchführung der Verbote entstandenen Akten ersieht man, welch starke Verbreitung das Wetterläuten gefunden hatte. — Die Salzburger Regierung schrieb 1771 an die Münchner, daß sie schon 1767 das Wetterschießen verboten habe, daß sie es gern hätte, wenn dies auch in den angrenzenden bayrischen Gerichten verboten würde. München zog allerlei Erkundigungen ein. Die Münchner Regierung wandte sich an die Mathematiker der Jesuiten und an die Akademie der Wissenschaften, das Physikalische zu erkunden. Ein Druck des Jesuiten Johann Fischer und ein Gutachten des Akademiemitgliedes Ildefons Kennedy hat wohl zur Folge gehabt, daß im Juni 1773 ein kurzer Erlaß erging, beginnend mit dem Satze: „Da das Wetterschießen schon viele Jahre her an manchen Orten gut getan, so gedenkt man zwar

selbes so wenig als das Wetterläuten abzuschaffen. Beides habe aber nur gute Wirkung bei anrückendem Gewitter. Darüber solle man das Publikum aufklären."

Aber der Kampf der Obrigkeit gegen das Wetterschießen blieb nicht aus. Seit 1784 hatte oben die Stimmung umgeschlagen, zumal auch Salzburg sich wieder rührte. Im ersten Erlaß vom 11. April 1788 wird von der Münchner Regierung gesagt, „daß das Wetterschießen eben auch nicht nur unnütz, sondern auch höchst gefährlich und dem Landmann noch anzu kostbar (= kostspielig) ist, auch solches deswegen in dem benachbarten Ausland größtenteils bereits abgeschafft worden". Dann folgt die Strafandrohung.

Doch so schnell ließ sich die Übung und der Glaube an sie nicht abschaffen. Auch die kürzere landesherrliche Verordnung vom 4. Mai 1792 hatte nicht die erhoffte Wirkung. Man wurde im Gegenteil oben wieder milder, selbst als die Übung des Schießens der Landeshauptstadt immer näher rückte. Es wurde 1794 von München wieder gestattet. — Zu Ende des Jahrhunderts hub aber mit Salzburg wieder ein Schriftwechsel an. Im Mai 1800 wurde im Bayrischen wieder beides, das Wetterläuten wie das Schießen verboten.

Eine kurze Notiz des kurbayrischen Intelligenzblattes vom 11. September 1783 bringt folgendes: „Noch etwas zum Wetterläuten. Ein gewisser Naturforscher hat berechnet, daß in Zeit von 33 Jahren der Blitzstrahl in 368 Kirchthürmen in Deutschland, worin geläutet worden, eingeschlagen und 103 Personen in Glockenhäusern getödet habe. Dessen ungeacht will in unsern Nachbarschaften die schädliche Gewohnheit, unter den Gewittern mit den Glocken zu läuten, nicht aufhören."

Auch die Winkoppsche Bibliothek (II. Bd.) beschäftigt sich in einem Artikel „Kaiserlich-Königlich und churbayrische Anordnungen, die Abschaffung des Wetterläutens betreffend". Interessant ist hier die Berührung des Läutgarbebrauches. „Den Mesnern solle bis zur Sustituierung eines andern Aequivalents, die gewöhnliche Läutgarbe oder Läutpfennige verabreicht werden. Die Pfarrer und Seelsorger werden erinnert, ihren Pfarrkindern die noch etwa habenden Vorurteile zu benehmen, und die ächten Begriffe vom Gewitter beizubringen."

Das Intelligenzblatt vom 20. August 1784, vom 27. May 1791 beschäftigt sich mit den Verordnungen „das Läuten unter den Donnerwettern betreffend", das vom 28. September 1798 mit der Gewitterfurcht und dem dabei herrschenden Aberglauben.

Die Bestrebungen um den deutschen Kirchengesang setzen Ende der Siebzigerjahre des 18. Jahrhunderts ein. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts tritt der deutsche Kirchengesang auch im Berufschor ganz zurück. „Das Kriegselend, von dem München gleich zu Beginn des 18. Jahrhunderts heimgesucht ist“, sagt Ursprung in Münchens musikalischer Vergangenheit, „haben auch in den Gang der kirchenmusikalischen Verhältnisse einen tiefen Einschnitt gemacht. Die Hofmusik ist eingeschränkt. Die verarmten Berufsmusiker sehen die Kirchenchöre ausschließlich als Übungsfeld an.“ [109])

Das deutsche Kirchenlied fand nach der Herausgabe von Kohlbrenners Landshuter Gesangbuch (1777) infolge der großen Beliebtheit immer mehr Verbreitung. „Das gewöhnliche Hochamt sollte mit deutschem Kirchengesang gefeiert werden und man sollte darnach trachten, das Volk zum Mitsingen zu bewegen[110]). Auch in der Hl. Geistkirche begann man deutsch zu singen[111]). In der Frauenkirche jedoch nahm Stiftspfarrer Scherer energisch Stellung gegen diese Neuerung. In einem lateinischen Brief an den damaligen Stiftsdechanten Joseph v. Effner schreibt er, er habe von Pfarrkindern gehört, daß deutsche Lieder in der Frauenkirche gesungen werden sollen; er glaube nicht, daß man sich auf das Beispiel irgend einer Kathedrale berufen könne; im Namen der Pfarrkinder beschwöre er darum den Dechanten, das nicht zu dulden; die Pfarrkinder hätten keine Lust zum Singen; in freundschaftlicher Weise erhob er Protest gegen solche unreife Versuche“ [112]).

Isab. Held spricht in dem Aufsatz „Ein Münchner Reformator“ von Kohlbrenners Bestrebungen. In seinem neu herausgegebenen Gesangbuch fanden sich altbekannte Lieder, wie „Ich glaube Gott mit Zuversicht“, „Komm heil'ger Geist“, auch die deutsche Singmesse „Hier liegt vor deiner Majestät“. „Zuerst heftig bekämpft, fand das von 13 Bischöfen gutgeheißene Gesangbuch mit den Jahren große Verbreitung. Kurfürst Karl Theodor befahl während des Amtes den deutschen Kirchengesang. Auch der Münchner Bürgermeister v. Bergmann ordnete die Feier des Sonntagsgottesdienstes in der Hl. Geistkirche in dieser Form an.“ [113])

Die Zöglinge des Waisenhauses lernten unter der trefflichen Anleitung des Choralisten bei St. Peter die neuen Kirchenlieder. Diese sollten im Hochamt der zwei Tage, die auf das Osterfest folgten, in Hl. Geist gesungen werden, laut Bericht des Münchner Intelligenzblattes vom 10. April 1779.

Wie sich die Landesdirektion in die kirchengesanglichen Gepflogenheiten einmischte und wie sie für Kohlbrenners Gesangbuch eintrat, zeigt folgende Bemerkung in „Geschichte der Stadtpfarrei St. Peter in München“ [114]: „Das christliche Volk hatte bisher mit großer Andacht und Inbrunst von Weihnachten bis Lichtmessen unter anderm in der Kirche bei St. Peter auch diesen Vers gesungen: „Von einer Jungfrau Seelig erfahren diese Mähr, daß Christus geboren wär“. Die Landesdirektion befahl 1781 den 3. Dezember, dieses Lied zu unterlassen und künftighin nach Kohlbrenners Gesangbuch S. 68 zu singen.“

Bei Nicolai lesen wir von Kohlbrenners Testament, in welchem er verordnete, daß man bei den drei Seelenämtern, welche in München gewöhnlich für jeden Verstorbenen, der ein eigenes Haus hat, gehalten und bezahlt werden, deutsche Kirchenlieder singen sollte. „Wenn sich der Pfarrer dessen weigerte, so sollte man nur einen Gottesdienst für ihn halten“ [115].

Soviel über die Bestrebungen zur Einführung des deutschen Kirchenliedes in der Aufklärungszeit.

Die Kirche brachte im 18. Jahrhundert neben ihren geistlichen Anzeigen auch das „Plakat“. Was heutzutage die „Litfaßsäule“ verkündet, war damals der Kirchentür anvertraut, durch die sich der allgemeine Verkehr vollzog. Die Aufforderungen zur Buße und Ablaß schreckten die Marktschreier und Gaukler nicht ab, sich daneben sehen zu lassen. Es mag der Brauch sich erhalten haben aus der Zeit, da die Kirche selbst oder der Kirchhof als Schauplatz für geistliche Spiele diente. Jedenfalls verdanken wir dieser „Duldung“ den kostbaren Fund Dr. Trautmanns, der in den Schätzen des historischen Vereins unter Bekanntmachungen, wie sie früher an Kirchentüren prangten, auch Zettel von Aufführungen der „Räuber“, „Kabale und Liebe“ und von „Don Carlos“ aufdeckte [116].

Eine besondere Rolle im kirchlichen Brauchtum spielten die geweihten Dinge.

Wir wissen heute noch, daß bis zu Beginn des Weltkrieges der Kerzenverkauf tagsüber in einzelnen alten Kirchen eine besondere Rolle spielte. Auch das 18. Jahrhundert kennt diesen Brauch. Pezzl, der Verfasser der Reise durch den Baierschen Kreis, nennt in seiner Statistik über die verschiedenen Berufe am Schluß unter den „Artikeln des Luxus“ die „Kerzlerinnen“, eine Art müßiger, unverschämter Weiber,

die an den Kirchentüren sitzen und den Eingehenden Wachskerzchen verkaufen[117]).

Die vielen Münchner Kirchen und Kapellen legen Zeugnis ab für die große Heiligenverehrung des 18. Jahrhunderts. Pezzl schreibt: „Heilige haben die Münchner für alle Stände und Anliegen: St. Florian gegen Feuersgefahr, St. Johann von Nepomuk gegen Wassersnot; St. Sebastian gegen Pest und böse Krankheiten; St. Leonhard als ein Patron der Pferde; St. Apollonia gegen das Zahnweh, St. Antonius für verlorene Sachen und mannlose Jungfrauen usw. So hat man in München die Infel und den Stab des hl. Benno, die man, ich weiß nicht in welchen Angelegenheiten aus der Kirche holen läßt und damit den Kranken heilt.[118])

Auf Skapuliere, Lukaszetteln, geweihtes Wachs und Brodzeltelchen, Hexenrauch und Pater noster hält das Volk viel. Kammern, Küchen und Keller, Ställe werden geräuchert und exorziert."

Anton Bucher, der Zeitrichter und größte Satiriker des aufklärerischen Münchens im 18. Jahrhundert (1746—1817), bringt eine Aufstellung aller jener religiösen Gegenstände, die beim Volke in den verschiedensten Nöten helfen sollen. Er schreibt da u. a.: „Scheyrerkreuzle standen beim Volk hoch in Ehren".

1777 lesen wir von einer Neuankündigung der Wunderkraft und Wirkung. Ein Spruch lautete[119]):

„G'witter, Donner, Hagl, Schau'r,
Böse Feinde weitertreibt,
Leibsgepresten, Seelentraur,
Wo Kreuzzeich'n ist, nit verbleibt.

Diese Kreuzlein wurden mit dem großen Scheyrer Kreuzpartikel in Berührung gebracht. Sie dienten wider Donner und Schauerwetter, gegen Fieber, Fraissige, Kranke in Kindsnöten, in schreckbaren Feuersbrünsten, beim kranken und bezauberten Vieh, sogar bei verlorenem Sinn und Vernunft."

Es bestand eine eigene Tolendinbrod-Weihe. Diese beginnt mit dem lateinischen Hymnus auf den Heiligen. Man liest hernach eine Lektion aus dem Buche der Könige von Elias, der den Auftrag erhielt, nach Sarepta zu einer armen Witwe zu reisen und von ihr Wasser und Brot zu betteln. Dann folgt das Evangelium Johannes von der wunderbaren Ersättigung vieler tausend Menschen mit wenig Brot.

„Nach einigen Segnungen und Gebeten beschließt man wieder mit einem Hymnus auf den Heiligen. — Das Brot wird trocken oder in Wasser genommen und dazu Bestimmtes gebetet. So sind Krankheiten und Teufeln von Menschen gewichen, die Pest in die Flucht geschlagen, Feuersbrünste gelöscht, Zaubereien gehoben, Donnerkeile entkräftet und fast alle Gebrechen und Unglücke an Leib und Seele gehoben worden."

Anton Bucher zählt dann weiter auf[120]: „Ringe, Gürtel, geweihtes Wachs, Lukaszetteln, Hexenrauch, Rosenkränze, Skapuliere, Amulethe, Kreuze, Reliquien, Heilig-Erden.

Gedruckte Segen, Mirakeln, Methoden, die Armen Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen, sich fest und den Teufel „lahm" zu machen.

Schüsserln, Glöckeln, Geburtshilfsbänder, Schleyer, Flor von Loretto und Maria Einsiedel, Taferl usw.

Öle von St. Quirin, Katherin, Walburg, Nikola, Aloys wider Sausen und Brausen in den Ohren, gegen Augen-, Lenden-, Kopf-, Fuß-, Bauch-, Kreuzschmerzen und Nasenfluß.

Reliquien von St. Kreszentia, Paula, Columba, in Bildern von mirakulosen Christkindern, Heilig Geist, ferner in Kreuzeln, Pantofeln, Baumblättern, Pilgrammuscheln, Schwarzwurzen für Menschen und Horn- und Klohvieh.

Laurenzikohlen, Stephanssteine, Leonhardiketten, Sebastianspfeilen, Donatuskorallen, Augensteine, Fraischbeter oder Rosenkränze und Milchsteine.

Lukas- und Agathazetteln, Königswasser, Hexenrauch, Ignaziwasser, Agnus Dei, Monikagürteln."

Das alles war beim Volk im Umlauf und trug so recht den Stempel des Barockzeitalters in seiner höchsten Steigerung, dieses Zeitalters, das auch die Art der Frömmigkeit weitgehendst beeinflußte, fern von unserer heutigen liturgischen Bewegung.

Die Heiligen- und Reliquienverehrung ist es, auf die der „nüchternste aller deutschen Aufklärer" Nicolai bei jedem Schritt in der süddeutschen Residenz stößt. Sie fordert immer wieder sein Erstaunen, seinen Ärger, seinen Ingrimm, seinen Spott heraus"[121].

Vom hl. Benno sagt Regnet, daß er in München in hohen Ehren stand, „denn es kamen noch um das Jahr 1805 alljährlich an sechzig Pilger- oder Kreuzzüge mit fliegenden Fahnen zu dem Altare, neben dem seine Inful samt seiner Casula und seinem Bischofsstab aufbewahrt wird"[122].

Die besondere Verehrung des Landespatrons St. Benno gab Anlaß zu feierlichen Straßenaufzügen.

Über die neuerrichteten Hauskapellen, deren dreizehn im 18. Jahrhundert in München entstanden, schreibt Crammer in „Sechstes heiliges Jubeljahr des deutschen Roms". Er nennt da u. a. die Backenreiterische Kapelle zu Ehren des hl. Georgius, die Ruffinische Kapelle an dem Rindermarkt zu Ehren Mariä Opferung, die Preysingische Kapelle zu Ehren der Geburt Jesu Christi.

Seit uralter Zeit findet am Gedächtnistag des hl. Stephanus der Stephansritt statt. J. M. Mayer erwähnt ihn in seinem Münchner Stadtbuch neben St. Leonhard und Wendelin als Hauptpatron „für das Vieh, besonders für Pferde. Deshalb läßt man an seinem Fest den Pferden zu Ader oder reitet sie um eine Kirche herum, in welcher er verehrt wird, damit ihnen die Steine nicht an den Hufen schaden und sie überhaupt vor Krankheiten bewahrt werden. Aus dem gleichen Grunde ist es üblich, daß die Pferdebesitzer, unter ihnen selbst hohe Herrschaften, alljährlich am hl. Stephanstage ihre Pferde durch ihre Knechte und Kutscher um die Stephanskirche auf dem hiesigen Gottesacker reiten lassen und daß an diesem Tage oft eine förmliche Cavalcade um diese Kirche zu sehen ist"[123]).

„Gern aufgesucht wurde auch die Lorenzkirche beim alten Hof und das Gotteshaus unserer lieben Frau in der Kruft. Dort war auch ein gnadenreiches Jesukind zu öffentlicher Verehrung ausgesetzt"[124]).

Nicolai weist auf das seit 1778 in ganz Deutschland bekannte Bild Mariens in der Kirche des Herzogspitals neben dem Kloster der Servitinnen. „Die fromme Einfalt sagt von diesem Bilde: daß es einen jeden ansehe, in welcher Ecke der Kirche er auch stehe; daß es aber die Augen von dem abwende, der in einer Todsünde sey"[125]).

Forster sagt, daß früher der Brauch herrschte, „das Gnadenbild einigemale des Jahres vom Altare zu heben, um es dem gläubigen Volke, besonders Wallfahrern zum Kusse zu geben. Dies wurde durch allerhöchstes Reskript vom 23. März 1801 strenge verboten"[126]).

Eine Menge von Votivbildern und Reliquien waren an einzelnen Altären verschiedener Kirchen zu sehen. Vorhänge bedeckten oft Kunstwerke von Altarbildern, ja waren zuweilen in die Bilder hineingenagelt. In der Aloysikapelle der Michaelskirche waren eine Menge wächserner und silberner Opfer von Köpfen, Händen, Füßen, auch ge-

schwollener, von Kindern, wie auch an den anderen Altären und eine Menge Votivtafeln.

In der Hl. Kreuzkapelle waren silberne Monstranzen und Reliquienkästchen, silberne Köpfe, Arme, Beine, worin Reliquien gefaßt waren. Auch die Augustinerkirche war reich an Ornaten, Kirchengeräten und Reliquien. Der „Zahn der hl. Apollonia“ war dort zu sehen und das berühmte wächserne Jesuskind. „Eine Menge kostbarer ex voto hängen auch in dieser Kirche, doch nicht soviel als bei den Jesuiten. Fast alle Altargemälde sind verhängt oder mit Heiligenbildern versetzt. Auf ein Altarblatt „Kreuzigung Christi“ schienen auch die Vorhänge daraufgenagelt und wieder weggerissen zu sein“[127].

Wie zum Verschwinden religiöser Bilder an öffentlichen Plätzen die Aufklärung gearbeitet hat, zeigt eine Bemerkung Hübners: „Höchstlandesherrlicher Verordnung gemäß wurde von der Polizei an der Gewürzmühle eine große Armen-Seelentafel, ein Altöttinger Altar am „Grünen Baum“, und ein Nepomuzenus-Bild an der Brücke beim Lettinger und beim Kuisel, sowie ein großes Crucifix auf der Erdzunge dem Waisenhaus gegenüber mit Anständigkeit abgenommen, worauf Baron v. Ruffini eine Wieskapelle, und Schwertfeger Strobelberger ein Crucifix, der Kupferhammerbesitzer Roggenhofer aber ein Nepomuzeni-Bild von der Brücke verordnungsgemäß gleichfalls entfernten“[128].

Das originellste Brauchtum religiöser Art war wohl die Ardennenfahrt nach St. Hubert bei Hundetollwut. Außer einer Notiz im „Sammler“ von E. Reimerdes fand ich ausführliche Berichte bei den aufklärerischen Zeitgenossen des späten 18. Jahrhunderts Nicolai und Winkopp, deren Schilderungen auch in der entsprechenden Färbung erscheinen.

Hübner spricht von dieser Wallfahrt nicht. Ganz allgemein heißt es bei ihm, „daß wider die Gefahr von wüthenden Hunden von der Polizei schleunige Anstalt getroffen wird. Sobald man die Anzeige wegen eines der Wut verdächtigen Hundes erhält, werden Diener der Polizei mit Schießgewehren dagegen ausgesendet, und der wüthende sowohl, als die von ihm gebissenen Hunde aufgesucht und niedergemacht; durch alle Straßen wird der traurige Fall ausgetrommelt, und das Anhängen der Hunde oder ihre öffentliche Ausführung an Stricken durch vierzehn Tage anbefohlen. Die ohne diese Vorsorge gesehenen Hunde werden aufgefangen, und auf das Polizeiamt gebracht, wo sie

nur gegen Erlage eines Strafgeldes ausgelöset, oder nach einiger Zeit dem Hundeschlächter übergeben werden.

Die Kennzeichen der Wuth, und wie die dagegen zu treffenden Anstalten, sind öffentlich und wiederholt bekannt gemacht worden."

Nicolai schreibt, „daß verschiedene öffentliche Vorfälle mit einer fortschreitenden Aufklärung nicht zu vereinigen sind. Dahin gehört besonders: daß man Personen, welche von einem wüthenden Hunde gebissen worden, nicht mit Arzneyen versehen, sondern mit St. Hubertsschlüssel berührt hat" [129]).

In einem späteren Kapitel erzählt er folgende Begebenheit: „Im Jenner 1784 verwundete ein Hund auf den Gassen in München dreizehn Personen. Die sämtlichen Beschädigten wurden in das Rathaus berufen. Der Vice-Oberbürgermeister ** machte ihnen im Namen des Hofes kund, daß sie nach St. Hubert im österreichischen Geldern sollen geführt werden, um dort, durch die Wunderkraft dieses Heiligen, dessen Leichnam daselbst vermeintlich begraben liegt, vor den Ausbrüchen der Wut bewahrt zu werden. Er ermahnte sie, ein Pater noster und Ave Maria zu des Heiligen Ehre zu beten. Diese Leute wurden ohne alle natürliche Hilfe gelassen. Die verwundeten Personen mußten in der großen Kälte den weiten Weg antreten. Drei von diesen Unglücklichen starben unterwegs: ob an den Folgen der Wuth, oder einer andern Krankheit hat man nicht erfahren; wie denn überhaupt auch nicht einmal sicher ausgemacht worden war, ob der Hund, den man mit 250 andern, die ganz (harmlos) waren, sogleich erschoß, wirklich toll gewesen ist oder nicht. Das letzte ist höchst wahrscheinlich, weil doch die gebissenen Personen, ihrer Wunden ohnerachtet, und ehe sie die wundertätige Hilfe des hl. Hubertus haben erlangen können, noch Kräfte und Gesundheit genug hatten, eine Reise von mehr als hundert Meilen zu machen. Die zehn übrig gebliebenen Personen langten bei St. Hubert an, beichteten, empfingen das hl. Abendmahl und mußten neun Tage lang nichts als kaltes Schweinefleisch und geweihtes Wasser genießen. Darauf wurde ihnen die Haut am Schädel etwas geöffnet, und ihnen eine Reliquie von der Stole des Heiligen eingeheilet. So kamen sie im April nach München zurück" [130]).

Winkopp, der Herausgeber der „Bibliothek für Denker und Männer von Geschmack", Gera 1783, beschreibt in dem Aufsatz „Münchner Methode, Menschen, die von wütenden Hunden gebissen werden, zu kurieren" den gleichen Fall. Die Betroffenen werden nach dieser Fassung

auch nach der Abtei zu St. Hubert im Ardennerwald geschickt. Nur finden wir hier noch den Zusatz in der Heilmethode: „wo ihnen durchs Aufbrennen des goldenen Schlüssels vollkommen geholfen werden sollte“.

Ernst Edgar Reimerdes bringt noch eine Reihe von Einzelvorschriften beim Heilungsprozeß. Nach seinem Bericht „machten die Mönche dem Kranken einen flachen Schnitt in die Stirn und legten ein eitertreibendes Kraut hinein. Zur Durchführung der Kur bedurfte es eines sechswöchentlichen Aufenthaltes im Kloster, während dessen die Kranken streng diät leben mußten, sich nicht waschen, die Wäsche nicht wechseln und nicht in den Spiegel sehen durften. Außerdem legte man ihnen einen Gürtel des Heiligen um, den derselbe einst vom Papst als Geschenk erhalten hatte, und der u. a. ein Gegenmittel gegen den „wütenden Biß“ bildete. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts schickte man zahlreiche Tollwutkranke aus Deutschland nach Andain, außerdem gab es auch noch eine Anzahl anderer Orte in Belgien, eine Art von Filialen von Andain, wo man angeblich von der Tollwut befreit werden konnte“[131]).

Die Medizin und ihre damals wohl noch sehr bescheidenen Errungenschaften auf dem Gebiet der Heilmethode mag nur langsam und in zäher Arbeit dem tiefeingewurzelten Brauchtum religiöser Art den Boden abgerungen haben. Die frühere Ohnmacht der Menschen solch besonderen Krankheitsfällen gegenüber ließ sie vertrauensvoll zu solchen Mitteln greifen.

Eines der vorzüglichsten Denkmale religiösen Brauchtums war im Alt-München des 18. Jahrhunderts die Mariensäule. Darum ist es wichtig, einen Überblick über die Zeiten zu geben, in welchen sie besonders von frommen Betern heimgesucht wurde.

Schon „im Jahre 1704, da so viele Örter um München herum durch Kriegsflammen verzehrt wurden, nahm die Stadt ihre Zuflucht zu Maria auf dieser Säule: täglich wurden zu dieser öffentlich Bittgänge angestellet, welche auch Kurprinz Karl Albert mit seinen Herrn Brüdern und Frau Mutter Kurfürstin andächtigst begleitete, daß diese Stadt gänzlich von angedrohten Übeln befreiet worden. Im Jahre 1738 wurde das erste Jahrhundert feierlichst begangen.

1744 sobald Kaiser Karl im Monat Oktober mit seinem den Feind verfolgenden Kriegsheer in die Stadt München eingetreten, stieg er

vom Pferde, warf sich mit seiner ganzen Generalität vor dieser Säule auf die Knie nieder und wohnte eifrigst dem abgesungenen Ambrosianischen Lobgesang bei.

„Die hiesigen marianischen Bruderschaften hielten an gewissen Festtagen ihre Bittgänge zur Mariensäule“ [132]).

„Nicht minder war die Mariensäule auf dem Schrannenplatze das Ziel häufiger Pilgerzüge, welche unter Vortragen ungemein hoher Fahnen vom Lande her zur Stadt kamen und in der Regel vom Klerus und den zahlreichen Bruderschaften unter Läuten aller Glocken an der Burgfriedensgrenze empfangen und feierlich zur Stadt geleitet wurden“ [133]).

„Der 15. August 1750 sah gegen 30 000 Personen auf dem Platze vereinigt. Die „Marianische deutsche Kongregation der Herren und Bürger“ hatte nämlich mit der alljährlichen Prozession zur Mariensäule die feierliche Übertragung der Reliquien des hl. Maximus verbunden. Von der Peterskirche aus wurde der hl. Leib durch die dicht gedrängte Volksmenge zur Mariensäule getragen. Dort wurde zuerst die Lauretanische Litanei gesungen, sodann gelangte ein Melodram zur Aufführung, welches auf das Volk den tiefsten Eindruck machte“ [134]).

Bis auf das Jahr 1773 wurde an der Mariensäule zu München das Andenken an die gewonnene Schlacht am weißen Berg bei Prag 1620 gewöhnlich am 22. Sonntag nach Pfingsten andächtig begangen. Im erstgenannten Jahre hatte Kurfürst Max III. die sog. Prager Prozession verboten.

„Oft sah man in einem geistlichen Orden aufgenommene Jungfrauen dreimal die Säule umfahren, bevor sie in ihre Klöster zogen“ [135]).

Als Papst Pius VI. dort am 28. April und 1. Mai 1782 von einem eigens hiezu errichteten Balkon aus den hl. Segen erteilte, sollen nach zeitgenössischer Schätzung beiläufig 50 000 Menschen zugegen gewesen sein [136]).

Altmünchens kirchliche Volksausgänge waren mannigfach. Hören wir, was der Zeitgenosse Pezzl schreibt [137]):

„Um die Stadt herum liegen auch verschiedene Wallfahrtsorte. Vor dem Isarthor haben die Paulaner in der sog. Au, die früher ein Diebsnest war, eine Marie Hilfskirchen. In derselben befand sich unsere liebe Frau in Gold und Silber gekleidet und mit Rosenkränzen, wie Frauenzimmer mit Bändern garniert.“

Specht berichtet vom Ordensfest der Paulaner in der Au, zu dem

im Monat April ganz München hinausströmte. Das Fest ihres Ordensstifters, des hl. Vaters Franziskus von Paula wurde „mit größtem Gepränge acht Tage hindurch begangen". Während dieser Zeit wurden die „Hl. Vater-Kertzen" geweiht. „Korbweise brachten die Münchner Frauen das Wachs zur Weihe; denn die geweihten Kerzen wurden bei mancherlei Bedrängnis gebraucht. Caritas-Kerzen wurden sie genannt, weil das Wort Caritas die Losung des Ordens war." Wetterkerzen wurden geweiht. Auch das berühmte Paulanerbier lockte die Menge an[138]).

Pezzl führt dann Ramersdorf an. In dem in der Nähe von München gelegenen Wallfahrtsort „residierte das Frauenbild in lauter kleinen versilberten Wolken zwischen einer Menge vergoldeter Strahlen.

Nahe bei Berg gibt es eine Lorettokapelle. In beeden Wirtshäusern, welche nahe an der Kirche liegen, gibt es gute Würste und besonders im sog. Frauendreyßigst, das ist zwischen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt, delikate Hühner und Braten zum Behuf der andächtigen Wallfahrter.

Dann gibt es weiter eine Muttergottes von Thalkirchen, wo das Wirtshaus vorzüglich wegen Krebse bekannt ist.

Unweit Thalkirchen ist Mariä Einsiedel, wozu ein artiger Spaziergang führt.

Ferner Unsere liebe Frau in der Aich."

Specht-Deutinger erwähnt auch die Nikolaikapelle am Gasteig. „Diese Kirche wird besonders am Ostermontag besucht, da man, wie die Leute sagen, gen Emmaus geht.

Zu Pfingsten zogen die Münchner in Scharen nach dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernt gelegenen Dorf Schwabing zum Besuche der dortigen St. Nikolaikapelle. Daneben stand das Leprosen- oder Siechenhaus."

„In der Stadt", schreibt Pezzl, „hat fast jede Kirche und oft jeder Altar drei Bilder unserer lieben Frau über- oder wenigstens nebeneinander, wie U. L. Frau von den sieben Schmerzen, vom guten Rat, von der Herbergsuchung, von Maria Taferl und dort die klagende Muttergottes. Die Englischen Fräulein haben die Muttergottes als Gute Hirtin."

Daxenberger spricht von stillen Orten zum Beten in der Hauptstadt, „wohin besonders fromme Gemüther sich zurückziehen und verloben. Vor allem", sagt er, „rechne ich dahin die Muttergottes im Her-

zogspital, den Christus auf dem Anger, die schmerzhafte Kapelle außer dem Leichenacker, außerordentlich besucht an den Freitagen in der Fastenzeit. An diesen heiligen Stätten werden Herzbedrängnisse geopfert; auf den Gittern der Altäre flammende Wachskerzchen aufgesteckt"[139]).

F. P. Zauner schreibt von der vielverehrten sog. „Hammerthaler-Muttergottes", die bis zur Säkularisation 1802 sich in der Augustinerkirche befand und heute an einem eigenen Seitenaltar (links) in der Hl. Geistkirche zu sehen ist. „Maria stehend auf dem Halbmond; das Kind auf ihrem Arm hebt den Schleier von seinem Köpfchen empor"[140]).

Die kleinen Kinder wallfahrten jährlich einmal mit ihren Schullehrern.

Noch wäre Harlaching zu nennen, eine sehr alte Wallfahrtskirche, der hl. Mutter Anna geweiht, welcher zu Ehren auch der „St. Annen-Dreißigste", beginnend mit dem Feste Maria Geburt, stattfindet.

Der kurfürstliche Hof beteiligte sich in lebhafter Weise an den Gepflogenheiten des ganzen Kirchenjahres. Dafür spricht der kurbayrische Hofkirchenkalender, der über die regelmäßigen kirchlichen Andachten und Gottesdienste des Kurfürsten Albrecht und seines Hofes Aufschluß gibt. Die packendsten Momente sollen herausgehoben werden[141]).

„Den 2. Februar ist bei Hof die gewöhnliche Prozession, wobei Ihre Durchlaucht aus den Händen des Priesters drei Kerzen erhalten, wovon sie zwei an die zwei ältesten Kämmerer abgeben, die die „große Lichtmeßkerzen" tragen und während des ganzen Amtes halten müssen. Tags vorher ist Vesper und Litanei.

Den 25. März fällt das Titularfest in der Großen Kongregation der Verkündigung Mariä bei den Jesuiten, allwo von den durchleuchtigsten Herrschaften die „Formulare" erneuert werden.

Den 2. April, als dem Feste des hl. Franziskus de Paula, begab sich Ihre Durchlaucht mit prächtigem Gefolge zu Pferd in das Paulanerkloster „ob der Au" und wohnen allda im Oratorium dem Hochamte bei.

An Fronleichnam gehen die Durchl. Herrschaften mit der Prozession um den äußern Stadtzwinger herum. Sechs Kämmerer tragen dabei den Himmel bis zum Schwabingertor, und um die äußeren Zwinger bis wieder zum Schwabingertor sechs innere Ratsverwandte der Residenzstadt. Wohnen Ihre Durchlaucht der Prozession an, so muß einer der ältesten Kämmerer mit der Corpus-Christi-Bruderschaft im gewöhnlichen Habit und Stab gehen. Die Kurfürstin pflegt durch die Zwinger nicht mitzugehen.

Den 29. September geht zum Hauptfest der St. Michaelsbruderschaft in Berg am Laim im Namen Sr. Durchl. ein Kavalier im sechsspännigen Hofwagen ab, und pflegt dort die „Formula zu renovieren". In der Frühe wohnen Sr. Durchl. in München bei den Jesuiten dem Gottesdienste bei.

Den 3. November ist in Nymphenburg aus Anlaß der sog. Huberti-Jagd solennes Amt, wobei Jagdmusik intoniert wird. Man bedient sich zu diesem Feste der Jagdkleider.

Den 28. Dezember werden in der Hofkapelle die kostbar besetzten Reliquien theils unschuldiger Kindlein der allgemeinen Veneration willen exponiert.

Die Andachten blieben sich im großen Ganzen während der Regierungszeit Karl Albrechts, wie eine genaue Durchsicht der einzelnen Hofkalender ergibt, so ziemlich gleich. Sie gingen auch auf Max III. über.

Alle bedeutenden Heiligen der einzelnen Monate wurden entsprechend gefeiert."

In der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte bringt Haeutle nach offiziellen Quellen einen Aufsatz: „Wie man am kurbayrischen Hofe während der Regierung Karl Albrechts die Char- und Osterwoche kirchlich zu feiern pflegte". Es wird bemerkt, daß sich diese Festlichkeiten in ihren Hauptzügen, solange Karl Albrecht lebte, gleich blieben. Das Jahr 1727 liegt zugrunde[142]).

„Am Palmsonntag, 6. April, gehen Ihre kurfürstliche Durchlaucht in der Fruhe öffentlich in dero Hofkapellen zur Palmweihe, nach solcher von dem Oratorio hinab vor den Altar allwo der Palmzweig angenommen wird. Zwei der Palmzweige gibt die Durchlaucht zwei der ältesten Herrn Kämmerer[143]), die sie sodann die ganze Prozession hindurch und während des nachfolgenden Amtes halten müssen. Nach ausgeteilten Palmzweigen ist der Gang prozessionaliter umb den Hof herum, dann wieder hinauf in das Oratorium zum Hochambt.

Am Gründonnerstag in der Früh verfügt sich der Kurfürst nach abgelegter hl. Beichte durch das kleine Gängl nebst andern gnädigsten Herrschaften in die sog. „Schöne Kapelle" und empfangen allda unter der hl. Meß das hl. Abendmahl. Das hochwürdigste Gut wird dann in die sog. Georgenkapell zum kostbar zubereiteten Grab begleitet. — Nach Beschluß der Vesper begeben sich die gnädigsten Herrschaften auf den sog. lidernen Saal, die Fußwaschung zu verrichten mit Kleyd und Ausspeis zwölf armer Männer.

Am Charfreitag begibt sich der Kurfürst um acht Uhr in die Hofkapelle zur Passionspredigt und Gottesdienst, wobei man zu Opfer und zum hl. Kreuzkuß geht. Den ganzen Tag hindurch hat jederzeit bei dem hl. Grab die Hofmusik einzustimmen, wobei sowohl tags als nachts zwei Hofdamen abwechslungsweise dem Gebet obliegen müssen.

Charfreitag nachmittag um ein Uhr geht man unter Begleitung der kurfürstlichen Herrn Räte, Trugseß und Kämmerern zu Fuß die prächtigst aufgerichteten 27 Castra Doloris oder hl. Gräber zu besuchen. Bei der Rückkehr ist Beiwohnung der stillen Metten und der gewöhnlichen Karfreitagsprozession, die von Kongregationsbruderschaften gehalten werden und denen der Kurfürst zusieht.

Im Jahre 1732 ging die Zahl der Gräber auf 26 zurück, stieg aber 1735 in und außer der Stadt auf 30.

Am Charsamstag um zehn Uhr vormittags wohnte er in der Hofkirche den Zeremonien bei, abends neun Uhr aber war Auferstehung, wobei der Kurfürst das hochwürdigste Gut wieder zurückbegleitet in die Hofkapelle.

Am Charsamstag nachmittag zwei Uhr ist auch die Prozession des hochadeligen Frauenzimmers unter dem Titul der Sklavinnen zu sieben unterschiedlichen Kirchen, in deren jeder von denen alldasigen Ordenspredigern eine zierlich gestellte Sermon vorgetragen wird, wobei sich auch Ihre kurf. Durchlaucht als Priorin, dann die Herzogin Maria Anna Karolina in dem gewöhnlichen Sklaven-Habit gnädigst einzufinden pflegen.

Am Ostersonntag erscheinen die sämtlichen durchlauchtigsten Herrschaften in dem Oratorium beim Hochamt. Zugleich Toison- (= Vließ) Fest und wird zu Mittag offene Tafel gehalten, wobei die Kämmerer die Speisen im ersten Gang tragen."

Erlitten die Kirchenfeierlichkeiten auch keine wesentliche Änderung, so bemerkt der Chronist, daß, seit der Kurfürst Kaiser geworden (1742) der Besuch der hl. Gräber in und außer der Stadt durch letzteren allmählich unterblieben ist.

A. Mitterwieser weist in dem Aufsatz „Kurfürst Max III. Joseph der Mildtätige" nach, daß dieser an einzelnen Kirchenfesten Speisbrote auszugeben pflegte[144]).

„In den Rechnungen der Brotkammer steht 1767, daß „denen armen Studenten" jeden Dienstag und Freitag 314 Speisbrote von der Hofpfisterei verabreicht wurden.

Wie schon sein Vorgänger war Max III. Mitglied zahlreicher Bruderschaften. „In die Formul“ der und der Bruderschaft wird der und der Beitrag gegeben, heißt es immer. Der Kurfürst hielt sich einen Studenten, der „die täglichen Bruderschaften zu beten hat“ und dafür 17 fl. bekam.

Wie oft der Kurfürst Taufpate war, wußte er selbst nicht. Wenn einer der kleinen Hofdiener Hochzeit hielt, durfte er den Landesherrn einladen, der dann einen Vertreter mit einem Geldgeschenk sandte. Wenn ein Primiziant irgendwelche Beziehungen zu Hofe hatte, tat er das gleiche mit demselben Erfolg.

„Kuttengeld“ an zukünftige Eremiten oder an solche, die arm in ein Kloster eintreten wollten, ist ein stehender Ausdruck in diesen Rechnungen.

Die Musikanten erhielten auf ihr jährliches St. Cäciliafest vom Hof immer eine Gabe. Die zwölf Alten, denen der Kurfürst am Gründonnerstag die Füße wusch, waren beglückt von seinem liebenswerten Wesen und den reichen Geschenken.

Da vor seiner Regierung in den letzten Jahrzehnten viele Bayern den Tod auf dem Felde gefunden hatten, führte der Kurfürst den schönen Brauch ein, daß in der St. Lorenzkirche beim Alten Hof wöchentlich von einem Priester vier hl. Messen für die lebenden und toten bayrischen Soldaten gelesen wurden.

Die Hofjagden waren dem Kurfürsten willkommene Gelegenheit, mit dem einfachen Volke in Berührung zu kommen. Die Holzhacker und Taglöhner erhielten gelegentlich der dort sonst das Jahr über häufig gehaltenen Jagden oft Geldgeschenke.

Das Oberbayrische Archiv erwähnt eine Mohrentaufe. „Ein Mohr, namens Achmet, wurde bei U. L. Frau am 26. April 1734 getauft, bei dem der Kurfürst Karl Albrecht Patenstelle vertrat. Das gab ein großes Geschau in München“ [145]).

Ein wichtiges Ereignis im damaligen München war es, wenn der Landesherr an Festen teilnahm. So begab sich der Landesvater Maximilian Joseph unter den Klängen des Türkischen Marsches am 2. April 1799 zum erstenmal zu den Paulanern ob der Au, um am Festtage des hl. Ordensstifters dem Gottesdienst dort beizuwohnen. „Die Paulaner schenkten auch an dem acht Tage lang mit großer Feierlichkeit begangenen Fest ihres Ordensstifters Franziskus v. Paula ein besonders stark eingebrautes Bier im Kloster aus. Dieses Starkbier war sehr begehrt.

Auch der Kurfürst erhielt davon sechzehn Maß für die Hoftafel und ebenso wurden alle Hofherren und Hofbediensteten mit dem guten Trunk reichlich versorgt, wofür dem Kloster 300 fl. überwiesen wurden." Überaus feierlich war die Auffahrt und der Empfang des Kurfürsten durch die Mönche[146]).

Auch Einiges über „St. Nikolaus am bayerischen Hofe", wenn auch hier bereits das weltliche Brauchtum am stärksten durchklingt, dürfte hier noch von Interesse sein. So hören wir von A. Mitterwieser: „Es dürfte allgemein bekannt sein, daß bis weit in das 19. Jahrhundert herein noch der wirkliche Gabenbringer für Kinder nicht das Christkind war, sondern der heilige Bischof von Myra, St. Nikolaus, dessen Fest am 6. Dezember begangen wird. Es handelt sich um einen Volksbrauch, dessen Alter schwer zu ergründen ist und der auch an katholischen Höfen gepflegt wurde[147]).

Die elfjährige Prinzessin Marianne Karoline (spätere Klosterfrau Emanuela Therese) erhielt 1707 feine Garderobestücke. Prinzessin Ludwig Ferdinand v. Bayern bringt in ihrem Buche „Emanuela Therese" ein Verzeichnis der Nikolausgeschenke, welche die Prinzessin im Jahre 1707 bekam[148]). Es fehlte nicht an Aufmerksamkeiten, um der Prinzessin, deren Gesundheit überaus zart war, Vergnügen zu bereiten. Sie bekam nämlich: „Ein Spinett; ein Kleid von reichem, grünen Brokat mit weißen Damastfalbeln, Gold- und Seidenstickereien, kleinen goldenen Spitzen und rosenfarbigem Taffetfutter; ein gleiches Polster; einen Hermelinmuff mit hochroten Sammetfalbeln, Goldstickerei und dazwischen Falbeln aus Silberstoff; einen Kragen von Hermelinpelz und hochrotem Sammet mit Falbeln aus Silberstoff, durchweg gestickt; ein Paar Handschuhe oder Fäustlinge von hochrotem Sammet, goldgestickt und mit blauem Sammetfutter; einen kleinen Fächer mit goldener Schnur; ein Körbchen auf indische Art von gediegenem Silber, mit einem gleichfalls gestickten Beutel aus Taffet; mehrere Pfund Wolle in den verschiedensten Farben zum Arbeiten; einen Schlafrock von rosenfarbigem Damast ins Blasse hinüberspielend, mit Weiß gemischt und mit gleichfarbigem Taffetfutter."

Im Oberbayrischen Archiv ist die Rede vom Nikolausfest im Jahre 1726[149]). „Am 6. Dezember (zugleich der Geburtstag der Prinzessin Therese Benedikte) ließ Kurfürst Karl Albrecht unterschiedliche junge Kavaliers und Fräuleins nach Hof berufen. Gegen sieben Uhr kam man in den Zimmern der ältesten Prinzessin Antonia zusammen, woselbst

in Gegenwart des kurfürstlichen Paares „ein ehrwürdiger Priester loco S. Nicolai“ in gewöhnlichem Bischofsornat und ansehnlicher Begleitung erschien, an die anwesenden jungen Herrschaften, Kavaliers und Fräuleins allerlei christ-katholische Fragestücke stellte, nach deren Beantwortung er eine „zierliche Oration“ machte.

Hierauf gab Prinzessin Therese Benedikte einen Glückshafen mit verschiedenen Gold- und Silbersachen, auch anderen Kostbarkeiten, aus welchem nur tapfer gezogen wurde. Sodann wurde für sämtliche Anwesende ein kostbare Tafel gedeckt, „worbey Ihre Durchlauchten zuzusehen genädigst sich belieben und ein besonderes Contento verspüren ließen, da sich dann dieser Abend in aller Vergnügenheit geendet.“

„Die Nachricht über St. Nikolaus bei Hof wird für den Rest des 18. Jahrhunderts ganz karg, da bekanntlich weder Max III. noch Karl Theodor Thronerben oder Töchter hatten.

Bei Hof bestand außerdem der löbliche Brauch, daß die weibliche Bedienung sog. Nikolaigelder erhielt. Es waren oft namhafte Beträge. In der Rechnung über den kurprinzlichen Hofhalt von 1722 bis 1726 spielen sie eine Rolle. Es sind oft ansehnliche Beträge über 40 fl. „zum Nicolas“, zumal wenn Nachzahlungen erfolgten oder eine Abfertigung der Dame oder Bediensteten damit verbunden war“ [150]).

Das gesamte kirchliche Brauchtum der Münchner Rokokozeit, die, um mit Mitterwieser zu sprechen, in Bayern den Zeitraum von rund 1720 bis 1780 umfaßt, ist somit abgeschlossen. Es ist die Zeit von der Heimkehr Max Emanuels nach dem Spanischen Erbfolgekrieg (1716) bis zum Aussterben der Münchner Wittelsbacher (1777). „Eine Zeit regsten Baueifers, pomphafter und langdauernder Kirchenfeste anläßlich von Jubiläen und Übertragung von hl. Leibern, die Blütezeit der religiösen Bruderschaften, die Zeit eines Wiederauflebens reicher, die Schaulust weckender Prozessionen“ [151]). Doch kam auch mit einsetzender Aufklärung in den beiden letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts das nüchterne Empire zu Wort. Wir sehen, wie Verbot um Verbot die einzelnen, uns heute überladen erscheinenden kirchlichen Gepflogenheiten beschneidet, auf ein Mindestmaß zurückführt und letzten Endes ganz unterdrückt. Wandlung der Kunst — Wandlung der Geister — Ernüchterung, ja Ersterben des religiösen Brauchtums —: diese Parallelen stehen unverrückbar fest im Zeitgeschehen des 18. Jahrhunderts.

Literaturangabe für das 2. Kapitel.

I. Werke:

Bucher Anton, Sämtliche Werke, gesammelt und herausgeg. von Jos:f v. Klessing, München 1822; Bd. I S. 97, Bd. III 2. Abt. S. 9, S. 13, 234/235, Bd. VI, Vorrede S. 10 (X).

Crammer Anton, Vom deutschen Rom, München 1781, S. 58, 110.

Crammer Anton, Sechstes heiliges Jubeljahr des deutschen Roms, d. i. der Stadt München; 1776 und 1781, J. Thuille.

Daxenberger, gen. Carl Fernau, München Hundert und eins, München 1840, S. 63 I. Bd., S. 41 II. Bd.

Deutinger Martin v., Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising, München 1901, Bd. 7, S. 297—303.

Doeberl M., Entwicklungsgeschichte Bayerns, München 1928, II. Bd. S. 364, 366.

Forster J. M., Das gottselige München, München 1895, S. 141, 102, 95, 96, 630.

Geiß Ernest, Geschichte der Pfarrei St. Peter, München 1868, S. 140, 307, 309 ff., 139.

Gemminger Ludwig, Die Geschichte der Kirche zum hl. Johannes v. Nepomuk, München 1877, S. 15/16.

Hartmann August, Volksschauspiele in Bayern und Österreich-Ungarn gesammelt, Leipzig 1880, S. 428.

Hübner Lorenz, Beschreibung der Stadt München, München 1803, S. 266, 238, 241, 255 1. Abt. I. Bd.; S. 506 2. Abt. II. Bd.

Huhn Adalbert, Geschichte des Spitals, der Kirche und der Pfarrei zu Hl. Geist in München, München 1891/93, S. 166/168.

Italienische und deutsche Briefe über die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Residenzstadt München, München 1792, S. 119.

Kornprobst Joseph, Kleine Chronik der Au, Festschrift zur fünfzigjährigen Gedächtnisfeier der Einweihung der Maria-Hilf-Pfarrkirche am 25. August 1889; S. 14.

Ludwig Ferdinand Prinzessin: Emanuela Therese, Tochter des Kurfürsten Max Emanuels (1696—1750), München 1902, S. 8.

Mayer Jos. Maria, Münchner Stadtbuch, München 1868, S. 574, 559, 578.

Meyer Joseph, Was das Münchner Kindl erzählt, München 1922, S. 173, 148.

Mitterwieser Alois, Frühere Weihnachtskrippen in Altbayern, München 1927, S. 13.

Mitterwieser Alois, Geschichte der Fronleichnamsprozession in Bayern, München 1930, S. 67, 79, 87/88, 97, 64.

Nicolai Fr., Allgemeine Deutsche Bibliothek, Berlin 1765, Bd. 54, 2. Stück S. 613.

Nicolai Fr., Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, Berlin 1785, 6. Bd., S. 567, 778, 710, 189, 550, 537, 582, 720.

Pezzl J., Reise durch den Baierschen Kreis, Salzburg-Leipzig 1784, S. 194, 114/115.

Regnet C. A., München in guter alter Zeit, München 1879, S. 70, 74, 72, 73, 18, 16, 71, 72.

Riezler, Geschichte Baierns, Bd. 8, München 1903.

Schulz Adalbert, Die St. Peterskirche in München, München 1932, S. 75, 46, 78, 75, 73.

Schwarz J., Die frühere Bruderschaft der Bäckergesellen in München, S. 6, 22.

Söhner P. Leo, Die Musik im Münchner Dom Unserer Lieben Frau in Vergangenheit und Gegenwart, München 1934, S. 89/90.

Trautmann Karl, Kulturbilder aus Alt-München, 1. Reihe, München 1914, S. 60.
Ursprung Otto, Münchens musikalische Vergangenheit, München 1927, S. 148, 158.
Wening Michael, München vor 200 Jahren, München 1922, S. 23, 27.
Westenrieder Lorenz, Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München im gegenwärtigen Zustande, München 1782, S. 258.
Winkopp, Bibliothek für Denker und Männer von Geschmack, Gera 1783: Münchener Methode, Menschen, die von wüthenden Hunden gebissen werden, zu kurieren; Bd. 2, S. 257.
Winkopp, Bibliothek... II. Bd.: Kaiserlich-Königlich und kurbayrische Anordnungen, die Abschaffung des Wetterläutens betreffend.
Winkopp, Bibliothek... III. Bd., Gera 1784, Eselsprozession in München, S. 464, Anonymus.
Wolf Georg Jakob, Das kurfürstliche München, München 1930, S. 66, 45, 177—187.
Zauner Franz v. P., München in Kunst und Geschichte, München 1914, S. 122.

II. Klein-Literatur aus der Münchner Staatsbibliothek:

Achttägige Begangnus und Angedenken des 17. Saeculi, daß Christus unser Weltheyland und Erlöser deß hl. Apostelfürsten Petrum als das erste und höchste Kirchenhaupt eingesetzt.
Ein unverhoffte Sonnenfinsternuß, welche anno 1705, den 23. Aprillen an einem Donnerstag zwischen 10—11 Uhr vormittags bey denen PP. Augustinern von Männiglich zu München gesehen worden.
Gedrucktes Verzeichnis derjenigen zwölf alten Männer, welche zu Ehren der heiligen zwölf Apostel am Grünen Donnerstag in der kurfürstlichen Haupt- und Residenzstadt München zur gewöhnlichen Fußwaschung bey Hof gnädigst aufgenommen, höchst löblichen Gebrauch nach von Fuß auf gekleidet, und anstatt der vorhin bey Hof gewöhnlichen Ausspeisung mit Geld gnädigst beschenkt worden. München 1783.
Gebethe und Gesänge der Schuljugend, München 1796.
Kurtze Beschreibung der Solennen Translation oder Einführung vier heiliger Leiber, des hl. Felix des Martyrers, hl. Viktor Martyrers, hl. Aurelius Martyrers, der hl. Eleutheria Marthyrerin aus allhiesiger churfürstlichen Residenz und Hofkapellen in die löbliche Closterkirchen deren Clarissinnen bey St. Jakob auf dem Anger in München. — Geschehen den 23. Juny 1738.
Magistrat der Bruderschaft des hl. Nikolaus von Tolentino und des hl. Sebastian Martyrer. München 1799.
Münchnerische Andachtsordnung. München 1773. Finauer.
Primitz-Festin des Kgl. Pohlnischen und Kursächsischen Prinzen, des Gnädigsten Herrn, Herrn Clementis Wenceslai, welches allhier in St. Michaels-Kirche unter prächtigster Solennität, in Gegenwart hochfürstlicher Personen den ersten Monatstag May 1764 celebrieret worden. Abgeschildert von einem dero untertänigsten Vasalen.
Neugedrucktes Register einer hochadeligen Versammlung derer leibeigenen Dienerinnen oder insgemein Sclavinnen Mariä in der churfürstlichen Hofkirchen SS. Adelheidis und Cajetani bey denen regulierten Priestern, sog. PP. Theatiner in München, verfaßt im Jahre 1763. Thuille.

Register der Verbündnus so unter dem Titul des hl. Martyrers Joannis Nepomuceni in der churfürstlichen Kollegiat=Stift= und Pfarrkirchen U. L. Frau in München anno 1724 aufgerichtet.

Teutsches / Geistliches / Verwunderliches / Opera=Spiel / Der / Natur, Kunst und Gnad / gehalten und in einer / Lob= und Ehren=Red / Verfasset / Bey höchst=feyrlicher Solemnität und Festin, / Als Seine / Hochwürden / und Gnaden Herr / Herr / Josephus Ignatius / Franciskus de Paula, / Wolfgangus von Unertl / ... In Beyseyn eines fast ohnzahlbaren höchst=ansehnlichsten Auditorii / Sein Erstes / Heil. Meß=Opffer / Gott dem Allmächtigen aufgeopfferet / In dem Hochlöblichen, uralten Pfarr=Gotts=Haus bey St. Peter in der Haupt= und Residentz=Stadt München / den 15. August 1748. München, gedruckt bei Joh. Jacob Vötter / Churfl. Hof= und Gem. Hochlöbl. Landschaft=Buchdr.

Translation / Oder / Feyerliche und Herrliche / Übersetzung / des Heil. Leibs / S. Maximi / Martyrers / In den Marianischen Saal d. Löbl. Teutschen / Congregation / derer Herren und Burger / In der Churfürstl. Haupt= und Residentz=Stadt München / den 15. Monats August im Jahre 1750. / Mit dem Anhang des darbey vorgestellten Musicalischen kurtzen / Schau=Spiels. Mit Erlaubnis der Obern. Allda gedruckt und zu finden bey Joh. Jacob Vötter / Churf. Hof=Buchdrucker.

Treuhertzige und auffrichtige / Einladung / Zur / Anderten Heiligen / Primiz, / So / den nächsten Sonntag nach Ostern / Dominica in Albis / In / Der berühmten und ansehnlichen Pfarrkirchen / S. Petri in München / Solle gehalten werden / Von / Joann Georg Seidenbusch, Dechant / und Pfarrern zu Auffhausen / Dann der / Congr. Oratorij S. Philippi Nerii / Patre Spirituali / primiziae Deo placent in Veteri et in nova lege.
Gedruckt zu München / bey Johann Lucas Straub / Anno 1716.

Triduo Sagro da Farsi In Tempo Della Santa Quaresima Nell'Oratorio de RR. PP. Teatini In Lingua Italiana per Profitto Spirituale De Signori Italiani esistenti in Monaco Citta Capitale Della Baviera. Li 2. 3. e 4. di Marzo 1769.

Verzeichnis der zwölf Mädchen, die am hl. Gründonnerstag anstatt der vorhin bei Hof gewöhnlichen Ausspeisung mit herkömmlich blauer Kleidung und Geld gnädigst beschenkt wurden.

III. Jahrbücher und Zeitschriften:

Bayrische Heimat 1925, S. 93: Vom Kindlein=Wiegen von Kasimir Rebele.

Bayrische Heimat 1929, S. 202: Karfreitagsprozession von A. Dreyer.

Bayrische Heimat 1933, 7. Juni: Ein Münchner Reformator von Isabella Held.

Bayrische Heimat 1935, 12. Febr.: Das goldene Münchnerherz von Mich. Gasteiger.

Bayerland 1894, S. 539, 472/565: Bayerns Hauptstadt vor hundert Jahren von Meltner.

Bayerland 1903, S. 358: Kurbayrischer Hofkirchenkalender von J. Oswald.

Bayerland 1916/17, S. 237: Mater propitia, Kriegsmadonna aus der Dreifaltigkeitskirche in München von Michael Hartig.

Bayerland 1921/22, S. 333: Das Passionsspiel der Karfreitagsprozession in Alt=München von Ludw. Heilmaier.

Bayerland 1921/22, S. 305: Himmelfahrtsbräuche von J. Metz.

Bayerland 1933, S. 147: Beim Ordensfest der Paulaner, Anonymus.

Bayrischer Heimatschutz 1929, S. 99: Kampf gegen die geistlichen Spiele in Bayern von Leo Wilz.
Bayrischer Heimatschutz 1929, S. 87: St. Nikolaus am bayerischen Hofe von A. Mitterwieser.
Bayrischer Heimatschutz 1934, S. 67/69: Der Palmesel und die Palmprozession in Bayern von A. Mitterwieser.
Bayrischer Kurier 1931, 31. Oktober: Frühere Allerseelenspenden von A. Mitterwieser.
Bühne und Welt 7, S. 675—680: Schiller in München von L. Malyoth.
Deutsche Gaue 1930, S. 45: Über Fastenzeitbräuche, anonym.
Deutsche Illustrierte Rundschau, Sonderdruck 1926, Oktober, S. 47: Chronik des Angerhospizes für das 18. Jahrhundert.
Die Grenzboten 1877, S. 346, S. 72: München vor hundert Jahren v. C. A. Regnet.
Generalanzeiger der Münchner Neuesten Nachrichten 1911, 10. April: Über Palmeselprozessionen von Willy Rett.
Heimat 1929, 12. Juni: Von der Augustinerkirche zur Mauthalle von Isabella Held.
Jahrbuch für Volkskunde, Volk und Volkstum, II. Band, S. 85/87: Wetterläuten, Wetterschießen und Wetterkerzen im südlichen Bayern von A. Mitterwieser.
Jahrbuch für Volkskunde, Volk und Volkstum, München 1936, S. 214/16: Ein bayrischer Himmelfahrtsbrauch von A. Mitterwieser.
Jahrbuch für Münchner Geschichte, München 1887: Ein Berliner über München vor hundert Jahren von Fr. Muncker.
Klerusblatt 1930, S. 461: Ein bayrischer Himmelfahrtsbrauch von A. Mitterwieser.
Klerusblatt (literarische Beilage) 1931, Nr. 12: Altbayrische Rauchnächte von A. Mitterwieser.
Kurbayrisches Intelligenzblatt 1777, Nr. 13: Vermischte Nachrichten.
Kurbayrisches Intelligenzblatt 1782, 22. Nov.: Über Einrichtung, Ziel und Gesetze der löblichen Bruderschaft vom hl. Grabe.
Kurbayrisches Intelligenzblatt 1783, 11. Sept.: Noch etwas zum Wetterläuten.
Münchner Intelligenzblatt 1779, 10. April: Bericht über deutschen Kirchengesang.
Münchner Intelligenzblatt 1780: Artikel VI, Polizey.
Münchner Intelligenzblatt 1784, 20. August: Das Läuten unter den Donnerwettern betreffend.
Münchner Intelligenzblatt 1790, 2. April: Über Andacht.
Münchner Intelligenzblatt 1791, 19. April: Anzeige des vierzigstündigen Gebetes.
Münchner Intelligenzblatt 1798, 28. Sept.: Etwas über Gewitterfurcht.
Oberbayrisches Archiv des Histor. Vereins München, 28. Bd. 1. Heft 1868/69.
Oberbayrisches Archiv des Histor. Vereins München, 35. Bd. S. 158/93, 1875/76: Aus dem kurbayrischen Hofleben und Treiben unter Karl Albrecht von Christian Haeutle.
Sammler 1921, Nr. 54: Alte Himmelfahrtsbräuche von Ernst Edgar Reimerdes.
Sammler 1921, 3. Nov.: St. Hubertustag von Ernst Edgar Reimerdes.
Theaterzeitung der staatlichen Bühnen Münchens 1920, Nr. 22: Fronleichnamsspiele; Beiträge zur Münchner Theatergeschichte von L. Malyoth.
Wochenblatt für die kath. Pfarrgemeinden Münchens, München 1913, S. 545: Die Mariensäule von J. N.
Zeitschrift für bayrische Landesgeschichte, I. Bd. 1928: Kurfürst Max Joseph III. der Mildtätige von A. Mitterwieser.
Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, neue Folge, 1873, S. 772: Wie man am Kurbayrischen Hofe während der Regierung Karl Albrechts die Kar- und Osterwoche kirchlich zu feiern pflegte; nach offiziellen Quellen von Chr. Haeutle.

C. im Hofleben und seinen besonderen Festlichkeiten.

Von den religiösen Gepflogenheiten des Hoflebens führt die Brücke hinüber zum weltlichen Brauchtum desselben. Gar mannigfach sind die Freuden und Vergnügungen, von denen die Annalen zu berichten wissen. An Aufwand ließen es die Fürsten nicht fehlen. Riezler schreibt, daß der Münchner Hof in Pracht, Zahl der Höflinge und Geschmack unter Max Emanuel seinen Höhepunkt erreicht[152]). Opernaufführungen und Konzerte, Ballet und Schauspiel, Redouten und Bälle, Wirtschaften d. h. Bauernmaskeraden, Tourniere, Karussels, Scheibenschießen, Jagdausflüge bildeten einen bunten, nie abbrechenden Reigen von Vergnügungen.

Unter den vielen erhaltenen Listas der Münchner Staatsbibliothek ist bemerkenswert die Lista detz gantzen höchsten Einzugs Ihro durchl. Churprintz auß Bayrn Carolo alberto, dann dero durchlauchtigsten Chur-Prinzessin Maria Amalia; so geschehen in der Haupt- und Residenzstadt München, den 17. Oktober anno 1722. Churfürstliche Trompeter, die löbliche Stadtgarde von 120 Mann zu Pferdt sind aufgeboten. Es folgen die Gutschen der Herren Cammeren, Grandes und Cavaliern, auch jede zu sechs Pferden nach ihrem Rang".

Eines der Hauptbelustigungen des Hofes sind die Turniere. Sie fanden im kurfürstlichen großen Hofgarten statt. „Auf den sehr weiten Gängen und undenher war soviel Platz, daß ohne Hinderung der Turnier- und Ritterspielen von neun bis zehn Tausend Personen allda gar bequemlich zusehen können. Von der landesfürstlichen Herrschaft mit Zuziehung des Adels werden die Turnier und Ritterspiele gehalten. Der Auf- und Einzug wird bei herrlicher Musik, Trompeten- und Paukenschall, auch höchsten Triumphwagen, mit besonderer Pracht der darauf folgenden und zu Pferd mit Lanzen bewaffneten Ritterschaft

durch beide Porten gegeneinander genommen, denen linkerseits durch ein großes Tor ein in Hofmusikanten bestehender Aufzug entgegenkommt und immerhin den Zweck des Turniers oder Ritterspiels aussteckt: wie dann hierauf beiderseits zu den Waffen gegriffen, jedesmal von vier und vier des Adels mit Lanzen, Degen, Pistolen und Pfeil im schnellsten Pferdelauf mit Bewunderung des zusehenden Volkes um die von gnädigster kurfürstlicher Herrschaft preisgegebenen Gewinneter tapfer und ritterlich gekämpfet wird. Sonst aber und außer der Turnier und Ritterspiel dienet dieser Platz zur Reitschule oder Bereitung kurfürstlicher Pferde" [153]).

Ein bedeutendes Turnier des 18. Jahrhunderts fand am 7. Februar 1718 statt, an dem sich der Kurfürst wiederum persönlich beteiligte. Die Turnierer ritten unter dem Schall der Trompeten und Pauken „von der kurfürstlichen Residenz zum Turniersaal und boten den Tausenden von zusehenden Einwohnern ein großartiges Schauspiel. Im bunten Zuge wechselten die Nationen aller Erdteile, Gallier mit Römern, Perser mit Holländern, Türken mit Polen, Schweizer mit Armeniern, Altdeutschland mit Mohren. Es wurde in zwei Quadrillen geritten, in der „oberen" und in der „unteren", an deren Spitze als Herolde sich Graf Minuzi und General Wolfframstorff, beide in französischer Tracht, befanden".

„Daß beste in denen mehristen Numeris ein Surtout von sieben und das beste mit der Pistole gewann der Kurprinz Karl Albrecht, der später als Karl VII. die Kaiserkrone getragen. Er war als Mohr verkleidet in der oberen Quadrille geritten. An dieser nahm auch der Kurfürst selbst als Ungar teil. Er erhielt das erste mit dem Wurfpfeil, einen silbernen Cafetisch „sambt 4 deto Saladiers und 1 Caffee-Kandten". Außer diesen wurde noch für das „beste" und „das dritte" in der Quintaine, pour la Dame, mit dem Degen, eine Anzahl kostbarer Geschenke ausgeteilt.

Der Carneval des nächsten Jahres 1719 brachte am 16. und 20. Februar zwei ähnliche glänzende Hoffeste.

Drei Jahre später fand am 3. Februar 1722 im Turnierhaus wiederum ein großes Turnier statt. Der Kurprinz Karl Albrecht gewann das beste mit der Lanze, nämlich ein graviertes Brettspiel, ein Tischbesteck mit Vorleglöffeln, Transchiermessern und -Gabeln. Er verlobte sich im nämlichen Jahr mit Amalia Maria, der Tochter Kaiser Josephs I. Die Vermählung fand am 5. Oktober zu Wien statt. Mit

großem Gepränge ward unter dem Donner der Geschütze und dem Läuten der Glocken der Einzug der hohen Neuvermählten in München gefeiert. Am 22. Oktober wurde im gewöhnlichen Turnierhaus ein Festturnier veranstaltet.

Als im Jahre 1728 der Kurfürst Franz Ludwig von Trier in in München am Hofe Karl Albrechts zu Besuche weilte, ward ihm zu Ehren ein prachtvolles Ritterspiel veranstaltet. Die Herren ritten dasselbe; die Damen nahmen „in denen Turnierwägeln" daran teil. Das beste für die meisten Nummern, eine Haarnadel von Rubinen und Brillanten, gewann Kurfürst Karl Albrecht und dessen Gemahlin Amalie, welche schon bei dem im vergangenen Jahr auf dem Lustschloß Fürstenried zur Feier des Geburtsfestes ihres hohen Gemahls stattgefundenen Damen-Karussel den 2. Preis mit der Lanze errungen hatte" [154]).

Diese Turniere scheinen die Hauptrolle in den Regierungszeiten Max Emanuels und Karl Albrechts gespielt zu haben. Später werden sie kaum mehr besonders erwähnt [155]).

Aus dem „kurbayrischen Hofleben und Treiben unter Karl Albrecht" entnehme ich zwei Hauptschießen in München, eines am 11. Sept. 1729 auf der Schießstätte zu München, „bei welchem das beste aus 25 vierfachen Karolinen von besonders schönem Gepräge bestand, auf der Vorderseite mit den Portraits des kurfürstlichen Paares, auf der Rückseite mit dem bayrischen Wappen geschmückt, das die Insignien des Ordens vom Goldenen Vlies und vom hl. Georg umgaben".

Noch ein zweites großes Schießen wird um diese Zeit erwähnt, welches der Kurfürst Karl Albrecht am 9. September in seiner Residenzstadt zum besten gab.

Das „beste" im „Haupt" betrug nebst einer Hauptfahne und zehn anderen schönen Fahnen 1000 fl., das zweite beste 500 fl.; im „Kranz" mit gleichfalls elf Fahnen 500 fl.; im „laufenden Hirschen" nebst sieben Fahnen 250 fl. und ebensoviel im „Glück".

Die Oberleitung des Ganzen war dem Geheimen Rat Freiherrn v. Rechberg übertragen, das Leggeld betrug für die Dauer vom 9. bis 26. September 150 fl. und es hatten sich 146 Schützen des In- und Auslandes in München eingefunden. Am 26. September fand im Herkulessaale der kurfürstlichen Residenz die Vertheilung der Preise und Fahnen statt. Unter den Preisträgern befand sich die Kurfürstin selbst, welche auf den laufenden Hirschen „mit Hinausschießung des Centri" das beste gewonnen hatte.

Aus Vergnügen hierüber warf sie zu einem weiteren Schießen auf den Hirschen ein bestes in Gnaden auf. Wieviel, ist nicht gesagt.

Ein Zettel der Staatsbibliothek bringt die Anzeige der sämtlichen Herrn Schützen, welche sich bei dem Freudenschießen eingefunden, das auf die Geburt der zween durchläuchtigsten Prinzen Ludwig und Pius aus dem Hause Wittelsbach von der Schützengesellschaft der Haupt- und Residenzstadt München am 9. 10. 11. und 12. Oktober 1786 auf derselben Schießstatt gegeben worden war.

Ein einziges namhaftes Feuerwerk fand ich verzeichnet, wiederum ein gedruckter Zettel der Staatsbibliothek. Es fand 15. Januar 1765 statt. „Zu Allerhöchsten Sr. Römischen Kgl. Majestät Joseph II. und Allerhöchst Deroselben Gemahlin Frauen Josephae, kayserlichen Prinzessin aus Bayern, bey Allerhöchster Vermählung Deroselben, von Ihro Churfürstliche Durchlaucht Maximilian Joseph in Beyern Gnädigist angeordnete Freuden- und Lust-Feurwerck ... und anheunt in dem Churfürstlichen großen Lust-Schloß-Garten zu Nymphenburg angezündet, auch verbrennet werden würd. München, den 15. Jenner 1765.“ Hier ist die Rede von Kaskaden mit „Prillianten Feur“, von Feurrädern mit weißen Sternen in der Mitte, von großen Lustkugeln mit Schwärmen von Regenfeur.“

Wie beliebt Aufzüge von Schlittenfahrten in der damaligen Zeit gewesen sein müssen, in einer Zeit, die von Sport soviel wie nichts wußte, zeigen diese Belustigungen, die nicht nur bei den Studenten an Fasching, sondern auch bei Hof gepflegt wurden. In der Staatsbibliothek liegt eine Lista / der / Churfürstlichen / Schlitenfahrt / in München / auf den 7. Februarij / Anno 1732. Allda gedruckt bey Johann Lucas Straub Gem. Löbl. Landschafft Buchdruckern. Zu finden in Alten-Hof in dasigem Ladl. Nach der Ankündigung der ersten Seite folgt auf der nächsten die Nennung der Paare (zwanzig sind es an der Zahl, die sich dem Vergnügen angeschlossen hatten).

Das Oberbayrische Archiv bringt „Aus dem kurbayrischen Hofleben und Treiben“ eine Hof-Schlittage am 5. Januar 1736. Man zählte 42 Schlitten. Abends speisten bei hundert Personen an einer Tafel, was man „Königsmahl“ nennet. „Sowohl bei der Schlittenfahrt als bei der Tafel saß man nach „Zetteln“, d. h. nach dem Loose. Nachher wurde Ball und Appartement gehalten.

Noch eine weitere Schlittage ist da verzeichnet. „Da Klemens August schon am 11. Februar 1737 wieder abzureisen gedachte, ward ihm

zu Ehren am 10. dieses Monats nochmal eine Schlittenfahrt arrangiert, an der zwanzig Paare teilnahmen. Die andern Hof- und Staatsdamen, welche in kostbaren Pelzen und „Schlittenhauben" erschienen, sind von den Ministern und Kammerherrn geführt worden."

Fr. X. Kriegelsteiner schreibt in seinem Büchlein „Exerzitienhaus Schloß Fürstenried" vom Jahre 1726, wo in Forstenried „die Damen zum Regierungsantritt des Kurfürsten Karl Albert, nachmaligen deutschen Kaisers, ein sehr ergötzliches Damenkarussel veranstalteten, wobei sie im Schloßgarten innerhalb der errichteten Schranken in zierlichen Kaleschen im Galopp umherfuhren und nach aufgestellten Amorstatuen Pfeile abschossen"[156]).

Die Staatsbibliothek verwahrt eine „Lista Deßjenigen Hochadelichen Frauenzimmers welches den Nächst Fürstenried in der Allee vorhabenden Damen-Carousel Vollbringen würdet und gehalten würdet den 14. May Anno 1727". Als „Aufführer" ist Herr General Graf Minutzi genannt. Es „werden geführet auf einem hiezu eigens angerichten Turnier-Wägerl mit zwei Pferdten Ihro Durchlaucht Churfürstin von Ihro Churfürstlichen Durchlaucht". So folgen nun die Namen der weiteren siebzehn Paare der oberen Seite und ihnen gegenüber in ganz gleicher Weise die Namen der achtzehn Paare der unteren Seite. Das Blättchen ist zu Alten Hof im Ladl zu finden."

Eine weitere Anzeige eines Damen-Carousels vom 6. August 1727 berichtet von der Aufführung desselben im „Lust-Hauß" zu Fürstenried anläßlich des Geburtstages des churfürstlichen Gnädigsten Herrn. Es habe „ansechliche Preyß" gegeben; auch sind „ermeldte Dames in Romaner-Kleydung von denen Cavalliers auff denen hierzu angerichten Tournier-Wägerln geführt worden". Unter den Teilnehmern befinden sich Grafen, Barone, Hofdamen und „Cammerfräule".

Von der allgemeinen Faschingslust, die zur gegebenen Zeit schon im 18. Jahrhundert in München herrschte, schloß sich auch der bayerische Hof nicht aus. „Schon unter Kurfürst Max Emanuel vergnügte man sich zur Carnevalszeit an manchem Maskenzug, sowie an einer großen Tanzunterhaltung, der „Bauernhochzeit", die auch von seinen beiden Nachfolgern in das Programm der heiteren Fastnachtsveranstaltungen aufgenommen wurde.

So wurde am 8. Februar 1723 ein „lustiges Fastnachts-Rennet" abgehalten, mit einer „curiosen Music" und „einem lächerlichen Auff- und Abzug". Auf zwei „hierzu angerichten und mit allerhand Trink-

geschirr aufgezierten Wägerln“ fuhren Bacchus und Silen (Graf de Costa, Churfürstl. Cammerer, General-Feld-Marschall-Lieutenant und Obrist über ein Regiment und Graf Aloysi Fugger), dann folgten zu Pferd sechs Ritter nebst dem Secretario, alle als Parlamentsherrn gekleidet“.

Nach der Musik und den Anführern der Bacchus- und Silen-Partei kamen die „Rennende Paar“ mit vier Bedienten. Große Heiterkeit erregten verschiedene andere Zugsteilnehmer (Angehörige des bayerischen Adels): Bauern mit Mistgabeln und Drischeln, Juden mit denen „Geld-Beutlen“, alte Männer „mit der Krucken, Apotheker mit der Spritzen“, Männer mit zwei Gesichtern, Narren mit dem Kolben, Pierrots „mit dem Toback-Rib-Eisen“ (Reibeisen), Harlekins mit der Pritschn, Hanswurste „mit dem Schwein-Spieß“, Kaminfeger mit Leitern und Besen u. a. m. Den Beschluß bildeten zwei Kinder „in Wägerln, geführt von ihren zwey Kinds-Weibern“.

Interessant ist hier die große Ähnlichkeit, ja man darf sagen Gleichheit des beschriebenen Aufzugs mit einer im nächsten Kapitel geschilderten Studenten-Schlittenfahrt.

Zur Erhöhung der karnevalistischen Stimmung mag wohl auch die Musik ihr redlich Teil beigetragen haben, die u. a. folgende Instrumente aufwies: Dudelsäcke, Kinder-Schläpperln, Holztrompeten, eine Katzenorgel.

„Die eigentlichen Bauernhochzeiten des Hofes waren auf einen weniger übermütigen Ton gestimmt, obgleich auch hier sichtlich das Bestreben vorherrscht, der Fastnacht den ihr gebührenden Tribut zu zollen. Die Rolle des Wirtes und der Wirtin fiel gewöhnlich dem gastfreundlichen kurfürstlichen Paare zu, das sich jedoch in der Bauernhochzeit von 1723 durch den Grafen von Costa und die junge Gräfin von Seefeld vertreten ließ. Braut und Bräutigam mimten damals der Graf von Kreuth und die Hofdame „Fräule“ von Linenfeld. Außer den Eltern und Geschwistern des Brautpaares erschienen auch der Brautführer und Beiständer, sowie die Kränzeldirnen. Den Hochzeitslader übernahm der jeweilige „Intendant der Festinari“, damals und auch später noch Graf Lodron. Zur allgemeinen Ergötzlichkeit mußte er ebensoviel beitragen, wie der „Hauß-Knecht“, dem sich hie und da auch eine „Hauß-Diern“ beigesellte.

Natürlich fehlen auch die Dorfhonoratioren nicht: Herrschaftspfleger, Amtmann, Schulmeister, Mesner, Bader usw. Jeder hatte sein

Ehegespons dabei, der Soldat die Soldatin, der Spielmann die Leiterin, der Koch die Köchin, der Kellerer die Kellerin (1723 war dies die Kurprinzessin, während der Kurprinz in der Schar der Knechte einherschritt). Eine stattliche Zahl an Bauernpaaren aus aller Herren Länder (aus Bayern, Österreich, Schwaben, Straßburg, England, Frankreich, Böhmen, Dänemark, Lothringen usw.) vervollständigte das bunte Bild. Knechte und Dirnen schlossen die Reihen und die Zahl der ersteren stieg bei der Bauernhochzeit von 1733 auf 42.

Öfter gönnte man auch den „Jungen Mannschafften" des Kurfürstenpaares eine Fastnachtsunterhaltung, und zwar wieder im Rahmen einer ländlichen Hochzeit, so 1731. Das Programm hiezu vermerkt zuletzt: „Auch dieser kleinen Bauren-Hochzeit wurdet denen Kindern ein Souppée und Baal (!) gegeben, zu welch letzteren auch alle kleinen Masqueren aus der Stadt eingeladen und darbey erscheinen. Dises Kinder-Fest aber wird mit einem Souppée und Baal von großen Masqueren geendet werden."

Weitere Aufzeichnungen berichten[157]):

„Heute war Bauernhochzeit, aber da ihre Durchlaucht die Frau Kurfürstin guter Hoffnung ist, ließ man sie nicht wie gewöhnlich auf dem Leiterwagen mitfahren. Nichtsdestoweniger war sie im Kostüm der Wirtin. Da nun aber der Kurfürst seine Wirtin nicht bei sich haben konnte, so war er zu Pferd."

„Auch unter Max Joseph III. spielten sich diese Bauernhochzeiten im Fasching im altgewohnten Rahmen ab. Zu dem hochzeitlichen Gefolge traten noch ein Schörg und eine Schörgin (Scherge), sowie ein Nachtwächter und eine Nachtwächterin hinzu. Die Rangabstufung erstreckte sich nun auch auf die bäuerlichen Dienstboten; da gab es einen Ober-, Mitter- und Unterknecht, dann eine Ober-, mittlere und Unterdirn."

So fand ich eine weitere Bauernhochzeit auf einem Zettel der Münchner Staatsbibliothek verzeichnet. Der Titel lautet: Poetische Einfälle / bey der von Ihro Churf. Durchleucht / in Bayern etc. etc. zur Faschingszeit / Anno MDCCXLVIII den 22. Februar in der / Churfürstlichen Haupt- und Residenzstadt München angestellten / Bauren-Hochzeit. Wirt und Wirtin spielen das kurfürstliche Paar. Im ganzen sind 65 Paare erwähnt. Hochzeitslader ist Graf von Törring-Seefeld. Später folgen Bauern der verschiedensten Länder: bayerischer, österreichischer, spanischer, böhmischer, dänischer, welscher usw. Den Ab-

schluß bilden die vorhin erwähnten Rangabstufungen der bäuerlichen Dienbstoten.

In der Hochzeit von 1753 unterschied man sogar zwischen verheirateten und ledigen Knechten. „Die höfische Sitte legte der Laune des Fastnachtsredners zuwei'en Schranken auf, die er manchmal allzu ängstlich beachtete, wobei er dann in einen byzantinischen Ton verfiel. So rühmt er in der Bauernhochzeit von 1753 Wirt und Wirtin als ein recht „tugendvolles Paar" und fühlt sich überglücklich, daß die hohe Wirtin „in Freude und in Scherz durch gnadenvolle Worte gelindert seinen Schmerz".

Wohltuend wirkt die ebenfalls in Druck gegebene „Predig, So in der Baurenhochzeit den 13. Februar Anno 1760 durch den Titl. Herrn Baron von Klingenberg, Kurfürstlichen Cammerern und Obristen-Lieutenant, gehalten worden mit dem Motto: „Tempora mutantur et nos mutamur in illis". Zwar bedenkt auch er die Gäste (das sächsische Kronprinzenpaar und andere Fürstlichkeiten) mit artigen Schmeicheleien und ist scheinbar unwillig auf den Kurfürsten, der glaubt, „des Staats Erhaltung, die gründe sich nur bloß auf gute Schul-Verwaltung". Dem „beglückten Hochzeitspaar" wünscht er soviele Jahre, als die Perücke Haare zählt. Dann trifft der Pfeil seines harmlosen Spottes das weibliche Geschlecht, das in Haar- und Kleiderpracht soviel sündigt. Die unglaubliche Frisur der Damen von damals gibt ihm willkommene Gelegenheit zu humorvollen Ausfällen. Als Gatte weiß auch er ein Lied von der Mode in der weiblichen Kleidung zu singen. Ein umfangreiches Gedicht fordert zuletzt zur Heiterkeit auf:

> „Seyt also aufgeräumt, seyt lustig, tanzt und lacht,
> und wenn der Spaß vorbei, so wünsch ich gute Nacht" [158]).

Von einem Feste 1765 berichtet der geheime Kabinettskanzlist Herzog Clemens von Bayern. Es war anläßlich der Vermählungsfeier der römischen Königsbraut Josepha Antonia, der Schwester Max Josephs III. mit Kaiser Joseph II. 1765; zu dieser Gelegenheit erwähnte ich bereits die Abhaltung eines Feuerwerkes.

J. G. Wolf bringt ein anonymes Flugblatt dieser Bauernhochzeit vom 10. Januar 1765 [159]).

Malyoth schreibt über die Vermählungsfeier in seinen „Beiträgen zur Münchner Theatergeschichte":

„Da gabs denn auch wieder das übliche Spiel von der „Bauernhochzeit“, womit der Hof seinem theatralischen Triebe Genüge getan. Eines schönen Tages nachmittags drei Uhr fuhren „die höchsten Herrschaften, absonderlich die Römische Königsbraut und der ganze allhier anwesend hohe Adel und Gesandschaften durch alle Hauptgassen der Stadt in theils reichen und theils mit dem allerkostbarsten Schmuck, dann Fein-Sammet und Atlaß gezierten, auch in sechs Nationen vertheilten Bauernkleidern maskirter, auf großen mit frischen Taxbäumen sehr artig in Schwibbögen und Pyramiden zugerichteten Hochzeitswagen, auf welchen die vielfarbigen Fähnlein, Blumenkränze, und mit Maschen behenkte Obst das zuvielschauende Aug in Verwirrung setzten.“

Es ist wohl glaublich, wenn der Chronist meldet, daß sie „sich selbsten und auch die erstaunlich zugelassene Menge des Volks auf das Artigste ergötzten“. Dies ist begreiflich, wenn man weiter hört, daß „der gar zu freigebige Wirth und die Wirthin (der Kurfürst und seine Gemahlin in den kostbarsten bürgerlichen Wirtskleidern) auf dero Prächtig mit vier ordentlich nach Bauernart gezierten Pferden bespannten Wagen theils essende Speisen, theils Confect und eine sehr große Quantität der delikatesten Bomeranzen, Lemonien und Maschanzger-Äpfeln unter das nachlaufende Volk auszuwerfen auf das Freudenvollste bestrebt waren“. Natürlich war diese Straßenkomödie für die Münchner Bewohner ein besonderes Fest. Der Chronist vergißt dann auch nicht einzufügen, daß in allen Hauptgassen der Stadt, wo der so sehenswürdige Bauernzug passirte, in gewissen Häusern, absonderlich auf der so betitelt Trinkstube „nicht nur Pauken- und Trompetenschall“ sich ohnermüdet hören laßte, sondern auch bei dem Jesuiter-Seminario in der Neuhausergasse ein in Form eines hohen Berges mit Bäumen gezierte Triumph-Pforte zu sehen war, auf welcher fast alle Seminarischen in verschiedlichen Trachten Maskirter auf die allerherrlichste Weise musicirten, dann auch auf dem Kollegio selbst an zweien Orten derlei Baucken- und Trompetenthon gewechselt wurde, die vorbeifahrende Bauernhochzeit noch mehreres erlustigten, und zu vieler Ergötzlichkeit und Gelächter Anlaß gaben“. Dann zog man zurück in die Residenz, um im Herkulessaal eine Schlußfeier zu veranstalten. Nach einer Verherrlichung des hochadeligen Brautpaares in deutscher Sprache und wahrscheinlich dem Bauernidiom angepaßt, ging’s ans Schwelgen.

Was besonders auffällt, ist die Öffentlichkeit in der sich alles ab-

spielte. Das war für jene Zeit ein besonderes Zugeständnis an das Volk und die Popularität wird darunter nicht gelitten haben. Bei den Wirtschaften und Bauernspielen konnte man eben die weite offene Szenerie nicht entbehren, man wurde auf die Straße gedrängt und mußte wohl oder übel das gaffende Publikum mit in den Kauf nehmen“[160]).

Von den sogenannten Bauernhochzeiten weiß auch Josef Maria Mayer in seinem „Münchner Stadtbuch“ zu berichten. Nach ihm sind diese Belustigungen im Jahre 1719 als Karnevalsscherz für den Hof erfunden worden. Da sie großen Beifall fanden, wurden sie unter der Regierung Max Emanuels und unter seinen Nachfolgern Karl Albrecht und Maximilian Joseph III. beinahe alle Jahre wiederholt[161]). „Der Hof und der hoffähige Adel kamen, in die verschiedensten Oberländer- und Niederländer-Bauerntrachten gekleidet, in Nymphenburg zusammen und fuhren von dort in Schlitten durch Münchens Hauptstraßen in die Residenz, wo sie abstiegen und sich sodann nach dem Georgensaale begaben, an dessen Türe ein Schild mit der Aufschrift „zum bayerischen Löwen“ hing. Am Eingange dieses Saales wurden sie vom Kurfürsten als Bauernwirt und von der Kurfürstin als Wirtin gekleidet, empfangen und bewillkommt, denen hierauf der Brautführer in einer Anrede die Braut und den Bräutigam, der Braut Aeltern und Verwandte, die Kränzeljungfern usw. vorstellte.

Man trat sodann in den Saal, in welchem nach ländlicher Sitte eine lange Tafel, bedeckt mit einem weißen Tischtuche, das in der Mitte einen roten Streifen hatte, sich befand. Um die Illusion, daß man sich wirklich auf einer Bauernhochzeit befinde, nicht zu stören, war alles auf ländliche Weise gerichtet: die Tafel war nur mit irdenen und hölzernen Tellern und Schüsseln besetzt; die Trinkgeschirre bestanden aus steinernen und porzellanenen Krügen; die Salzfässer und Eßlöffel waren von Holz, mit schwarzer Farbe angestrichen und mit roten und goldenen Blümchen bemalt, die Stühle waren ganz einfach von Holz, und ebenso ländlich war die Tafel- und die darauffolgende Tanzmusik, denn sie bestand nur aus Geigen, Dudelsack und Schalmeien.

Bei der Tafel wurden die Gäste, unter welchen sich auch der Wirt und die Wirtin befanden, von Kavalieren und Damen, die als Kellner, Kellnerinnen, Hausknechte usw. verkleidet waren, bedient. Die Hochzeitlader und Brautführer brachten ihre ländlichen Sprüche in Knittelversen vor, die natürlich Lachen erregten. War die Tafel zu Ende, so wurden der Braut und dem Bräutigam von den geladenen Gästen

Hochzeitsgeschenke gegeben, welche selbstverständlich auch wieder Stoff zum Lachen bieten mußten.

Hierauf hielt der Hochzeitlader eine komische Danksagung namens der Brautleute an die versammelten Gäste.

Dann folgte der Tanz, während welchem — wie man sich ländlich ausdrückte — der Braut der Jungfernkranz abgetanzt wurde. Während der Menuette, die der Bräutigam mit seiner Braut tanzte, schlichen sich der Wirt und die Wirtin immer um sie herum, bis sie den günstigen Augenblick erhascht hatten, dem Bräutigam die Braut unvermerkt zu rauben, die dann in ein Nebenzimmer gebracht und darin solange verschlossen gehalten wurde, bis der Bräutigam mit einem Geschenke sie wieder auslöste.

Das Fest schloß endlich mit einem eigentümlichen springenden Tanze, Burheimer genannt.

Die Wirtschaften kamen nach und nach ab. Dagegen entstanden, dem sentimentalen Geschmack der Zeit entsprechend, die Schäfereien bei Hofe. Diese waren arkadische Szenen im Freien, gespielt in lauen Sommernächten in den Hofgärten von Nymphenburg, Schleißheim und Dachau, bei feenhafter Beleuchtung, gegen die das tiefe Dunkel der nächsten Umgebung, der Lauben und Bosquets lockend und erregend abstach, und bei denen sämtliche Herrschaften als Schäfer, Hirten und arkadische Gottheiten verkleidet waren. Diese dem französischen Hofe nachgeahmten Schäfereien mochten oft Gelegenheit zur Leichtfertigkeit gegeben haben, daher verschwanden sie nach einiger Zeit.

Von Dominobällen liegen in der Staatsbibliothek zwei Listen vor. Einer wurde bei Hof in dem neuen Opera-Haus gehalten am 14. Januar 1765, also offensichtlich in Verbindung mit dem erwähnten Feuerwerk am 15. Januar 1765 und mit der vorher geschilderten Bauernhochzeit anläßlich der Kaiserhochzeit in München. Die andere „Liste / des / von Sr. Churfürstlichen Durchleucht / zu Pfalz etc. / gnädigst angestellten / Domino-Ball, / den nach einem anvor bey Hofe von 250 Gedecken gegebenen Soupée / gehalten worden / in dem kurfürstlichen Opernhause zu München / den 5. August 1789“. Es folgt nun die Aufstellung von 97 Paaren, je ein Herr und eine Dame. Bekannte Adelsnamen sind darunter wie Törring-Seefeld, Graf v. Pocci, Graf v. Arco, Graf v. Larosée, v. Rambaldi, v. Hollnstein, Törring-Jettenbach, v. Tattenbach, Reichsgraf v. Preysing, Fürst v. Isenburg, Graf v. Salern.

Einen besonders breiten Raum in den festlichen Vergnügungen am Hofe nahmen die Jagden ein, die oft mit Seefesten verbunden waren.

Nicolai spricht „von Hirsch (= Wasserjagden) im warmen See, auf welchem der Hof zuweilen Spazierfahrten in vielen ausgezierten Kähnen, die über tausend und mehr Menschen enthalten und zugleich Wasserjagden anstellt, indem ein Hirsch in die See getrieben und mit Kähnen oder kleinen Booten verfolgt und endlich geschossen wird“[162]).

1722 veranstaltete Max Emanuel anläßlich der Vermählung des Kurprinzen Karl Albrecht eine Jagd auf Hirsche, Rehe, Damwild und Sauen im Kezlholz bei Schleißheim. Am Starnbergersee gab es dazu eine Hirschhatz. „Die höchsten Herrschaften bestiegen das Prunkschiff „Bucintoro“ und hielten gegenüber dem Park-Auslaß, der so eingerichtet war, daß der gejagte Hirsch gezwungen werden konnte, dort auszubrechen und sich in den See zu stürzen“[163]).

Jeden 3. November fand zu Nymphenburg die sog. große Hubertijagd statt, woselbst das solemne Hochamt unter Jagdmusik und sodann große Tafel gehalten wurde. „Die durchlauchtigsten Herrschaften, sowie sämtliche Hof- und Stadt „Dames“ erschienen dazu in Jagdkleidern. Am 5. November war der Tag der kleinen Hubertijagd in Fürstenried, womit für das Jahr die Jagd beendet war“[164]).

Eine „Lista“ berichtet von einem wilden Tierkampf am 15. Mai 1727 unweit Nymphenburg. Bemerkenswerte „Gewinneter“ waren ausgesetzt: „eine große Jagddose von orientalisch geflecktem Stein, mit Gold garniert, eine englische plattgoldene Repetieruhr, einen Stock mit einem goldenen Knopf, der mit Karneol, Smaragd und Brillanten besetzt ist, einen grünen Schlafrock, ein Reisebesteck usw.“[165]).

Am 21. Juli 1727 lesen wir von einer Gemsjagd in Hohenschwangau. „Seit Kurfürst Ferdinand Maria dort das letztemal gejagt, war kein Mitglied des regierenden Hauses mehr dorthin gekommen „wegen des gefährlichen Gebürgs“. Es war aber nit nur allein alles glücklich von statten gangen, sondern auch eine große Anzahl Gämbsen geschossen und viele lebendig gefangen worden“[166]).

Anläßlich eines Besuches des Kurfürsten von Trier am 16. Oktober 1729 ging der Hof nach Starnberg. „Unterwegs war Frühstück unter freiem Himmel, eine Schweine-Hatz und eine Hirsch-Jagd in dem Starnbergersee. Nachts speisten die gnädigsten Herrschaften auf dem Bucentoro und blieben zu Nacht in Fürstenried“[167]).

„Am 1. März 1734 war maskierte Hirschjagd in Nymphenburg. Nach der „Lista“ waren folgende Masken vertreten: deutsche und französische Weidmänner, Pantalons, Prigella, Scaramucci, Kaminfeger, österreichische und französische Bauern, Greise mit Krücken, Apotheker mit der Spritze, Zweigesichtermänner, Harlekins, Hanswursten, Schulmeister, Pagoden, Policinella und Dottori. Eine Hauptjägerin war Maria Amalia, Karl Albrechts Gemahlin, nach der die von Cuvilliés dem Älteren erbaute Amalienburg im Nymphenburger Park, das typische Jagdschlößchen der Zeit, benannt ist“ [168]).

„Am 18. November 1734 feierte man das Fest des hl. Hubertus. Das Hochamt mit Fanfaren- und Jagdhörnerbegleitung war in Nymphenburg. Der Kurprinz und die beiden Prinzessinnen beteiligten sich nicht an der Jagd wegen des großen Nebels. Der Hirsch wurde nicht erwischt.

Im Oktober 1734 gingen bereits Hirsch-, Wildschwein- und Saujagden voraus. Am 3. November konnte des schlechten Wetters halber die große Hubertusfeier nicht abgehalten werden, nur die kleine.

Am 15. November haben die durchlauchtigsten Herrschaften bei Diessen 46 Wildschweine erlegt.

Am 24. November war wieder Saujagd, bei welcher vier Hunde durch einen Eber verwundet wurden, derselbe aber wurde schließlich erlegt.

Am 26. November 1734 war Parforce-Jagd auf Wildschweine. Bei Verfolgung eines Ebers kam der Kurfürst von der Jagd ab und da ein Parktor offen stand, rannte der Eber hinaus [169]).

Zwischen 10. bis 24. November 1735 hielt Karl Albrecht im Geisenfelder Forst große Schweinsjagd ab. Als Ergebnis der Jagden finden wir an Sauen, Schweinen und Frischlingen zusammen 1105 Stücke registriert [170]).

Die Gemahlin Karl Albrechts begab sich am 9. Juni 1736 ins Bad Adelholzen. Die glückliche Rückkehr der Kurfürstin über Berg am Starnbergersee gab Anlaß zu verschiedenen Festlichkeiten dort. „Am 13. Juli mittags wurde eine Hirschjagd im See unternommen, welcher der Hof „mit aller Bequemlichkeit“ vom Bucentauro aus zugesehen. Zum Schluß ließen sich Karl Albrecht und seine Gemahlin in einem kleinen Schiff in den See hinab und gaben einem Zehnender den Fang.

Im Spätherbst 1736 traf der Kurfürst Klemens August von Köln wieder auf Besuch in München ein. Ihm zu Ehren veranstaltete der

Oberjägermeister Baron Sigmund von Preysing im Ammersee eine Schweinshatz, zu der bei Stegen eine Maschine auf Flößen im Wasser gleich einem Haus erbaut und mit grünem Laubwerk geziert wurde"[171]).

In den Klosterakten von Benediktbeuren lesen wir 1737, daß der Kurfürst Karl Albrecht ein Paar gute „Schweißhunde" wünschte; denn die Hunde des Klosters waren weit berühmt[172]).

1748 gab Kurfürst Maximilian III. Joseph eine Hirschhetze im Starnbergersee, der vom „Bucintoro" aus der Hof folgte.

Am 11. August 1758 war eine große Hirschjagd bei Schlehdorf, zu der 1300 Mann und 190 Pferde aufgeboten wurden.

Am 12. Oktober aber 1775 hielt der Kurfürst an seinem Namensfest Parforcejagd bei Planegg. Ein Hirsch flüchtete sich nach langem Hetzen in einen abgezäunten Winkel der Wallfahrtskapelle Maria Eich. Die Meute stellte ihn, die Jäger eilten herbei, der Kurfürst fuhr mit seiner zweirädrigen Kalesche herbei und befahl, um die heilige Zufluchtsstätte zu ehren, von dem Hirsch abzulassen.

Das rohe Spiel des Fuchsprellens war wie an anderen üppigen Höfen des barocken 18. Jahrhunderts auch bei Karl Albrecht zu Hause.

Besonderer Beliebtheit erfreute sich auch die Jagd auf Federwild.

1726 werden über 800 Rebhühner in die um München gelegene Wildbahn eingesetzt. Sie waren damals eine Seltenheit.

1732 besuchen die durchlauchtigsten Herrschaften den Fasanengarten, dann die berühmte Fasanenjagd des Grafen Törring bei Altötting. Ein weiterer Gold- und Silberfasangarten ist in der Umgebung Münchens erwähnt.

1734, 1735 und 1736 sind Reisen des Kurfürsten zur Reiherbeize nach Lichtenberg verzeichnet.

1790 am 5. November jagte Kurfürst Kar Theodor mit dem König von Neapel in Nymphenburg hauptsächlich auf Fasanen.

Für Reiherbeize und Falkenlust werden große Summen verausgabt. Merkwürdig war die Sitte, alle Jahre einen Reiher zu fangen und wieder in Freiheit zu setzen. Man hatte ihm zuvor einen silbernen Reif, in dem der Name des regierenden Herrn eingegraben war, am Ständer befestigt. So fing man unter Karl Albrecht einen, der mindestens sechzig Jahre alt sein mußte, mit dem Namen Ferdinand Marias[173]).

„Am 13. November 1772 wurde im Riemgarten vor dem Sendlingertor in Gegenwart des Hofes, die letzte „Thierhatz" abgehalten,

bei welcher ein Ochse, ein Wolf, ein Luchs, ein Stier, ein Bär und ein Esel in der Arena erschienen"[174]).

All die geschilderten glänzenden Feste verrauschten, wie auch ihre höfischen Teilnehmer dahingegangen sind. Und ein heraufziehendes neues Jahrhundert hat wohl vieles dieser Hoffeste, die zum ländlichen Zuschnitt der Stadt paßten, mit all ihrem neckischen und tändelnden Beiwerk eines versinkenden Barockzeitalters vergessen lassen.

Ein Teil der sportlichen und karnevalistischen Festlichkeiten der bürgerlichen Bevölkerung in München und an kleineren Orten Bayerns hat sicherlich im Programm sein Muster an diesen Hoffestlichkeiten genommen, so daß hier gesunkenes Kulturgut im Sinne Naumanns vorliegt.

Literaturangabe für das 3. Kapitel.

I. Werke:

Kriegelsteiner Fr. X., Exerzitienhaus Schloß Fürstenried, München 1936, S. 10.
Kronegg Ferdinand, Illustrierte Geschichte der Stadt München, München 1902, S. 333.
Mayer Jos. Maria: Münchner Stadtbuch S. 571, 473.
Nicolai Friedrich, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, 6. Bd., Berlin 1783, S. 693.
Riezler, Geschichte Baierns, Bd. 8, S. 399, Gotha 1878.
Roth L., Von Jagd und Waidwerk, Leipzig 1936.
Wening Michael, München vor 200 Jahren; Beschreibung deß Churfürsten- und Herzogthumbs Ober- und Nidern-Bayrn; München 1922, S. 14.
Wolf Georg Jakob, Das kurfürstliche München, München 1930, S. 92, 94, 96, 97—100, 166, 168, 239.

II. Klein-Literatur aus der Münchner Staatsbibliothek:

Anzeige eines Damen-Carousels vom 6. August 1727 im Lust-Hauß zu Fürstenried anläßlich des Geburtstags des churfürstlichen Gnädigsten Herrn.
Anzeige der sämtlichen Herrn Schützen, welche sich bei dem Freudenschießen eingefunden, das auf die Geburt der zween durchlauchtigsten Prinzen Ludwig und Pius aus dem Hause Wittelsbach von der Schützengesellschaft der Haupt- und Residenzstadt München am 9. 10. 11. und 12. Oktober 1786 auf derselben Schießstatt gegeben worden war.
Lista deß gantzen höchsten Einzugs Ihro Durchl. Churprintz auß Bayrn Carolo Alberto, dann dero Durchlauchtigsten Chur-Prinzessin Maria Amalia; so geschehen in der Haupt- und Residenzstadt München, den 17. Oktober anno 1722.

Lista der Churfürstlichen Schlittenfahrt in München auf den 7. Februarij Anno 1732.

Lista Deßjenigen Hochadelichen Frauenzimmers welches den Nächst Fürstenried in der Allee vorhabenden Damen-Carousel vollbringen würdet und gehalten würdet den 14. May Anno 1727.

Lista des von Sr. Churfürstlichen Durchlaucht zu Pfalz usw. gnädigst angestellten Domino-Ball, der nach einem anvor bey Hofe von 250 Gedecken gegebenen Soupée gehalten worden in dem churfürstlichen Opernhause zu München, den 5. August 1789.

Lista des von Sr. Churfürstlichen Durchlaucht in Bayern usw. gnädigst angestellten Domino-Ball in München, so gehalten worden bey Hof in dem neuen Opera-Haus, den 14. Jenner Anno 1765.

Poetische Einfälle bey der von Ihro Churf. Durchleucht in Bayern etc. etc. zur Faschingszeit Anno MDCCXLVIII, den 22. Februar in der Churfürstlichen Haupt- und Residenzstadt München angestellten Bauren-Hochzeit.

Disposition / Wie, und auf besondere Art, das, zu Allerhöchsten Sr. Röm. Königl. Majestät Josephi II. und Allerhöchst Deroselben Gemahlin Frauen / Frauen Josephae Kayserlichen Prinzessin aus Bayern, bey Allerhöchster Vermählung deroselben, von Ihro Churfürstl. Durchlaucht Maximilian Joseph in Bayern Gnädigist angeordnete Freuden- und Lust-Feurwerck, von Seiten des Chur-Bayerischen Artillerie Corps unter Comando des Curfürstl. Cammerer, General-Majors, und Inhaber des gedachten Corps Grafen von Salern, verfertiget worden, und anheunt in dem Churfürstl. großen Lust-Schloß-Garten zu Nymphenburg angezündet, auch verbrennet werden würd. München, den 15. Jenner 1765.

III. Jahrbücher und Zeitschriften:

Altbayrische Monatsschrift 1905, 4./5. Heft, S. 89—104: Was sich im Jahre 1734 ereignete. (Tagebuch des Fräulein Maria Theresia v. Gombert, Kammerfräulein der Kurfürstin Amalie. Aus dem Französischen übersetzt v. Zettler F. X.).

Bayerland 1890, S. 460: Die Turniere zu München und Landshut von Manfred Mayer.

Bayerland 1894, S. 472/567: Bayerns Hauptstadt vor hundert Jahren v. Meltner.

Bayerland 1928, S. 168: Aus den kurbayrischen Hof- und Staatskalendern, Verfasser unbekannt.

Oberbayrisches Archiv, 35. Bd., 1875/76, S. 158—193: Aus dem kurbayrischen Hofleben und Treiben unter Karl Albrecht von Christian Haeutle.

Sammler 1924, Nr. 11: Faschingsunterhaltung des bayrischen Hofes im 18. Jahrhundert von A. Dreyer.

Theaterzeitung der staatlichen Bühnen Münchens 1920, Nr. 29: Beiträge zur Münchner Theatergeschichte; höfische Wirtschaften und Bauernhochzeiten von L. Malyoth.

D. in weltlichen Festen und im Brauchtum des Volkes.

Entsprechend den Hoffesten hatte auch das Münchner Volk seine Festlichkeiten größeren Stils. Eines der größten, das wohl ganz München im 18. Jahrhundert in Bewegung bringen konnte, waren gewiß die Pferderennen. Hübner schreibt in seiner „Beschreibung der Stadt München", daß der „Münchner, wie überhaupt der Bayer ein großer Freund von Pferderennen sei". Früher waren sie mit der Sommerdult verbunden, wozu ein eigener Rennweg außerhalb dem Schwabingertor bestimmt war, der in der ganzen Rundung dem verfolgenden Auge offenstand. Die Rennen werden dann von den umliegenden Dorfwirten gegeben und feierlich ausgeschrieben. Eine Menge strömt dahin, um mit Gewichtigkeit den mit Ernst betriebenen Volksfesten beizuwohnen. Ansehnliche Wetten werden gemacht. Sie übertreffen weit die ausgesetzten Gewinnste. „Ein Ferkel im „Kefícht" ist gewöhnlich der Preis des zuletzt eintreffenden Renners"[175]).

Pezzl betont, daß das Pferderennen das vorzügliche Lieblingsschauspiel der Bayern in der Stadt sei, das sie selbst dem Theater vorziehen. „Nie sieht man einen größeren Schwarm Volk beisammen, als bei diesem Spektakel. Bei größeren Rennen, die manchmal ein Wirth bloß auf Spekulation eines großen Bierabsatzes gibt, und wobei die Partheyen einige Gulden legen müssen, ist der Zulauf eben gar nicht groß. Wenn aber ein reicher Kavalier, die Stadt selbst ein Freirennen gibt, bei dem ansehnliche Preise sind, dann wird das Schauspiel glänzend. Es erscheinen 30 bis 36 Rennpferde, und die Menge des Volkes erdrückt sich schier an der Rennbahn. Kleine kühne Pursche von 14 bis 17 Jahren reiten die Renner ohne Sattel und Steigbügel. Das ganze Spektakel ist in einigen Minuten zuende. Man teilt die Preise aus, die in

rothen Tüchern, silbernen Thee- oder Cafeservicen, Sattel und Zeig, Schabracken, Hirschhäuten usw. bestehen; das Volk klatscht den Siegenden seinen Beifall zu. Es spricht ein halbes Jahr lang von dem glänzenden Pferdespiel. Bei all dem haben diese beliebten Wettläufe noch keinen Einfluß auf die Verbesserung der Pferdezucht gehabt"[176]).

Die Beteiligung der Rennpferde schwankte zwischen 4 bis 29 im 18. Jahrhundert.

Obgleich sich im Jahre 1705 vor den Toren Münchens auf Sendlings schneebedeckten Gefilden das blutige Drama der Mordweihnacht abgespielt hatte, erging am 5. Juli 1706 ein Ruf, inhaltlich dessen „die wohledlen und gestrengen, fürsichtigen, Ersamben und wohlweisen Herrn Bürgermeister und Rhate dieser Kayserlichen Haubt Statt München Männiglich zu weisen taten, daß auch von Ihrer Röm. Kayserl. Majestät, unserem Allergnädigsten Herrn, Herrn unterm 30. Juni allergnädigst resolviert und befohlen worden, das Rennen, gleichwie andermal geschah, vorgehen zu lassen".

„Auch in den Jahren 1708, 10, 11 und 1714 wurden unter der kaiserlichen Administration Rennen abgehalten. Bei jenem von 1710 gewann der Rappe des Bäcks Paul Lercht zu München unter den 15 Konkurrenten den Scharlach.

1780 wurde das Scharlachrennen bei der Jakobidult abgehalten und zwar unter der stärksten Beteiligung, die bei den Scharlachrennen seit ihrer Gründung und bis zu ihrem Aufhören stattgefunden. Es liefen 29 Pferde. Den Scharlach gewann eine lichtbraune, gestuzte Stute des Grafen von Preysing"[177]).

Kurfürst Max Joseph III. schaffte das Rennen im Jahre 1756 sogar ganz ab, Kurfürst Karl Theodor aber befahl im Jahre 1779 dessen Wiedereinführung. Er veranstaltete selbst im nämlichen Jahre ein großes Rennen zu Nymphenburg bei München, das der Maler Stephan in einem Ölgemälde verewigt hat.

Allerdings nur dreimal mehr, 1782, 1784 und 1786 konnten sich die Münchner der einst so beliebt gewesenen Rennen, mit denen meist noch andere Volksbelustigungen, wie Ranzen- und Sacklaufen, Rennen der Narren und Menscher usw. verbunden waren, erfreuen. Beim letzten Rennen 1786 erhielt den ersten Preis ein Münchner, Joseph Neumiller. Es waren zwölf Ellen Scharlach.

Obwohl der Kurfürst im Jahre 1793 in einem neuen Reskript dem Rat erklärte, niemals zugeben zu können, daß solche schon von altersher

eingeführte und übliche öffentliche Belustigungen auf dem Jahrmarkt unterlassen werden; — die Ungunst der Zeitverhältnisse, die schwachen Kräfte der Stadtkammer waren Ursache, daß das Münchner Scharlachrennen mit dem Jahre 1786 ein für allemal sein Ende gefunden.

Als erster Preis scheinen gewöhnlich 26 Ellen Scharlach ausgesetzt gewesen zu sein: das Rennen wurde nach ihm benannt. „Die weiteren drei Preise bestanden in einem Sperber, einer Armbrust und einer Sau" („der Rennsau") [178]).

Die Münchner Staatsbibliothek verwahrt die Lista / eines lustigen Faßnachts Rennet / welches allhier in München den 17. und 20. Februar 1721 gehalten / und wie solches beym Auff und Abzug / dann folglich die Reitenden sehr lächerlich zu sehen seyn werden. Gedruckt und zu finden in der churfürstlichen Hofdruckerei / auch zu haben zu Alten-Hof im Lädl.

Bachus und Silene, sein Vater auf zwey hiezu „angerichteten Wägerln" eröffnen den Zug. Es folgt dann die Musik mit 16 Sorten von Instrumenten. Der Aufzug selbst bringt ähnlich den höfischen Spielen Verkleidungen von teutschen und französischen Jägern, Pantalons, Scaramouches, Caminfeger „mit der Laiter und Pesen", bayrische Bauern mit der Mistgabel, französische mit der Drischel, Hanswurste mit dem Schweinsspieß, Kinder mit dem Schnuller usw.

Einer „Designation über die Rennpferde vom 31. Juli 1782" entnehme ich folgende Charakterisierung der einzelnen Pferde: Ein Räppl-Wallach mit einem weißen Fuß, ein Muckenschimmel, ein Weichselbraun mit vier weißen Füßen und einem Sternl, ein brauner Wallach mit einem Spitz blassen, ein Limbrunner Wallach mit einem weißen Ringl am Hals usw.[179]).

Über die Nachteile des Pferderennens läßt sich das Kurpfalzbayrische Intelligenzblatt vom 10. Juli 1802 aus: „in einem Nachtrage das Pferderennen... betreffend. Diese seien zwar nicht so verderblich wie das Kegelspiel, sie dauern nicht lang und man könne dabei nicht viel verlieren. Viele Rennknaben hätten im Winter, wenn tiefer Schnee oder Glatteis ist, ihre Gesundheit oder ihr Leben verloren. Der Einsender bemerkte mit Unwillen, daß die vornehmen Zuschauer zu Pferde und in Kutschen das liebe Getreide, das dermal so teuer ist, zugrunde richteten." Das gewöhnliche Fußvolk folge diesem schlechten Beispiel der Honoratioren.

Nicht minder prächtig waren die großen Schützenfeste, die in

München im 18. Jahrhundert stattfanden. Die historische Festgabe zum 7. Deutschen Bundesschießen bringt in einem Aufsatz den besten Überblick über die namhaftesten Schützenveranstaltungen des 18. Jahrhunderts. Ich entnehme daraus die Hauptereignisse[180]).

„1692 bereits war ein kurfürstlicher Befehl dahin gegangen, daß das bisher alljährlich zur Jakobidult stattgefundene sog. Scharlachrennen (wobei Tücher von scharlachroter Farbe als Preise ausgesetzt waren) künftig ein Jahr ums andere mit einem Hauptschießen abwechseln und hiebei der Ordinari-Vortel von 82 fl. 35 kr. zur einen Hälfte vom Hofzahlamt und zur andern von der Stadtkammer bezahlt werden sollte. Durch kurfürstlichen Beschluß vom Jahre 1756 ist das besagte Rennen bis 1779 ganz aufgehoben und das jährliche Jakobi-Hauptschießen an seine Stelle gesetzt worden.“ Gerade bei diesen Schützenfesten zeigt sich auch, wie eng das Band Herrscher und Volk miteinander verknüpfte.

„Als 1715 Kurfürst Max Emanuel nach langjähriger Trennung wieder in sein Land und in seine Hauptstadt zurückgekehrt war, gab es ein großes Festschießen auf der Hauptschießstadt; es war des Kurfürsten Bruder, der Erzbischof und Kurfürst Joseph Clemens von Köln, der dasselbe am 4. November 1715 veranstaltete und ein Silbergeschirr im Werte von 400 fl., dann 200 fl. für den besten Kranz und 100 fl. für den laufenden Hirsch nebst schönen Fahnen gab und zu welchem die verordneten Schützenmeister der Stadt München die Einladung erließen.“

„Im Jahre 1723 fand auf der Münchner Schießstätte zu Ehren der Vermählung des Kurprinzen Karl Albert mit der Erzherzogin Amalie ein großes Fest- und Freudenschießen statt, von dem die Hauptscheibe noch vorhanden ist; dieselbe stellte einen großen Granatapfelbaum mit fünf herabhängenden kleinen Äpfeln dar.

Am 21. September 1761 gab Herzog Clemens in Bayern ein Freischießen, an dem sich 106 Schützen beteiligten und wobei als beste 150 fl., 40 fl., 25 fl. und 20 fl. mit 21 schönen Fahnen verteilt wurden.

1765 war es der Weingastgeber Franz Hueber, ein Münchner Bürger, Besitzer der Gaststätte zu den Drei Mohren, welcher aus Anlaß der Vermählung der bayrischen Prinzessin Josepha Maria, Schwester des Kurfürsten Max III. mit dem Römischen Kaiser Joseph II. auf der gewöhnlichen Hauptschießstätt vom 2. bis 13. Februar ein Haupt- und Ehren-Hochzeitsschießen frei auswarf. Der Festzug bewegte sich am 10. Februar von der Behausung des Bestgebers in der Kaufingergasse nach der kurfürstlichen Residenz. Dort zogen die Schützen um den Brun-

nen im großen Hof unter beständigem Vivatrufen auf die Römischen Kgl. Majestäten Joseph und Josepha; von da bewegte sich der Zug durch die Stadt in die Herzog Maxburg, ebenfalls um den dort befindlichen Brunnen herum und unter gleichem Jubelgeschrei und dann durch das Neuhausertor zur Schießstätte. Im Vorbeimarschieren wurde dieser herrliche Aufzug von allen kurfürstlichen Wachen salutiert.

94 Schützen und Schützendeputierte nahmen an dem Schießen teil und gewannen das beste, das Pferd, im Wert von 100 fl. Mrs. Holzbogen, herzoglicher Cammer-Virtuos.

Vom 15. bis 17. Februar wurde noch ein Nachschießen von 15 fl. aufs Haupt und 5 fl. in den Kranz, und von dem Bestgewinner Holzbogen aufgeworfen, gehalten und am 17. das Fest mit einem Dank- und Bittamt sammt Te Deum in der Frauenkirche feierlich geschlossen.

Die Ankunft des Kurfürsten Karl Theodor in München und die Vereinigung der lang getrennten Lande Bayern und Pfalz gab im Jahre 1778 Veranlassung zu einem großen Festschießen.

Um ihrer Freude über die Wiedergenesung des Pfalzgrafen Max Joseph, des nachmaligen ersten Königs von Bayern, öffentlich Ausdruck zu geben, veranstaltete die Hauptschützengesellschaft in den Tagen vom 27. bis 29. Juli 1788 ein Festinschießen."

Am 16. Juni 1789 hielt Karl Theodor seinen feierlichen Einzug in München, der das Signal zur Veranstaltung großartiger Stadt-Festlichkeiten und selbstverständlich auch des Festschießens wurde. „Neu wieder auflebend", so hebt der Ladebrief der Schützengesellschaft an, „gehen wir von patriotischer Wonne in Trunkenheit über". Und in der Tat, großartig war die Beteiligung an diesem Schießen, nicht weniger als 327 Schützen, Schützenabgeordnete und Schützengesellschaften und zwar nicht bloß aus Bayern, sondern auch aus den Nachbarstaaten, namentlich aus Österreich, beteiligten sich an demselben, das in den Tagen des 3. bis 8. August 1789 gehalten wurde. Kurfürst Karl Theodor ließ sich durch seinen Büchsenspanner Franz Mannhart vertreten.

Im Jahre 1799 war Kurfürst Karl Theodor kinderlos mit Tod abgegangen, Pfalzgraf Max Joseph von Zweibrücken der Erbe seiner Lande geworden und am 20. Februar jenes Jahres mit seiner Familie unter dem herzlichen Jubel der Bevölkerung in seine Hauptstadt München eingezogen. Das für Bayern und München so bedeutungsvolle Ereignis gab der Hauptschützengesellschaft Veranlassung zu einem Festinschießen, welches im Monat Oktober gehalten und von 265

Schützen besucht worden war, wobei 150 fl., 80 fl., 40 fl. und 30 fl. als beste ausgesetzt waren. Der Schützenzug bewegte sich von der Wohnung des damaligen Schützenhauptmanns, nachmaligen Staatsrat Georg v. Sutner, nach dem prächtig dekorierten Festplatze der Schießstätte.

Das sind in großen Zügen die namhaftesten Schützenfeste des 18. Jahrhunderts.

Auch Hübner betont, daß das Scheibenschießen unter den Volksbelustigungen den ersten Rang einnimmt. „Es ist die Beschäftigung eigener Schützengesellschaften; eine Kunst, in der sich jeder antretende Bürger üben muß. Die Schützengesellschaften sind mit eigenen Gesetzen und Privilegien versehen. Ihr Dultschießen und andere Hauptschießen bei besonderen Feierlichkeiten sind mit gewissen Zeremonien verbunden. Der ganze Schießraum bis an die Scheiben ist jetzt mit Fruchtbaumalleen besetzt. Die Schießstätte genießt, wie überall, Schenkfreiheit“[181]).

Wenden wir uns nun nach der Schilderung der einzelnen Schützenfeste, die einen besonderen Raum im alten Münchner Brauchtum einnehmen, den charakteristischen Tänzen und Spielen zu, die in jahrhundertelanger Tradition sich teilweise bis auf den heutigen Tag erhalten haben oder neu belebt wurden.

Da ist es in erster Linie der Schäfflertanz, der uns beschäftigt.

Westenrieder, der Zeitgenosse, bringt in seiner Beschreibung der Stadt München folgenden Bericht:

„Alle drei Jahre wird im Monat Februar der Schäflertanz erneuert, welcher darin besteht, daß zween und zween einen mit Laubwerk und Bändern gezierten Bogen in der Hand halten und bey der Melodie einer Trommel und eines einfachen Pfeifenstücks mit einem hüpfenden Tanz verschiedene Wendungen, und vermöge ihrer Bogenreiffe verschiedene Figuren beschreiben“[182]).

Panzer, der sich in seinen Ausführungen auf „die Schrift Anton Baumgartners und Mündliches“ beruft, berichtet Genaueres. Da er schon von „alle sieben Jahre“ spricht, darf man annehmen, daß zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Abänderung von drei auf sieben Jahre bereits sich vollzog. Es heißt da[183]): „Alle sieben Jahre, die nächste Woche nach Fasnacht, und in der Fasnacht selbst, wird in München der Schäfflertanz aufgeführt. Ein paar Wochen zuvor beschäftigen sich die Schäfflergesellen, alles zu diesem Tanze vorzubereiten und auf ihrer Herberge Tanzunterricht zu nehmen. Dann wird gewählt: der Um-

frager, welcher Erkundigungen einzieht, wo getanzt wird, der Vortänzer, welcher einen mit Bändern geschmückten Stab hält, der Reifschwinger, der Nachtänzer, der Spaßmacher, und 16 bis 20 Gesellen, bestimmt, die mit Buchs und Bändern gezierten Reifen zu drehen, unter einem hüpfenden Tanze, bei dem Schalle der Musik, den großen Achter zu tanzen, allerlei Gänge und Lauben daraus zu bilden, um sich am Ende der labyrinthischen Windungen doch wieder in eins zu vereinigen.

Die Kleidung der Tanzenden besteht aus einer grünen Kappe mit weißen und blauen Federn, schwarzem Halstuche, rother ermelweste, weißer Weste, Beinkleidern von schwarzem Manchester, gelbem Vorfelle, weißen Strümpfen, und Schuhen mit silbernen Schnallen.

Besondere Übung und Gewandtheit erfordert das Geschäft des Reifschwingers, welcher drei volle Weingläser auf die innere Kante des Reifes frei hinsetzt, wovon keines, obgleich er den Reif mit der größten Geschwindigkeit über den Kopf und durch die Beine schwingt, verschüttet werden darf. Nebst dem liegt ihm ob, die Titel der Herrn, vor deren Haus getanzt wird, genau zu wissen, und deutlich auszusprechen.

Das zahlreich folgende, lachende und schäckernde Volk humst den Marsch des Schäfflertanzes nach, welcher, von einer wohlgeordneten Musik begleitet, ausgeführt wird. Wenn zuweilen ein böser Bube schwarz gemacht wird, so hat er es sich selbst zuzuschreiben, warum hat er dem Hanswurst keine Ruh gelassen."

Vorstehendes ist im wesentlichen der Inhalt der eben erwähnten Schrift von Baumgartner. Er fügt hinzu[184]): „Seinerzeit befand sich noch bei diesem Tanze, und zwar 1802 zum letztenmale, die Gredel in der Butten, nämlich ein Lustigmacher, die vier assen aus der Eichelkarte auf einem vierfach aufgeschlagenen Hute aufgesteckt, welcher von einem ausgeschopten alten Weibe gleichsam in der Butte auf dem Rücken getragen wurde, und eine lange Wurst zum Necken des Trosses aus dem Volke in der Hand hatte. Trommeln und Pfeifen erklangen auf die nachfolgende Melodie (eigentlich Text!):

„Gredel in der Butten
Wieviel gibst du Oar?
I gieb nit mehr, i gib nit mehr,
Als um än Kreutze sechsi,
Und um än Batz'n zwoa.

Und wenn du mir nit mehra giebst,
Als um än Batz'n zwoa,
So bhalt du deine Butten,
Und alle deine Oar!"

„Diese Maske rührt davon her, weil nach der überstandenen Pest ein Bauernweib mit Eiern in ihrer Butte sich zum erstenmale in die halbentvölkerte Stadt hineingetraute."

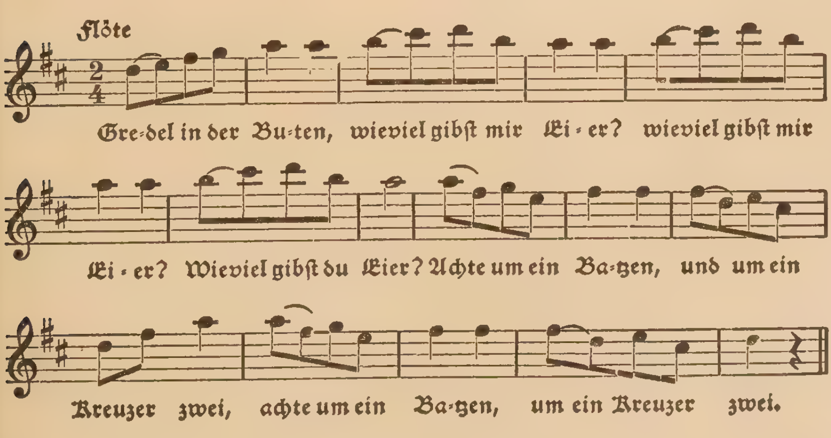
Weiter heißt es bei Panzer:

„Der Tanz, fuhr mein Erzähler fort, wurde nicht gleich begonnen. Die Tänzer bildeten zuvor einen Kreis um den Hansl, jetzigen Reifschwinger, welcher nach dem Takte der Musik, abwechselnd zwei Ballen in die Höhe warf, und wieder fing. Die Musik spielte die Weise:

Hans.l ge fort,
Gret.l du a
Hans.l kim wide'
Gret.l du a!

Der Hans trug die Gretel in der Butten, und beide waren sehr schön gekleidet; auch die Butte war schön bemalt. Hatte nun der Hansl sein Spiel in der Mitte des Kreises gemacht, so begann der Tanz."

Noten und Text des Liedes, das vor Zeiten vom Volk beim Schäfflertanz auf der Straße mitgesungen wurde, fand ich in einer Einzelausgabe Dr. Sepp 1893 in der Staatsbibliothek. Ich lasse es hier folgen.





Der Text zur Flötenmelodie lautet:

„Gretel in der Butten
/ Wie viel gibst denn Eier?“ /
/ „Achte um an Batzen /
/ Und um an Kreuzer zwei.“ /

Wenn du mir nicht mehrer gibst
Als achte um ein Batzen
/ Und um ein Kreuzer zwei /
/ So pfeif’ ich auf dein Buten
Und alle deine Ei’r. /

Und wenn du mein Buten pfeifst,
Trag ich die Eier heim,
Ich die Eier heim,
Trag ich die Eier heim,
/ Und wenn mir einmal der Ofen zerbricht,
So hab’ ich gleich ein Laim. /

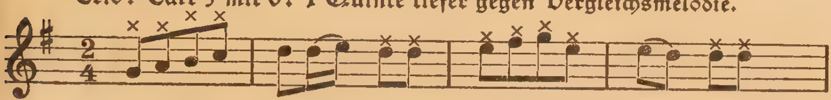
Dr. Sepp weist in seiner kleinen Schrift über den Schäfflertanz darauf hin, daß der Marsch der Echternacher Springprozession in der Sangweise: Adam hatte sieben Söhne mit der Gredel in der Butten übereinstimmt. Ein glückliches Geschick führte mich am 27. Juli 1937 vorübergehend nach Echternach, wo ich in einem Laden am Marktplatz die Marsch-Polca der Springprozession, Verlag Ch. Burg, Echternach-Marché, erstand. Jeden Pfingstdienstag findet auch heute noch dieses eigenartige religiöse Brauchtum statt. So versuchte ich nun die große Ähnlichkeit zweier Wiederholungsteile der Polca in der Gegenüberstellung der Vergleichsmelodie „Gredel in der Butten“ herauszuarbeiten und sie am nachfolgenden Beispiel zu zeigen. Auch Regnet weist u. a. auf die Springprozession und glaubt beide auf einen alten Kultusakt zurückführen zu können[185]).

Melodie aus der Marsch-Polca der Echternacher Springprozession.

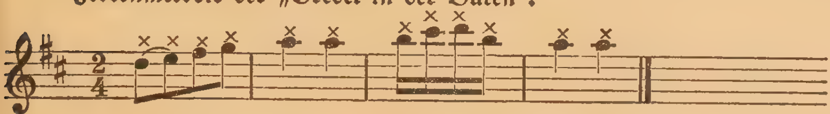
Takt 5 mit 8.



Trio: Takt 3 mit 6: 1 Quinte tiefer gegen Vergleichsmelodie.



Flötenmelodie der „Gredel in der Buten".



Von Hübner in seiner Geschichte der Stadt München, 1803, liegt noch eine Bemerkung über den Schäfflertanz vor. Er spricht auch schon von der Zeitspanne der sieben Jahre. Es sei ein altes Privilegium, den sog. Schäfflertanz mit von Buchs umwundenen Reifen, den großen Achter genannt, durch die Stadt zu tanzen[186].

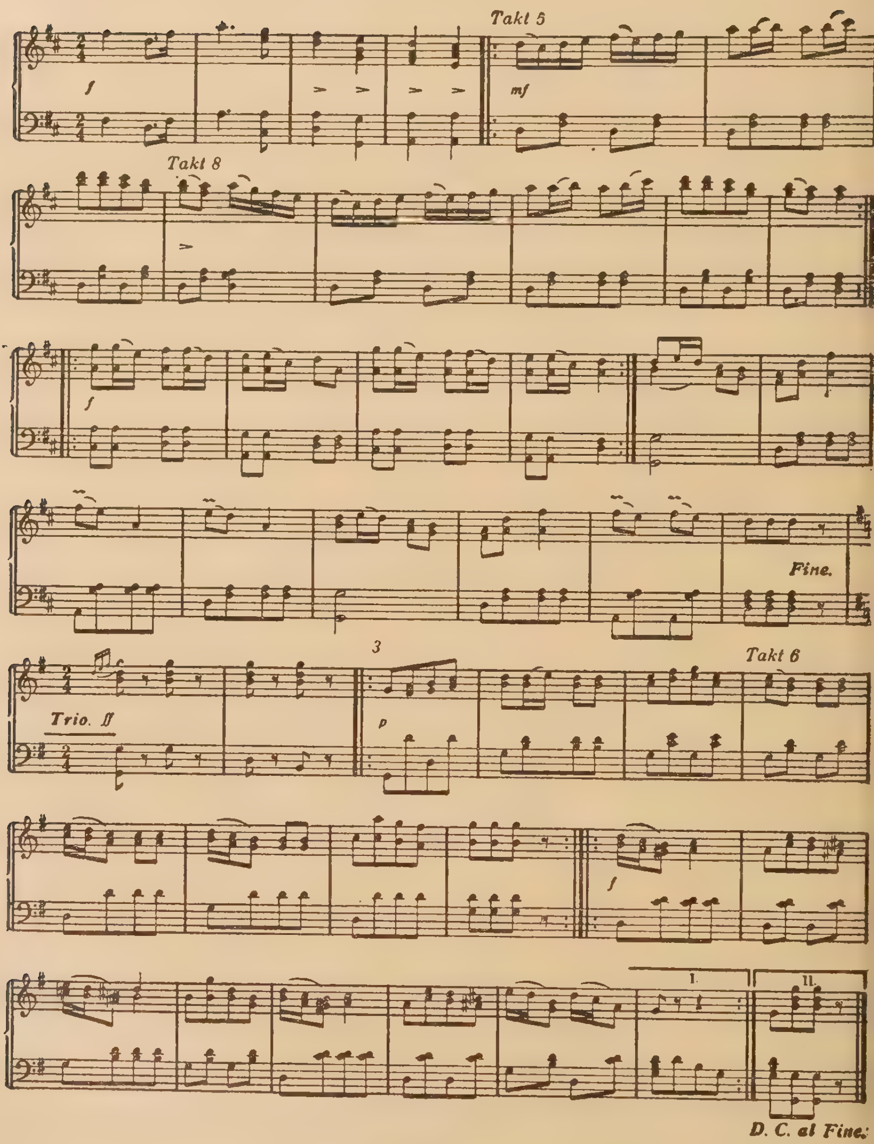
Nicht minder bekannt als der Schäfflertanz war der Metzgersprung. Das Brauchtum bestand bis 1878 und wurde in unserer Zeit wieder zu neuem Leben erweckt.

Westenrieder, der untrüglichste Zeuge der Achtzigerjahre des 18. Jahrhunderts, schreibt[187]):

„Am Faschingsmontag ziehen die Metzger von ihrer Ladstube paarweis auf den Hauptplatz nach dem Fischbrunnen; den Zug beschließen die ausgelernten Metzgerjungen, auf Pferden und ganz weiß gekleidet, und für jeden folgt, gleichfalls geritten, ein Knabe, der nachmals einen von jenen beschenken soll. Wenn jene Ausgelernten zu den Brunnen kommen, so stehen sie sämtlich auf den Rand desselben hinauf, und zwischen sie steht ein Altgesell. Dieser sagt einen gereimten, ziemlich langen Spruch herab, während welchem er denjenigen, der ihm am nächsten steht, wiederholter weise auf die Schulter schlägt. Wenn dies vorüber: trinken sie sämtlich verschiedene Gesundheiten und dann springen die Jungen in das Wasser, wo sie zu dem Ende Schapfen finden, um mit allem Mutwillen aufeinander zu schütten. Dann reiten jene

Die Springprozession zu Echternach.

Marsch-Polca.



Knaben herzu, und jeder hänget demjenigen, der ihn zum sog. Gevatter gebeten hat, an einem rothen Band eine Denkmünze um den Hals."

Hübner um 1803 bringt in knapperer Form einen ähnlichen Bericht[188]: „Die Metzger sagen oder schlagen vielmehr ihre Jungen jährlich auf dem Fischbrunnen des Hauptplatzes am Faßnachts-Mondtage frei, wo diese weiß gekleidet und mit Fuchsschwänzchen behangen in den Brunnen hinunterspringen und daraus von einem Pathen wie aus der Taufe gehoben werden müssen. Dieser spaßhafte Auftritt zieht gewöhnlich eine Menge Menschen herbei."

Panzer, Regnet und Raff, sowie ein Artikel in der Beilage der Allgemeinen Zeitung von 1879 berichten ohne wesentlichen Unterschied den Vorgang.

Regnet bezeichnet den Metzgersprung als eine mit dem Freisprechen der Lehrlinge zu Gesellen verbundene Zunftfeierlichkeit[189]).

Vierzehn Tage vorher versammelten sich die Gesellen und Lehrlinge des ehrsamen Handwerks auf ihrer Herberge zum Kreuzbräu zum sog. Büscheltanze und verabredeten mit den Meistern, was in Bezug auf das bevorstehende Fest zu geschehen, wer beim feierlichen Umzuge Kanne und Becher zu tragen habe. Die Auserwählten hießen für diese Zeit „die Hochzeiter" und hatten Kanne und Becher mit Blumen, Bändern und goldenen und silbernen Schnüren und Quasten zu zieren. Am Festmorgen selber kamen alle Gesellen im Feiertagskleide und einen blauen Mantel — ihren Hauptstaat — darüber und frische Blumen am Hut und im Knopfloch, neuerlich auf der Herberge zusammen. Dann hob man einige Meistersöhnchen in scharlachroten altfränkischen Röcken und Westen, schwarzsamtenen Beinkleidern und grünen Hütchen auf wohlgenährte, mit Blumen und Bändern stattlich herausgeputzte Rosse, für welche die Sattelkammer reiche Sammetsättel abgab. Die Lehrlinge, die den Sprung zu machen hatten (nach Regnet in roten (!!) Jacken und weißen Schürzen), schwangen sich auf ihre Pferde und nun ging der Zug zu den „Hochzeitern", von da zum Altgesellen und darauf zur Peterskirche, woselbst für das Handwerk eine hl. Messe gelesen ward. Die Kannen- und Willkommsträger und der die Freisprechung vornehmende Altgeselle trugen silberbordierte Röcke, ebensolche dreieckige Hüte und Degen.

Von der Kirche weg begab sich der Zug in die Residenz, brachte dort die Huldigung des ehrsamen Handwerks dar und kehrte dann auf die Herberge zurück. Mittags erschienen die Lehrlinge, nun vom Fuß

bis zum Kopf **weiß** gekleidet und mit **Kälberschwänzen** behangen, unter Anführung des Altgesellen am Fischbrunnen. Nachdem sie das Becken des Brunnens erstiegen und dreimal umwandelt, brachte der Altgeselle eine Reihe von Gesundheiten aus und vollzog die Freisprechung mit eigens hiezu verfaßten Versen. Während des Spruches schlug der Altgeselle die Lehrlinge öfter mit der flachen Hand zwischen die Schultern, um sie daran zu erinnern, daß es im Leben manchen Schlag und Puff absetze. Darauf sprangen die nunmehrigen Gesellen in den Brunnen, warfen Nüsse und Äpfel unter die umstehenden Zuschauer und begossen die darum Balgenden tüchtig mit Wasser. Dann schwangen sie sich neuerlich auf den Brunnenrand und erhielten reine Servietten um den Hals gebunden und von einem der kleinen Meistersöhnchen breite rote Bänder mit Talern umgehängt.

Auch der Metzgersprung soll einer Pest seinen Ursprung verdanken, während welcher die Metzgergesellen das eingeschüchterte Publikum ermuntern wollten. Er zählt aber in der Tat zu den Volksbräuchen, in denen der „Wasservogel“ die Hauptrolle spielt.

So gab uns Regnet noch einen genaueren Bericht über den Verlauf des Metzgersprunges.

„Etwas Ähnliches“ (wie der Schäfflertanz), schreibt Westenrieder in seiner Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München, „wiederholen alle acht Jahre die **Braunauer**, welche nach München ziehen und vor den ansehnlichsten Häusern auf der Gasse mit entblößten Schwertern einen figurlichen, einfachen Tanz, welcher der **Schwertertanz** genannt wird, zu halten pflegen“[190]).

Dr. Sepp spricht davon, daß München 1782 auf den Schwerttanz ein kaiserliches Privilegium erhielt, ihn jedes achte Jahr auszuführen, ja „die Münchner Messerschmiede bildeten mit jenen zu Wien, Heidelberg und Basel vier bevorzugte Bruderschaften, unabhängig vom Gerichte ihre Handwerksfehden zu schlichten“.

Regnet erwähnt aber, daß die Polizei Ende der Achtzigerjahre des 18. Jahrhunderts diesen alten Brauch (des Schwerttanzes) trotz kaiserlichen Privilegiums abschaffte[191]).

Eine Bestätigung der vorausgegangenen Berichte über diesen Tanz und zugleich nähere Angaben über den Tanz selbst fand ich noch in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, wo es heißt[192]):

„Die Waffenschmiede und Schwertfeger übten die Fechterspiele und Schwerttänze in unserer Stadt, wo die „Messerer“ (Messerschmiede)

von Braunau alle acht Jahre erschienen und ihren „figurlichen Tanz mit entblößten Schwertern“ vor den ansehnlichsten Häusern ausführten. Die Sitte war noch zu Westenrieders Zeiten üblich 1782, der ihrer in seiner „Beschreibung von München“ gedenkt. Wenige Jahre darauf wurde dieses Fechterspiel, ein mehr als tausendjährig bestehendes Vorrecht, polizeilich abgeschafft. Wie bei den Schäfflern die „Krone“, so bildete bei den Schwerttänzern den Schluß- und Glanzpunkt die sog. „Rose“ oder das „Rad“, indem sie ihre Waffen mit den Spitzen platt zusammenflochten; auf die flache Mitte sprang dann ihr Vortänzer, Anführer oder „König“, der so von allen zugleich aufgehoben wurde.“

Neben diesem Brauchtum größeren Stils finden wir die im Jahreslauf regelmäßig wiederkehrenden Gepflogenheiten und diese sind zuweilen aus dem Bereich des kirchlichen Brauchtums ganz in das weltliche hinübergewandert. Ich beginne auch hier entsprechend dem kirchlichen Brauchtum mit der Adventszeit.

So scheint in München die Sitte des Klöpfelns sehr verbreitet gewesen zu sein. „In der sog. Klopfnacht ist noch die Gewohnheit, daß man, besonders Kinder, Lehrjungen, arme Leute vor den Häusern anklopft und vermittelst eines bestimmten Gesanges eine Gabe fordert“[193]. Bezüglich der Zeit gehen die Meinungen sehr auseinander. W. Sigmund macht die Bemerkung, daß die Zeit des Klöpfelns in den einzelnen Gegenden schwankt zwischen dem 5. Dezember und dem Tag der Heiligen Drei Könige. Weiter heißt es, „daß es in München Sitte war, daß in der Klöpflesnacht (am Abend vor dem Nikolaustage) die Mägde bei den Krämern, Metzgern usw., wo sie das Jahr hindurch einkauften, und die Lehrlinge bei den Kunden ihrer Meister eine kleine Gabe oder Geld erhielten“[194].

Die letzte der zwölf Rauhnächte aber nimmt Regnet für die Klöpfleinsnacht an. Hier wird besonders auch Kletzenbrot als Gabe erwähnt. In derselben Nacht zogen Scharen von Kindern durch die Stadt, klopften an die Türen von Bekannten und sangen:

„Klopf an, klopf an, 's Frauerl hat ein schönen Mann,
Gibt mir d' Frau ein Kücherl z' Lohn, weil i's Herrl globt han,
Will sie mir kein Kücherl geb'n,
Will i's Haus auf d' Seiten leg'n,
D' Henna will i all derschlag'n,
'n Gockel will i im Hof rumjag'n!“

Die Türen wurden dann bereitwilligst geöffnet, um der angedrohten Gefahr zu entgehen und den Kindern die gewünschten Küchelн herausgereicht. Dann begannen sie ihr Spiel anderwärts. Dr. Sepp glaubt in den anklopfenden Kindern die Vertreter der im nächsten Jahr zur Welt kommenden Kinder sehen zu sollen, die Unterhalt heischen[195]).

W. Rett schreibt von den Donnerstagnächten im Advent. Diese seien die „Klöpflesnächte" gewesen, weil man in diesen Nächten von Haus zu Haus zum „Anklopfets" ging. Der Brauch artete Ende des 18. Jahrhunderts in Freinächte für die Lehrbuben und die Dienstboten immer mehr aus. Recht arg ging es am zweiten Donnerstag im Advent, am Thomastag und am letzten Tag der Rauhnächte zu. Da war die ganze schaffende Jugend auf den Beinen. Die vorhin genannten Verse, die zuletzt in Gebrauch waren, stammten aus den Dörfern des Münchner Vorlandes. Früher lauteten die Schlußverse für die Klöpflesjugend im Pfarrbezirk St. Peter:

A Küachl und a Zeltn,
St. Peta wirds vergeltn
St. Peta is a brava Mo,
Der olli Ding vergelten ko!

War es schon in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts bei den Münchner Klöpflesnächten ungemütlich, so ging es ein paar Jahrzehnte darauf besonders schlimm her. Unzählige Fensterscheiben gingen in Trümmer, in den Straßen wurden Erwachsene in grober Weise belästigt. Nun erschien das endgültige Verbot am 17. Dezember 1822[196]).

Auf das Nikolausbrauchtum ist die Aufklärungszeit nicht gut zu sprechen. Die Herren Intelligenzer wittern Maskerade, falschen Schein und Lüge. Sie appellieren an die Erzieher, machen ihnen Vorstellungen was es ist, wenn sie auf ihrer Lüge ertappt werden, wenn das Kind die Wahrheit erfährt. Andererseits haben sie Mitleid mit den armen Kindern, die durch die Abenteuerlichkeit des Schreckensbildes in Furcht gesetzt werden. So läßt sich auch das Münchner Intelligenzblatt vom Sonnabend des 30. November 1799 aus.

Das Münchner Intelligenzblatt vom 7. Dezember 1781 schreibt unter „Verordnungen" Art. IX b, Abgeschaffter Volksbrauch am hl. Nikolaustage u. a.: „Dieser Brauch hat sich in unser Christentum eingeschlichen, und zwar mit so vielen Mißbräuchen und Excessen, daß man von Seite der Polizey das öffentliche Herumfahren des so betitel-

ten hl. Nikolaus mit seiner ganzen Suite abschaffen mußte. Die Handlung selbst war pompos; alte Präceptores in priesterlichen Kleidern, Ministranten in Chorröcken und ein fürchterlicher vermummter Klaubauf mit einem langen Sack fuhren in der Stadt herum, stiegen in voller Ernsthaftigkeit an den bestimmten Orten ab, tratten als Abgesandte vom Himmel in das Zimmer, wo die Kinder versammelt waren, machten ihre Sprüche, St. Nikolaus bin ich genannt, den frommen Kindern wohlbekannt usw."

Der Nikolausmarkt wurde alljährlich auch im München des 18. Jahrhunderts abgehalten. Auf dem Nikolausmarkte kauften die Altmünchner Eltern Geschenke für die Nikolausbescherung[197]).

Rett spricht von den im 18. Jahrhundert beliebten Nikolausumzügen der Jugend in München. Mit besonderer Feier ging dieser Umzug von St. Peter aus vor sich. An der Spitze schritt ein als Bischof verkleideter Kirchendiener mit Mitra und Krummstab. Dem Nikolo schlossen sich ein Dutzend Ministranten an. Ein Fahnenträger und die Jugend bildeten den Schluß. Der Aufzug bewegte sich unter dem Absingen eines Bitt- und Dankliedes an St. Nikolaus als Wasserheiligen durch verschiedene Gassen der Stadt. Nach Beendigung des Umzuges wurden die Kinder mit Obst und Süßigkeiten bedacht. Im Dechantshof von St. Peter ging es am gleichen Tag aber recht fröhlich zu. Es wurden die Kantoren und Singbuben festtägig bewirtet. Sie bekamen, wie es in einer alten Niederschrift heißt, „soviel sie nur essen und trinken wollten und ihr Mäglein ehrbar vertrug"[198]).

Im übrigen war das Nikolausbrauchtum in den einzelnen Häusern unserem heutigen ganz gleich.

„Am Vorabend von St. Nikolaus und am Abend dieses Tages selbst macht man den Kindern, nachdem sie zuvor eine kleine Prüfung ihrer Wissenschaften und Sitten gegeben, Geschenke. Der Brauch, daß ein verkleideter Nikolaus mit Bischofsmantel, Stab und Mütze, von Leviten und anderen Kirchendienern, wie auch von einem sog. Glaubauf, dessen Maske ins Abenteuerliche und Erschreckende fiel, herumfahre, ist löblich verboten"[199]).

In den Vororten Münchens, in der Au, in Giesing, Haidhausen zogen die Wochen vor Weihnachten Kinder und junge Leute umher und sangen fromme Weihnachtslieder.

„Der ganze Münchner Advent war eben noch reich an alt übernommenen Bräuchen. Es gab da wenig Familien, in denen nicht gleich

zu Beginn der stillen Zeit, in der Andreasnacht dem Bleigießen gehuldigt und aus dem Guß allerlei seltsame Figuren als Zukunftsdeutung festgestellt wurden. Hausmägde warfen an diesem Tag nachts zwölf Uhr von rückwärts einen Pantoffel gegen die Tür. Blieb er mit der Spitze gegen den Eingang liegen, so glaubte das Mädel dem Orakel und war überzeugt, daß innerhalb Jahresfrist ein Freier kommen würde.

Sehr beliebt war in den vor hundert Jahren noch selbständigen heutigen Münchner Außenbezirken rechts der Isar der Barbaraheimgarten der Haushalten in den Bauernhöfen, an dem sich auch Bauernstöchter und -söhne beteiligten. Jeder Bursche, der da kam, mußte ein Angebinde mitbringen, das dann unter den Dirndln in Verbindung mit einem Spiel verteilt wurde. Am gleichen Abend begannen die Burschen mit dem Zimmern eines Fußschemels aus neunerlei Holz. Auf diesen Schemel knieten sich die Knechte dann in der Christnacht in dem Glauben, die Dorfhexen und andere geheimnisvolle Dinge zu sehen. Dieser Brauch erhielt sich bis in den Anfang der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ [200]).

Alte Frauen waren noch fest überzeugt davon, daß, wenn sie ein Stühlchen aus neunerlei Holz haben und sich während der Mette in der Weihnachtsnacht darauf setzen, sie alle Hexen in der Nachbarschaft kennenlernen würden. Wer sich in der Christnacht auf einen Kreuzweg stellte, der sollte alle diejenigen sehen können, die nächstes Jahr dem Tode verfallen waren.

Den Christbaum kannte das 18. Jahrhundert noch nicht. Er wurde in München erst eingeführt durch die Gemahlin des ersten bayerischen Königs Max, die eine badische Prinzessin war. Von Hof aus erst verbreitete sich diese Sitte ganz langsam in die Bürgerhäuser.

Wie in ganz Altbayern, so spielten auch in München die zwölf Rauch- oder Loosnächte zwischen dem hl. Christ- und dem Dreikönigstage eine große Rolle. Sie sind eine Erinnerung an die Wintersonnenwende und gelten gleich der Thomasnacht dem Volk noch heute als solche, in denen man „eine Frage frei hat an das Schicksal“. Die darauf gerichteten, meist geheimnisvollen und selbst schauerlichen Ceremonien heißen kurzweg „Lösseln“, richtig wohl „Loosen“, d. h. sein Los, sein Schicksal erforschen.

In alter Zeit buken die Münchner Hausfrauen in diesen zwölf Rauchnächten ein eigenes Brot, das „Rauchwecken“ genannt wurde und eine geheimnisvolle Kraft besitzen sollte. Auch gab es viele Fami-

lien, in denen im Laufe derselben gelöffelt wurde. Dies geschah, ähnlich wie in der Andreasnacht, indem man geschmolzenes Blei oder wohl auch ein Ei in eine mit Wasser gefüllte Schüssel goß und aus den dabei gewonnenen Figuren sein Schicksal zu erforschen suchte. Auch das schon erwähnte Schuhwerfen der Mädchen war in diesen Nächten üblich. Dahin gehörte ferner das Holztragen, wobei die Mädchen aufs Geradewohl einen Arm voll Brennholz aufnahmen und zum Ofen trugen. War die Anzahl der Scheiter eine gerade, so durfte das Mädchen auf Verehelichung hoffen, nicht aber, wenn die Zahl derselben eine ungerade. Mädchen, die unter gewissen Zeremonien in einen Spiegel oder Ziehbrunnen schauten, erblickten dort das Bildnis ihres künftigen Bräutigams. Bekannt war auch das Verslein für die Thomasnacht:

„Bettstatt ich tritt dich,
Heiliger Sankt Thomas ich bitt dich,
Laß mir heut Nacht erschein'n
Den Herzallerliebsten mein!"

Nicht selten waren Vermummungen am Sylvesterabend oder am Neujahrstag, an denen sich Burschen und Kinder beteiligten. Solche Maskierte finden wir bald in Heische-, bald in Lärmzügen oder in solchen, die beides verbinden. „So ritten zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Haidhausen (der jetzigen Münchner Vorstadt) vermummte Burschen auf Steckenpferden von Haus zu Haus, wo sie nach Aufsagen scherzhafter Neujahrsverse mit Fleisch, Würsten und dem „Julbock", d. i. einem Gebäck in Bocks- oder Schweinsgestalt, bewirtet wurden. Nach dem Sammelgang begann ein Kinderpfeffern, bei dem sie die erhaltenen Gebäcke unter die Kinder warfen und diese mit Rutenhieben bis zur Isar trieben. Dagegen waren die vom Pfauenwirt ab durch die Straßen der Vorstadt Au ziehenden Neujahrsanbläser als Hexen verkleidet. Auch sie wünschten an den Häusern der Wohlhabenden ein gutes Neues Jahr und verübten dazu allerhand Unfug"[201]).

„Gegen das Schießen in der Neujahrsnacht auf Straßen und Plätzen der Stadt eiferte die Polizei vergeblich und der Fremde, der sich in dieser Nacht der Stadt näherte, hätte wohl glauben mögen, man schlage sich in ihren Straßen.

Am Tage der heiligen Drei Könige schrieb der Familienvater mit geweihter Kreide + C + M + B sammt der Jahreszahl an alle Türen

und räucherte alle Räume mit dem Weihrauch und mit Wacholderbeeren, so dem Teufel, den Hexen und bösen Geistern den Eingang wehrend“ [202]).

„Am letzten Faschingstag wanderte“, wie Westenrieder erzählt, „ein Spiel für die Bauern in der Stadt herum. Es fand einen Tag vor dem Pferdemarkt statt. Ein Roß spielte die Hauptrolle. Es hieß der Blassel. Weiter war eigentlich nichts von diesem Spiel auf unsere Tage erhalten“ [203]).

Regnet meint, es dürfte anzunehmen sein, daß der Blassel mit dem alten Dienst des Wuotan zusammenhing, dem das Roß heilig war.

Der Fasching nahm einen besonderen Raum im Brauchtum des 18. Jahrhunderts ein. „Dieser beginnt nach der ersten Woche des Jänners und endet mit dem Aschermittwoch. Zweimal in der Woche ist Redoute, wo man 1 fl. und zweimal maskierte Akademie, wo man 36 kr. Eintrittsgeld bezahlt. Die Aufführungen des Hoftheaters gehen wie gewöhnlich fort. Die maskierten Akademien sind mit Aufführung komischer Pantomimen von Harlekin und Columbine verbunden, die auf einem dazu errichteten Theater mit vielen Maschinerien in dem gewöhnlichen Redoutensahle gegeben werden. Man sieht hier mehrere Spieltische, wovon die erstern die höchsten und hohen Herrschaften besetzen. Ohne Maske, und mit Stock und Degen wird niemand zugelassen. Die meisten Tanzweisen sind die deutsche und die englische, von denen man alljährlich einige neue zu erfinden strebt. Die Menuette werden wenig geliebt. Erfrischungen aller Art und Soupers stehen zu Gebothe. In den übrigen Gasthöfen, in den Miethwohnungen des Museum und der Harmonie, selbst in mehreren Privatwohnungen werden Bälle (in letzteren für geschlossene Gesellschaften) gehalten. Masken sind in den öffentlichen Gasthöfen nur die letzten drei Tage des Carnevals erlaubt. Man glaubt dann in Venedig zu wohnen: alle Straßen wimmeln von einzelnen und gesellschaftlichen Maskeraden, welche alle Gasthäuser durchströmen; die Fröhlichkeit ist allgemein und wird nur selten von wilder Ausgelassenheit getrübt“ [204]).

Auch Nicolai hat seine Beobachtungen über den Münchner Fasching angestellt. „Der Donnerstag vor dem Sonntag Estomihi heißt in Bayern der unsinnige Donnerstag. Da ist in allen Wirtshäusern Freynacht oder Tanz durch die ganze Nacht, wobey es dann freilich unsinnig genug hergeht. Studenten pflegen an diesem Tage von 12 bis 1 Uhr eine Schlittenfahrt von hundert und mehr Schlitten, die alle

Schritt vor Schritt fahren, zu machen, worinn Satyren auf alle Stände vorgestellet werden, wobey dann der Professor der Rhetorik oft seinen Witz zeigt. Zuweilen sieht man auch wohl treffende Satiren über Thorheiten. Ist kein Schnee da, so geschieht der Aufzug auf Wagen" [205]).

„Faschingsumzüge auf Schlitten treten in Bayern und namentlich in München seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht selten auf, veranstaltet von den Studenten, die einem übermütigen Schabernack ja von je hold waren. Diesem Mummenschanz lag stets eine lustige Idee zugrunde, deren Ausführung die Musensöhne Tage, ja selbst wochenlang gründlich vorbereiteten" [206]).

„Studentischer Frohsinn kam überhaupt reichlich zu seinem Recht. Für das Fastnachtsvergnügen hat die hoffnungsvolle Jugend alles natürlich den Großen glücklich abgeguckt. Für solche Tage haben sich die Seminaristen auch noch mit den Stadtstudenten verbunden; und in also verstärktem Chorus ging es nun hoch her. Man veranstaltete maskierte „Bauernhochzeiten" und „Schlittenfahrten", einen „Markt in Utopien", wobei lustig musiziert wurde; man mimte „die verruckten Köpf", „das Land der Hinkenden" und dergleichen mehr. Wenn der Präfekt die Erlaubnis zu solchen Possen verweigern wollte, so war man schlau genug, um die Intervention des Kurfürsten zu erlangen und das bereits ausgesprochene Verbot zu durchkreuzen. Der Präfekt machte anfangs gute Miene zum bösen Spiel, brachte es aber 1758 doch dahin, daß weiterhin eine kurfürstliche Erlaubnis nicht mehr seine Anordnungen beiseiteschieben sollte" [207]).

Studentische Schlittenfahrten fanden auch an vielen anderen Orten statt wie Altdorf, Nürnberg, Jena, Landshut, Augsburg, Freising. Diese Maskeraden hatten den Vorzug, daß sie die größte Zahl von Zuschauern erlebten. Die „Herren Studenten zu München zeigen eine ausgesprochene Vorliebe für substanzielle Vorwürfe". Ob sie nun den „Pomposen Einzug des ganz neu zum Leben erweckten Edlen Kredits" oder eine ordentliche Retirade der sich zu Land und Wasser auf Schlitten zurückziehenden „Utopischen Käufer" zur Darstellung bringen, immer handelt es sich um eine Verherrlichung materieller Lebensgüter [208]).

Oft diente ein fabelhafter Vorgang, ein Zeitereignis, ein allen mehr oder minder bekannter Vorfall der Entstehung einer solchen Schlittenfahrt. „Die Studenten spassen wohl auch über sich und ihre Lehrer, ihre Fächer und ihre Vertreter; das moderne Schlaraffenland ersetzt in jenen Tagen meistenteils Utopia."

„Zu Utopia, einer Lappländischen gegen Fastnacht, ohnweit des unsinnigen Meeres gelegenen Stadt“, beginnt das Programm von 1749, „ereignete sich vor nit allzuvilen Jahren ein recht seltsamer Streich. Dorthin kamen „drei auswendige Forestiers“, um denen hiesigen vor allen anderen berühmten Carnevals-Lustbarkeiten beyzuwohnen. Sie nennten sich Don Solpitios Severos, ein Spannier, welcher von morgen, Monsieur de la Courtoisie, ein Frantzoß, welcher von abend, Herr Vitelius Lauterwein, ein Teutscher, der von mittags anlangte“. Man beschloß, „selbige durch einen prächtigen Einzug in die Stadt zu führen“. Ein großer Teil der Einwohner hatte, um einstweilen auszuruhen, bis alle Vorbereitungen zu dem festlichen Empfang vollendet waren, „ihre Köpff in etwas zu Ruhe zu legen“ sich gestattet. Da kamen zu rasch die Forestiers, auf dem Rathause schlug man Sturm, „ein jeder griffe geschwinde nach dem Kopff, und weillen es noch ziemlich dunkel, auch keiner sehen kunte, wohin er in der Finstere griffe, geschahe es, daß in dem Eilen alle Köpff verrucket, und fast ein jedwederer einen frembden bekommen. Zu allem Glück erhielte der Thorwarth den Kopf des Herrn Schultheißen, deme dann sogleich eingefallen, die Stadt-Porten so lang gesperrt zu halten, biß der gantze Zug in vollkommene Ordnung gesetzt worden.“ Und nun naht die Schlittenfahrt: „Die Verruckte Köpff“, die unwillkürlich an Franz v. Gaudys reizende venetianische Novelle erinnert. Die Musikanten haben ihre Köpff, „alldieweilen sie selbe niemahls beyseits oder zur Ruhe geleget“ haben. Alle Andern aber ziehen mit ihren verkehrten Köpfen heran, der Schultheiß mit einem wilden Türkenkopf, der Ambtscammerer mit einem Kaminkehrerskopf, und so folgt eine Reihe anzüglicher Persönlichkeiten aus dem Bürgerstande.

Auch die Schlittenfahrt des nächsten Jahres 1750 handelt „zu Utopia, einer allgemeinen Zufluchtsstadt aller verruckten Köpfen“. Es ist die Geschichte von der „verwegenen heißhungrigen Bestie (es ware aber, da unter uns geredet, nur ein Haaß)“; der Zug scheint weit umfangreicher als im Vorjahr gewesen zu sein. Die Gemeinde von Utopia, „Ihro Tieffsinnigkeit der Herr Stadt-Syndicus“, die „Utopianische Schull-Jugend“ „unter Obsorg des Grund-Gelehrten, und Schneeweisen Herrn Doctors Immerlustig“, die Zünfte mit 39 Schlitten bilden den ersten Teil. Dieser folgten die „Lands-Beamten“, „der Statthalter von Wenigherz“, zahlreiche Beamte und ein zahlreicher Adel sind vertreten. Überall ertönt Musik. Den Zug schließen die Helden.

„Es bestunde selbiger nur alleinig aus denen sieben glorreichen Helden und Überwindern. Die sechs Herrn Raths-Verwandte befanden sich zu Pferd noch in der völligen Armure oder Ausrüstung, wie sie bey der Bataille erschienen: Ihro Hoch-Achtbarkeit der Chef aber wurde in einem prächtigen Triumph-Wagen geführet. Vor sich hatte er in einem Keffig die glücklich besiegte Bestie, welcher er dann wiederholtermaßen großmüthig insultirte".

Die Schlittenfahrt von 1751 war keine Utopia. Es zog in damals beliebter Allegorie die Fleischmannische Garnison aus der Zitadelle Kuchenburg. Da sehen die Münchner viel „Munition", die ihnen das Wasser im Munde zusammenlaufen ließ, „mit Speck gefüllte Knödel-Bomben", „die so lustigen Giranderl oder sogenannte Spanferckclein", an Stelle von Luftkugeln „gebratene Gäns", „Reh-Schlögl", „Wild-Enden", Geflügel aller Art[209]).

Isabella Held schreibt, daß die studierende Jugend die auch bei Hof so beliebten Bauernhochzeiten bis 1751 dargestellt hatte[210]).

Dem notwendigen „allseitigen Glauben und Vertrauen" galt die Schlittenfahrt von 1752 mit ihren zahlreichen Figuren. Wir treffen da die Vertreter aller Weine, „Ihro Theurigkeiten Fürst von Gotrodini, Herr Herr aller roth- und weißen Weinen, Ihro Süßigkeiten, Fürsten von Muscat, Sanqueduc, Ihro Acerbitäten, die Frey-Herrn von roth- und weißen Bayr-Wein; dann jene Liköre, sowie die Muliebrische Herrn von weißen und braunen Möth", dann die verschiedenen Biere. Die zweite Colonne enthält die „spiehlerische Zunfft, den Herrn von Pango und Mariarsch*), Labetten** und Terockn, Quadrill und Pamperl, Comettn und Trapelier und zahlreiche Spiele jener Zeit, sowie eine Anzahl Karten, Könige, Ober, Unter und zuletzt die „vier Edle gefräßige und gronnende Herrn von Schelle, Aichl, Hertz und Graß-Sau". Den Schluß machen verschiedene Tabaksorten jener Tage, und der „Credit in einen mit allerhand ohne Gelt zu kauffenden Waaren gezierten Triumpff-Waagen". Der Maskenzug entrollt ein kulturhistorisch sehr interessantes Bild jener Tage[211]).

1753 wurde von den Herrn Studenten zu München ein Markt in Utopien vorgestellt: „voran fuhren in Begleitung der ansehnlichen Stadtgarde der Marktintendant und der Pfalzmeister, denen sich vier Feldtrompeter, einige Herren „Aderlasser" und eine „Bande Musiker in

*) Beliebtes Kartenspiel.
**) faire la bête = einen dummen Streich machen, sich dumm stellen.

buntscheckiger Uniform" anschlossen. Die vier Abteilungen des Zuges versinnbildeten Feuerzeuge: Feuersteine, Feuerschwämme, Schwefelhölzel, Kienspäne u. dgl.; Lebensmittel: Rüben, Pfifferlinge, Krautköpfe, Rührmilch usw.; Bekleidungsgegenstände: papierne Schuhschnallen, Strohhüte, Strümpfe usw.; Arzneien: Strinöl, Balsam, Kranebitter u. a. m." Auch das alte Spiel von dem Wettstreit des Winters und Sommers wurde dabei aufgeführt[212]).

Die Schlittenfahrt von 1755 griff ebenfalls wieder auf Utopia zurück und zwar auf den dortigen Jahrmarkt. „Utopia ist die Hauptstadt in der Provintz gleichen Nahmens, von welcher der günstige Leser eine unumständlichere Känntniß bey Didaco Bemardino einholen kann, der dieselbe in einer genauen Geographischen Tabelle entworfen." Dort wird alljährlich der Jahrmarkt mit gewaltigem Pompe gefeiert.

„Einige Herrn Aderlässer, welche honoris causa die Segnieurs Marchands ein- und auszuführen beorderet worden", eröffnen den Zug mit einer Bande „Musicanten in bundschäckichter Uniform". Die Kaufleute selbst bringen nun ein reiches Lager schwindelhafter Artikel, der „Jubilier" handelt „mit lauter feinen Brillianten Feursteinen", andere verkaufen „Barometra und Thermometra von sonders ehrbahren Alter. Sie zeigen noch, wie das Wetter vor vielen Jahren gewesen; und steigen oder fallen nach dero Befehl". „Der zweyte Colon" handelt mit Eßwaren. Da findet man „Stain-alte Hühner-Ayer, und an der Sonne hibsch gebleichte Butter" u. a. Die dritte Colon verlegt sich auf Kleidungsstücke, die vierte endlich „bestunde auß lauter derley Seltsamigkeiten, die eintweders zur Gesundheit deß kränklichen Leibes, oder zur Außheuterung des finsteren Gemüthes gedeyen" — Steinöl und Balsam, Wurmzeltl und Sultze aus Kranewitbeer u. ä.

Nochmal ist Utopia im Jahre 1755 zum Schauplatz geworden und zwar im Rückzug der Kaufleute von der großen Messe. Der „Vortrapp" und die vier Colonnen sind mit viel Witz zusammengestellt und haben an Umfang gegen früher bereits stark zugenommen.

Elf Jahre — bis 1766 — sah München keine Schlittenfahrt mehr, die von Studenten ausgeführt wurde. Der 4. Februar brachte wieder eine solche; sie ist ohne Leitgedanke, bringt vielmehr nur eine Reihe von 116 Bildern. „Jeder wählte sich das, was nach seinem Geschmacke war. Ein deutsches Sprüchgen, eine Fabel, eine Kleidung, die er nicht weit herholen durfte, mit einem Worte, was ihm sein Herz rieth, das wird

er auf ein paar Stunden seyn". „So treffen wir denn ein buntes Allerlei: Kalt und Warm, Wahrheit und Falschheit, Lieben und Hassen, Krieg und Friede, die zwölf Monate, die Tage der Woche, eine mondsüchtige Kompagnie, Nationaltrachten; Courage Monsieur! das Podagra, von einem Seiltänzer geführt: mein Liebstes, die Tabakspfeife von einem Türken geführt; ein Hamburger Jude mit Westphälischen Schinken und manches, was wir heute noch ebenso zu sehen bekommen[213]).

Unter der Sammlung verschiedener Satiren des 18. Jahrhunderts in der Münchner Staatsbibliothek wird der Inhalt einer Schlittenfahrt dargeboten, welche „heurigen Jahrs- 1771, den 10. Hornung unter dem Titel: Vermischte Wahrheiten in dem Lande der Hinkenden von dem gesamten Publiko diesmal öffentlich, sonst aber heimlich alle Tage gehalten wurde. Der ganze Zug besteht aus 155 Schlitten. Das Ganze ist wohl als eine Art Faschingszug zu denken, dessen Satire hier nur literarisch zum Ausdruck kommt.

Obwohl unter dem Titel „Fastnachtschlittenfahrten" gebracht, dürfte die 1753 dort erwähnte Darstellung ein Umzug ohne Schlitten gewesen sein. Ein eigentlicher Schlitten war in der Schilderung nicht erwähnt. Ferner spricht gegen eine „Schlittenfahrt" eine Bemerkung Rolf Raus, der von 1753 schreibt[214]): „Der Zug wurde vom Volke als harmloser Scherz aufgefaßt". Dann heißt es weiter: „Und so kam es, daß im Jahre 1773 schon drei Städte und zwar München, Freising und Burghausen ihre Schlittenfahrten hatten. In München sah man den „triumphierenden Einzug Nikolai Klims zu Quama", dargestellt auf Schlitten von den „Herrn Studenten des churfürstlichen Schulhauses". Der bekannte Hofpoet Ettenhueber soll durch ein Faschingsquodlibet in Versen die überaus prächtige Schlittenfahrt erläutert haben.

„Ein Jahr später, im Jahre 1774, geben die Münchner Studenten ein offenes „Souper im Ball" auf Schlitten. Zwischen den einzelnen Schlitten kamen die als Figuren gekleideten Speisen; so marschierte Herr Schweinskopf mit Madame Salat, der Essig verliebte sich in das süß aussehende Fräulein Zucker und die Großmütter Thee führte ihre als Biskuits verkleideten Enkelkinder spazieren."

Im Jahre 1775 fiel die Schlittade aus unbekannten Gründen aus, aber schon im nächsten Jahre sinnen die Studenten, stets voll Ehrbegierde, voll von geselliger Dienstfertigkeit auf alle Mittel und Wege, sich einem verehrungswürdigen Publikum gefällig zu machen. „So

sehen wir 1776 die „Münchner Gebnachtdult" auf Schlitten. Die Gebnacht- oder Dreikönigsdult war nebst der Jakobidult für die damalige „Kleinstadt" München ein Ereignis ersten Ranges. Als Introduktion erschienen wieder die so beliebten allegorischen Figuren: Merken, die Rechenkunst, der Handel, der Wechsel, das Glück, die Mode u. a. m. Auch der Fischbrunnen auf dem Markt tauchte auf, dann der Glückshafen, sowie der „Tändelmarkt" und die „Küchelhütte" [215]).

Das Münchner Intelligenzblatt vom 5. Februar 1780 bringt die Mitteilung einer neuen Schlittenfahrt. „Das Stadt- und Landleben von den Herrn Studenten des kurfürstlichen Schulhauses in München zur Faschingszeit aufgeführt 1780". U. a. heißt es: Das Stadt- und Landleben in 110 Schlitten vorgestellet: ist gewiß ein schöner Zug durch die Stadt und Residenz. Personen, Kleider, Ausbildung der Vorstellungen, der Charaktere, alles mit Pracht, Geschmack und ganz unerwartete neue Erfindungen des die Natur der Sache liebenden Bauers; alles dieses befriedigte die Menge der Zuschauer" [216]).

Den Zug kündeten Musikanten an. „Dann nahte das „prächtige München, vom Isarstrom geführt". Dem damaligen Landesherrn, dem Pfälzer Karl Theodor, huldigte das schöne Mannheim unter dem Schutze des Rheinstroms. Im ersten Hauptteil „Einwohner, Beschäftigungen und Belustigungen der Stadt" triumphiert wieder die Vorliebe für die Vermenschlichung von Tugenden und Schwächen. Das Landleben beginnt mit der Gruppe „Unser Bajuwarien, geführt vom Überfluß". Dann folgen mythologische und allegorische Gestalten. Doch schon hier und noch mehr im folgenden Abschnitt, Belustigungen des Landvolks, offenbart sich das löbliche Bestreben, auch heimatliche Gestalten zu verwenden: Schnitter und Schnitterin aus dem Rottal, Bauer und Bäuerin aus dem Vilstal, Bienenzüchter aus dem Glonntal, Mägde in der Kunkelstube, wildes, junges Volk beim Maitanz, Kirchweihkegeln, Hahnenschlagen, Wirt und Wirtin, „Ihro Herrlichkeit der Herr Marktschreiber und Bettelrichter in großer Gala", die zwei Schwäger: Landbader und Totengräber u. a. m." [217]).

Noch ist es das Münchner Intelligenzblatt vom 3. März 1781, das unter der Abteilung „Vaterländische Literatur" folgendes bringt: „Die alte und die neue Welt auf Schlitten von den Herrn Studenten des churfürstlichen Schulhauses in München zur Faschingszeit aufgeführet 1781. Mit Genehmigung des churfürstlichen Büchercensur-Collegiums, München, gedruckt bey F. J. Thuille.

Es heißt da: „Öffentliche gesittete Lustbarkeiten, wie z. B. masquirte, und nach einem gewissen, zweckmäßigen Plane bearbeitete Schlittarden u. a. m., welche Sinn und Geist unterhalten, und dadurch zur Bildung einer Nation hilfreiche Hand biethen sollten, sind gewiß ein wichtiger Gegenstand einer aufmerksamen Policey; das Publikum wird auf eine angenehme Art hingerissen, das Lächerliche eines Charakters oder abgeschmackter Moden, einzusehen. Die alte und neue Welt, jede hat ihre Anhänger, ihre Verteidiger; und beyde haben hier ihre Dosis, ihren Schnupftabak ziemlich empfangen. Weil den 22. Februar am unsinnigen Donnerstag kein Schnee lag: so ward die Schlittenfahrt in Kutschen, Postkaleschen, Curierwägen und sechsspännigen Wägen glücklich ausgeführt. Der Zug ging nach ein Uhr mittags an, ging durch alle Hauptgässen, sodann durch die Residenz, usw.: 110 Nummern der Vorstellungen machten einen schönen Zug aus."

„Den Zug kündete Fama auf dem Pegasus an. Dann gab sich die antike Welt ein Stelldichein. Dann Gestalten aus Lied und Sage vertraut, schienen hier zu neuem Leben erwacht zu sein: Kaiser Karl aus dem Untersberg, die schöne Octavia, die Haimonskinder, Till Eulenspiegel, Dr. Faust, der bayrische Hiasl u. a. m. Die „Lipperlkomödie" mit ihren Zuschauern tauchte auf und Sommer und Winter stritten miteinander, Bänkelsänger leierten ihre Lieder ab und ein ländliches Ballett (Hans und Gretl) ergötzte die Zuschauer. Weitere Gruppen erregten großes Gelächter: eine Kartenschlägerin, eine Zigeunerin und ein lebendiges Lottotraumbuch einer Gouvernante gibt Unterricht im „Rouge auflegen und Schönpflästerchen ranschieren", während der Mann den Spiegel hält. Unter den Modetorheiten werden namentlich die entsetzlichen Damenfrisuren jener Tage weidlich verspottet. Gegen Schluß, heißt es, erlahmte die Phantasie des „Erfinders" ganz ersichtlich. Verfasser war der Repetitor der französischen Sprache, Sebastian Blaimhofer, im churfürstlichen Schulhaus. Zum Ordner des Zuges war auch diesmal der Pedell des churfürstlichen Schulhauses bestellt" [218]).

In den weitaus meisten Programmen dieser wohlgelungenen Aufzüge, „die sich der ungeheuren Teilnahme des städtischen Publikums erfreuten, sind die Namen der Mitspielenden bei jeder Figur getreulich verzeichnet. Das Volk verstand doch den Kern des Witzes und würdigte manches, was uns heute entgeht. Unter den bürgerlichen Studierenden, welche die überwiegende Mehrzahl der Darstellenden ausmachte, findet sich doch auch mancher Name des Adels, mancher, der später in

der Geschichte der Wissenschaft mit Ehren genannt wurde. Bei der „Redoute auf Schlitten" des Jahres 1766 erscheint im 115. Bild „das Grab der Fastnacht" als erster Lorenz Westenrieder, Phys., damals ein Jüngling von achtzehn Jahren.

Es gelingt einer flüchtigen Darstellung dieser bei der Bevölkerung so überaus beliebten Schlittenfahrten natürlich nicht, auch nur im entferntesten ein Bild dessen zu geben, was sie waren. Es entgeht uns eben neben dem lokalen Witze auch das Verständnis für Vieles, was der akademischen Jugend, ihren Leitern und Gönnern damals als der Satire wert erschien.

Die Studierenden hatten an den häuslichen Aufführungen ihrer Meister Prunk und Pracht gelernt und dieselben ohne Zweifel auf ihre Schlittenfahrten, auf die Straße übertragen. Wir gehen nicht irre, wenn wir uns dieselben mit allen Reizen ausgestattet denken, von allen Künsten unterstützt vorstellen. Die Kosten scheinen hiebei eine ganz untergeordnete Rolle gespielt zu haben. Nahmen sie einmal etwas in die Hand, so war es verblüffend durch die Großartigkeit der Ausstattung, in welcher die Jesuiten und ihre Schüler Meister waren"[219]).

Für spätere Studentenschlittenfahrten fand ich keine Belege mehr. Daß aber der Münchner Karneval auch später auf sein Recht kam, dafür bürgt ein Zettel in der Münchner Staatsbibliothek: Öffentliche Lustbarkeiten während der Karnevalszeit des Jahres 1802.

Fast für jeden Tag von Sonntag, den 3. Jänner bis Dienstag, den 2. März 1802 liegt der Faschingskalender vor. Schauspiele wechseln mit maskierten Akademien, Opern und Redouten. Am Montag, den 1. März war noch Kinderball und der Faschingsdienstag schließt mit der letzten Redoute ab.

Die Zeit der Schlittenfahrten war nun vorüber. Die zur Neige gehende Barockzeit wird mit einsetzender Aufklärung auch diesem Brauchtum nicht gerade entgegengekommen sein. Es dürften auch hier wohl Sparmaßnahmen eingesetzt haben.

Ein weiterer Abschnitt führt uns zu dem Brauchtum der sog. Gebildebrote. Sie spielen im Jahreslauf eine besondere Rolle. Die bereits beim Familienbrauchtum erwähnten Seelenzöpf und Seelwecken gehören selbstverständlich hieher. Aber auch zu anderen Zeiten gab es besonderes Brot.

So sah man zu Ostern wie heute noch Hasen mit einem roten Ei im Gesäß. Früher wurde zu Kirchweih außer den vielgerühmten Kirchweihnudeln auch ein absonderliches Brot gereicht, ein uralter Brauch, der aber 1802 verweigert wurde und von da ab „verkam". Dann war Ruhe bis Allerheiligen, wo die Seelenzöpfe und Seelenspitze kamen, süßes Schleckwerk, das die Taufpaten ihren kleinen Paten verehrten[220]).

Zu Weihnachten war das Hutzel- und Kletzenbrot aus einem mit süßem Obst und anderen Früchten gemengtem Teige sehr beliebt. Großer Volkstümlichkeit erfreuten sich seit Jahrhunderten die schmackhaften braunen und weißen Lebzelten, besonders die zum Met beliebten winzigen „Schifferln". Die Gilde der Münchner Lebzelter hat sich schon von jeher mit der Herstellung solchen Gebäckes befaßt und dazu immer den hellen oder dunklen Met als passendes Getränk gebraut. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts kamen die ersten Nürnberger Lebzeltenhändler zur Weihnachtszeit nach München, schlugen am Petersfreithof ihre Stände auf und verkauften zu billigen Preisen ihre Originalware. So kam es, daß eine damalige Münchner Zeitung scharf über diese Händler herfiel und auf den Schaden hinwies, der durch ihre Verkaufstätigkeit entstand[221]).

Gestattete das Mädchen seinem Verehrer das Hutzelbrot anzuschneiden, so war damit auch von seiten des männlichen Teils die Bewerbung kundgetan. Am Tage der Unschuldigen Kinder mußten die jungen Mädchen den Junggesellen Lebkuchen und Pfefferkuchen geben, und wurden deshalb von diesen solange scherzend mit kleinen Ruten auf die Hände „gefitzt" = geschlagen, bis sie diese Süßigkeiten herausgaben.

Zu Lichtmeß, Georgi, Jakobi und Michaelis, das sind die Tage des Dienstwechsels, erhielten die austretenden Dienstboten zum Abschied einen Laib Brot, den sog. Schlenkellaib. Schlenkelweil oder Schlenkeltage hießen die Tage der Freizeit, die gesetzlich gestattet waren, ehe man in einen neuen Dienst trat. Vier Tage war das Höchstmaß. Diese Tage waren freigegeben, falls ein Dienstbote „etwa sein Gewand zu bessern oder sonsten anders zu seiner Notdurft zu verrichten" hatte. An diesen Schlenkeltagen pflegten die ihre Stelle wechselnden Dienstmädchen mit ihren Liebhabern beim Lebzelter Thumberger in der Neuhausergasse sich einzufinden und bei Met und kleinen Lebkuchen in der Größe von etwa einem Quadratzoll, „Schifferl" geheißen, sich gütlich zu tun. Hinter dem Hause des Thumberger befand sich damals ein Gar-

ten von kleinen Bogen umgeben, die nur für je zwei Personen Raum gaben. Dort tranken junge Leute am ersten Sonntag nach Ostern, dem sog. weißen Sonntag, in Met „Schön und Stärk", d. h. Schönheit und Stärke. Auch junge Ehegatten taten dasselbe. Die „Schifferln" durften dabei nicht fehlen[222]).

Ganz damit übereinstimmend ist ein Bericht Daxenbergers in seinem Büchlein „München Hundert und eins", wo er schreibt: „Wenn Dienstbotenwechsel- (Schlankel-, Schlenkel-) Tag kam, setzten sich die Mägde gut bürgerlich in ein Methhaus zum Dumberger oder Kriegl und zechten mit ihren Liebhabern. Es war ein merkwürdig belebter Tag; ein Convent für die Leiden des Standes alle Vierteljahre; ein Spottgericht für die Herrschaften" [223]).

Die vorhin erwähnten Gebildebrote weisen auf einen alten Münchner Brauch, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts ausgestorben ist. Das große Mittelbild der Deckengemälde der Hl. Geistkirche in München, jene gewaltige Barockkomposition des Cosmas Damian Asam, verherrlicht die Gründung des Hl. Geistspitals: Otto der Erlauchte inmitten reicher Münchner Bürger, deren einer eine Sammelbüchse herumgehen läßt, während ein anderer einen großen Opferbeutel in der Hand hält. Arme, Kranke und Sterbende flehen die erlauchte Versammlung um Hilfe an. In diese Apotheose des Mitleids lugt auf der linken Seite humoristisch ein Schimmel hinein und schon viele Beschauer der Kirche haben sich vergeblich gefragt, was wohl dies lustig blinkende Pferd auf dem Gemälde zu tun habe. Es ist der Schimmel des sog. „Münchner Bretzenreiters", ein schalkhafter Hinweis Cosmas Damians auf die uralte Wadlerspende.

Die Wadler waren ein angesehenes Münchner Geschlecht. Im Jahre 1318 nun erschienen Burghard, der Wadler und seine Eheliebste Hailwich Wadlerin im Hl. Geistspital und taten kund, daß sie gewillt seien, eine ansehnliche Stiftung zu machen. Unter vielerlei Ceremonien, vor Zeugen und mit zahlreichen Siegeln wurde die Stiftungsurkunde zu Pergament gebracht. In dieser Urkunde verpflichteten sie kraft ihrer ansehnlichen Spende das Hl. Geistspital an Weihnachten, um drei Pfund Bretzen zu kaufen, deren man vier um einen Pfennig gibt und jedem armen Menschen zwei Bretzen zu geben. Drei Pfund Pfennige waren für die damalige Zeit eine stattliche Summe, denn das Geld wurde noch gewogen und es waren der Bretzen gar viel, die das Spital dafür kaufen konnte. Daraus entstand die nachmals berühmte Wad-

lerspende. Als der überlebende Teil des Stifterpaares in der Nacht zum ersten Mai starb, wurde die Spende von Weihnachten auf diesen Tag verlegt und wie immer bei Gebräuchen bildete sich bald ein eigener Ritus heraus. So ritt auch noch im 18. Jahrhundert nachts um zwölf Uhr vom Hl. Geisthof ein Mann auf einem Schimmel zur Hauptwache. Dem Schimmel aber waren, „damit er mehr klappere", drei Hufeisen gelockert worden, und sein Klapp-ein weckte die Leute munter aus dem Schlaf. Der Reiter hatte einen Sack oder auch mehrere Schnüre mit Bretzen umgehängt; von der Hauptwache aus ritt er durch die Stadt, warf Bretzen aus und rief:

„Ihr jung und alte Leut,
Gehts hin zum heiligen Geist
Wo man die Wadler Pretzen ausgeit!"

Danach ritt er zum Spital zurück, und dann wurde jedem, ob arm oder reich, bis zwölf Uhr mittags beim Hl. Geistbäcker Bretzen ausgeteilt.

Die Wadlerspende war natürlich eine „Gaudi" für die Münchner und man glaubt es den alten Chroniken gern, wenn sie erzählen, daß der 1. Mai „auf diese Weis ein Lust und Freud der alt und jungen Münchner wurde".

So erhielt sich die Spende bis ins Jahr 1801 hinein. Da starb die letzte aus dem Geschlecht der Wadler, und als ob mit ihr auch der Brauch erlöschen solle, kam es gerade in jenem Jahr zu einem bösen Vorkommnis. Der Bretzenreiter konnte füglich alljährlich nicht mehr Bretzen austeilen, als er im Sack bei sich trug. Doch als er im erwähnten Jahr am Ende seines Bretzenvorrates war, riß ihn die wütende Menge, die leer ausging, vom Pferde und mißhandelte ihn jämmerlich. Daraufhin hob das Spital zum eigenen Bedauern, wie zum Bedauern der ganzen Stadt, die Wadlerspende auf.

Nur ein einziger Mensch hielt noch an ihr fest. Der nachmalige Chorregent Kieser von Hl. Geist war als kleiner Bube selbst noch dem Bretzenreiter nachgelaufen und da er dies Erlebnis als eine der köstlichsten und vergnüglichsten Erinnerungen an seine Kindheit bewahrt hatte, ließ er für seine Person die Spende nicht erlöschen. Solange er lebte, teilte er am 1. Mai an alle beim Chor Beschäftigten große, kunstvoll verschlungene Bretzen aus. Aber als auch er die Augen schloß, da ist der alte Brauch völlig der Vergessenheit anheimgefallen und nur in

Chroniken und alten Berichten ist die Überlieferung auf uns gekommen[224]).

Regnet, München in guter alter Zeit, spricht davon, daß die Polizei dem uralten Brauch ein Ende machte[225]).

Sowohl Flir in der „Heimat“ als Adalbert Huhn, „Geschichte des Spitals, der Kirche und Pfarrei Hl. Geist“ machen die Bemerkung, daß diese Spende „später“, also sicher im 18. Jahrhundert, „morgens nach dem Gebetläuten stattfand“. So dürfte dann noch von einer Austeilung bis zwölf Uhr mittags kaum mehr die Rede sein.

Regnet erinnert an die alten Opferbrote in der Form des aufsteigenden Sonnenrades und an Wuotans Roß Sleipnar. Solche Beziehungen dürften aber kaum im Gesichtskreis der biederen, tiefgläubigen Stifter gelegen sein, auf die Flir in der „Heimat“ den Satz geprägt hat: „Wohlhabende Leute, die sich's leisten konnten, durch gute Werke ein Sprößlein der Himmelsleiter zu erklimmen...“

Eine Gruppe armseligster Menschen möchte ich erwähnen, die auch noch zu Ende des 18. Jahrhunderts Gaben heischend zu gewissen Zeiten in die Stadt zogen: die sog. Miselsüchtigen oder Sundersiechen. Das waren die mit einer ansteckenden, unheilbaren Krankheit Behafteten. „Der Anzug oder der Rock der Siechen sowohl zu Schwabing als der zu Gasteig war von dunkler Farbe, über den sie einen schwarzen Mantel bis über die Knie trugen. Über dem Mantel trugen sie einen weißen, breiten Kragen von Leinwand und ebenso gingen auch die Frauen mit Übermänteln und Kragen und hatten hoch- oder spitzgupfige Hüte, wenn nicht auch einen weißen Schleier über das Kinn. In den Händen hatten sie hölzerne Kläpperchen, mittels welcher sie durch die Bewegung ein Getös bewirkten, um die Leute zum Almosengeben aufmerksam zu machen. Am Mittwoch und Freitag in der Quatemberwoche kamen sie durch die Stadt mit ihren Kläpperchen, machten großen Lärm und sangen und riefen untereinander immer:

Gebt's, gebt's
weil's lebt's!
wennt's nimme lebt's,
kunnt's nimme geben;
gebt's, gebt's
weil's lebt's!“[226])

Ein auch für München wesentlicher Teil des Brauchtums liegt vor im Osterbrauchtum. L. Westenrieder bemerkt in seiner „Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München": „Der Gebrauch des Osterkuchen und der Ostereyer ist noch vielfältig vorhanden"[227].

Unter den alten Polizei-Erinnerungen besteht ein Osterei-Verbot vom 14. März 1802, das dem Übelstand steuern will, Eier möglichst billig aufzukaufen, sie zu färben und auf öffentlichen Plätzen wieder zu verkaufen. Schon seit mehreren Jahren sei der Verkauf von gefärbten Eiern öffentlich untersagt gewesen.

Der große Bedarf an Ostereiern wurde besonders durch die Eierspiele hervorgerufen. Das verbreitetste war das sog. „Eierpicken" oder „specken", unter allerlei Namen auch heute noch bekannt. Es besteht bekanntlich in der Fertigkeit, dem Gegner die Spitze des dargebotenen Eies mit der Spitze des eigenen Eies einzuschlagen. Der Besitzer des ganz gebliebenen Eies ist der Sieger und erhält das zerbrochene. Es gibt dabei nach den Arten und der Anzahl der geführten Schläge verschiedene Spielarten, z. B. „Spitz auf Spitz", „Kopf auf Kopf", „Spitz auf Kopf" oder „Teufel auf Engel"[228].

Einen besonderen Platz in den täglichen Lebensbedürfnissen des echten Münchners hat immer schon das Bier eingenommen. Es spielte auch im Leben des alten Münchners im 18. Jahrhundert seine entsprechende Rolle. Gibt doch schon Pezzl in seiner „Reise durch den Baierschen Kreis", 1784, unter den Klassen des Nahrungsstandes der Stadt München neben „54 Beckern, 52 Bierbrauer und 144 Bierwirte an bei einer Bevölkerungszahl von 37 840 Seelen für die Stadt und ihre Vorstädte". „In damaliger Zeit wurde die gerichtliche Bierprobe, Bierbeschau genannt, nicht auf die jetzige Weise, durch Prüfung des Geschmackes bloß mit der Zunge und Untersuchung des Gehalts auf chemischem Wege und durch Gradmessungen vorgenommen; die Probe war vielmehr eine höchst einfache und praktische. Die „Bierbeschau", in München „Bierkieser" genannt, mußte bei Ausübung ihres Amtes in hirschledernen Hosen im Bräuhause erscheinen. Hier wurde ihnen eine hölzerne Bank hingestellt, und diese über den Sitz mit ein paar Maß des zu prüfenden Bieres überschüttet. Da hinauf setzten sich nun die Bierkieser mit ihren hirschledernen Hosen und zechten eine volle Stunde ohne von ihrem Sitze auch nur im geringsten zu rücken. Vor sich hatten sie eine Sanduhr stehen. War endlich die Stunde abgelaufen, so standen sie zugleich in demselben Augenblick auf. Blieben sie nun mit ihren

hirschledernen Hosen an der Bank kleben, so daß sie nicht aufstehen konnten, ohne dieselbe emporzuheben, so war das Bier gut, gehörig kräftig und „pfenningvergeltlich"; war solches nicht der Fall, so wurde das Bier als zu leicht befunden und gegen den Brauer Strafe verhängt."

Über diese altertümliche Bierprobe hat uns Guido Görres ein originelles Gedicht geschenkt; ich entnehme demselben einige Strophen:

„Ihr meint, die Herren aus dem Rath,
Die tranken nun aus Pflicht;
Das mag die Sitte vielleicht sein,
Doch damals war sie's nicht.

Sie gossen's auf die Bank fein aus,
Und setzten drauf sich frei,
Und kleben mußte dann die Bank,
Erhoben sich die drei.

Sie gingen drauf mit selber Bank
Vom Tische bis zur Tür,
Und hing die Bank nicht steif und fest,
Verrufen war das Bier.

Auch in diesem Brauchtum scheint die einsetzende Aufklärung Wandel geschaffen zu haben. Davon zeugen die beiden letzten Strophen:

So kam die aufgeklärte Zeit,
Und die war dünn und karg,
Und mit der deutschen Redlichkeit
War's lang nicht mehr so arg.

Und matt und dünn und aufgeklärt,
Ward da das Bier halt auch,
Und somit nahm ein Ende dann,
Der alte, schöne Brauch [229]).

„Der Ausschank des Hofbräuhausbocks begann ursprünglich erst am Fronleichnamstag. Zur Erinnerung daran wurden immer noch etwa hundert Hektoliter für diesen Festtag aufbewahrt. Vom Jahre 1793 an wurde der Bockausschank abwechslungsweise am Christi Himmelfahrtstag oder am Pfingstsonntag begonnen und erst später wurde der

Anfang der Bocksaison, die ehedem viel länger dauerte, auf den 1. Mai verlegt. Die Herstellung war lange Zeit ausschließliches Privileg des Hofbräuhauses. Der Bock wurde auch im Alten Hof, bei einem Kornmesser unter den Landschaftsbögen und auf dem Schrannenplatze ausgeschenkt. Auch das sog. Wagenhaus des Hofwagenmeisters und der „Bockschaffler" im Tal werden noch als Bockbierschenken genannt. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts fiel der Bockausschank fast regelmäßig in die erste Maiwoche" [230]).

Fast „jede Zunft hält einen sog. Dinzeltag oder Danztag, wo die Zunftmännigen feyerlich angekleidet und in Ordnung, gewöhnlich mit Musik, oft auch eines gewissen Wohlverhaltens wegen, mit der Trommel, nach der Kirche, dann zu feyerlichem Mahl und zum Tanz ziehen. Bey jedem dieser Züge wird von dem Altgesellen die Zunftlade, und von einem andern der Willkomm getragen, ein Becher nämlich mit Wein, welchen dieser jedem Bekannten zum Trunke reichte" [231]).

Auch Hübner in seiner „Beschreibung der Stadt München" erwähnt diese Tage: „Die Gewerbe haben hier, wie überall, ihre sog. Jahr- und Tänzeltage, an denen die meisten in ihrem eigenen Ornate und mit den Attributen ihrer Lade unter musikalischer Begleitung durch die Stadt in die Kirche und ihre Herbergen ziehen" [232]).

„Es war der Tag der jährlichen Versammlung einer Zunftgenossenschaft, wo unter Leitung der Vorstände die Handwerksangelegenheiten, Meisteraufnahme, Handwerksstrafen, Freisprechen abgetan wurden. Die Freiheit der Schuhmacher in der Hofkirche Gottesdienst zu halten erhielt sich noch bis in die Neunzigerjahre." Alle Vierteljahr hatten sie eine hl. Messe an ihrem Tänzeltag und dabei brennen sie eine „sonderheitliche" Kerze [233]).

Regnet fügt noch hinzu, daß alle Teilnehmer frische Rosmarinzweige trugen, wie diese überhaupt bei fast sämtlichen feierlichen Gelegenheiten eine Rolle spielten [234]).

Auch Pfingsten, „das liebliche Fest", hatte sein eigenes Brauchtum. „Am Pfingstmontag kommen von den benachbarten Dörfern einige Truppen junger Bauernkerls geritten und auch zu Fuß, in die Stadt und führen mit sich eine männliche und weibliche Maske, Hans und Krede genannt, welche sich über ein herumlaufendes Rad, an dessen entgegengesetzten Enden sie festgemacht sind, einander die Hände geben. Die Anführer sagen vor den Häusern einen unreimigen Spruch herab,

nach welchem sie alle zusammen jauchzen. Doch ist dies seit kurzem aufgehoben worden“ [235]).

Eine genaue Beschreibung dieser Pfingstumritte liegt vor in der Bayrischen Heimat 1923 [236]).

„Kein Brauch gewann so weite Verbreitung als die Pfingstumritte, die in Mecklenburg und Pommern ebenso heimisch sind, wie in Bayern und Schwaben. Zugrunde lag ihnen wohl die volkstümliche Vorstellung von der „Hochzeit“ des jungen Frühlings mit der bräutlich geschmückten Erde.

In der Nähe Münchens zog noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts am Pfingstmontag eine Schar Bauernburschen herum als Begleiter eines komisch vermummten Brautpaares, des Hansel und der Gretel. Hansl, der Pfingstbräutigam oder „Pfingstl“ sagte vor jedem Haus einen lustigen Spruch auf und heimste von den lachenden Zuschauern allerlei Gaben ein.“ Dreyers Pfingstumritt darf wohl als eine Variante zu demjenigen Westenrieders aufgefaßt werden. Der Zweck des Umzugs ist bei beiden der gleiche: das Einsammeln von Gaben.

Gewöhnlich erschien dieser wunderliche Hochzeitszug hoch zu Roß, in der Mitte der Pfingstl, ganz in Laub und Schilf eingehüllt, das Gesicht mit einer Rinderlarve bedeckt, und seine Braut, die von einem jungen Burschen dargestellt wurde.

Einer aus dem Gefolge, gewöhnlich ein „Beiständer“ des Bräutigams, trat als Sprecher auf.

Den Pfingstl bezeichnet man allgemein auch als Pfingstlümmel oder Wasservogel.

Seine geheimnisvolle Herkunft deutet der Umstand an, daß er erst im Walde gesucht werden mußte. Von da aus bewegte sich der Zug ins Dorf mit Peitschenknallen und Schellenklingen oder mit Musik an der Spitze.

Die Rollen für den Pfingstl und seine Begleiter wurden einen oder mehrere Tage vorher verteilt. Der Wettkampf entschied. Der Sieger ging als Pfingstlümmel hervor, die Unterlegenen mußten sich mit dem Amt eines Trabanten begnügen.

Der Pfingstl hieß auch Santrigel. Dieses Wort ist entstellt aus Sam-Tregel und deutet auf die Gaben, die der Pfingstl forderte.

Panzer schreibt, daß sogar noch im 19. Jahrhundert vor wenigen Jahren, also vor 1848, „neun Jungen von Neuhausen, ein Dorf bei München, am Pfingstmontag einen Umritt hielten [237]). Hansl und

Gredl stellten die Hauptpersonen dar. Hansl sagte vor jedem Hause einen Spruch her, welcher aber so entstellt war, daß nur einiges noch Bedeutung zu haben scheint. Sie seien über den rain geritten und kämen aus dem rechten paradies, wo viel waizen, korn, haber und gerste wachse. Er habe drei pferde im stall, das eine habe wimmern im maul, das andere keine zähne, das dritte sei blind. bei jedem hause wurde ihnen brot, butter, eier usw. gereicht, welches sie dann im wirthshaus verzehrten. früher waren Hansl und Gredl ausgestopfte puppen, welche, an den entgegengesetzten enden eines umlaufenden rades befestiget, sich wie zum tanzen die hände reichten. nach anderer erzählung saß nur die Gredl auf dem rade und der wassermann wurde nachgetragen, dann jene in den brunnen, dieser dem bauer, welcher im jahre etwas verschuldet hatte, in die haustenne geworfen. man nennt den brauch „sandrigl", die jungen, welche den umzug machten „sandriglbuam", den spruch, den der Hansl hersagt „sandriglspruch" und das rad „schlafrad". Die collecte der Jungen nennt man in den Dörfern Neuhausen und Mosach bei München „samtregel".

Diese Definition Panzers stimmt mit der von Hans Moser in dem Buch „Festgabe für Karl Alexander von Müller" vollkommen überein. Moser spricht noch vom Umritt beim Lustschloß Nymphenburg[238]).

Zum „samtregel" bemerkt Panzer noch folgendes: „im pfründenbuche (ms. von 1519) des heilig geistspitals zu München heißt es fol. 32b: in den feirtagen (den 27. mai, pfingstmontag) gibt der schwaiger von Hesseloh gen Pulach und gen Solen in jedlichs dorf ainen ganzen knolln schmalz von ainem rurat und ainen laib brot zu ainem santrugl, und gen Obersentling ainen halben puter und ainen halben laib prot von der waid, die man absetzt. Schmeller, wörterbuch III. 244."

Unterm 8. Februar 1766 wurde von München aus u. a. auch der „Mißbrauch des Herumreitens des sog. Hänsel und Grethels oder sog. Sandrigls in den Pfingstferien" verboten[239]).

Von einem eigenen Wasservogelfest der Neuhausener erzählt Isabella Held in „Altmünchner Pfingstbräuche" in der „Bayrischen Heimat" vom 8. Mai 1934, was auch von R. Hindringer in „Weiheroß und Roßweihe", München 1932, erwähnt wird.

Neben dem „Pfingstlümml" lebte ein anderer vorchristlicher Kult zur Besänftigung der Gewässer und zum Gedeihen der Saat weiter im pfingstlichen „Wasservogelfest" der Neuhausener.

„Wie jede altmünchner Familie das „pomadigste" unter ihren Mit-

gliedern, das als letztes sich an Pfingsten zum Frühstück einfand, zum „Pfingstlümmel“ stempelte, so nötigten auch die Neuhausener Burschen den „loamigsten“ aus ihnen, den „Wasservogel“ zu spielen, ein recht naßkaltes Amt, das einer gewiß nur notgedrungen übernahm.

Nach der Vesper am Pfingstmontag wurde das „Opfer“ in Binsen und Schilf eingebunden, auf ein geschmücktes Pferd gesetzt, ihm ein Fahnenträger beigegeben und fort ging's zum Küchel- und Eiersammeln. War der Umzug erfolgreich beendet, wurde am Kanal peinliches Gericht über den „Wasservogel“ gehalten, worauf er an beiden Armen unterfaßt und mehrmals in die Flut getaucht wurde.

Giesing und Haidhausen, die zwei „handfesten“ Dörfer vor Münchens Toren, hatten sich als wenig verlockenden Pfingstbrauch das „Lümmelscheiteln“ ausgedacht, und mancher, der der Nachbarn Zuneigung zu erwerben nicht verstanden hatte, mußte in eine ganz beängstigende Lage kommen, wenn am Pfingstsonntag morgen eine maskierte Horde mit Gegröhl in seine Stube eindrang, ihn aus dem Bett zerrte, sein widerspenstiges Haupt mit Büffelhörnern krönte und ihn hierauf zu wiederholtenmalen in einen großen, wassergefüllten Zuber untertauchte. Unter Gejohl wurde der Gepeinigte dann durch die Gassen gejagt und mit Holzscheiteln beworfen, worauf man zu guter Letzt den so Gehetzten im Zuber zum „Pfingstlümmel“ taufte, was als große Schande galt. Nach dieser Prozedur mag mancher, falls ihm seine soziale Lage dies ermöglichte, nur zu gern dem gastlichen Ort den Rücken gekehrt haben, bis endlich das Verbot dieses rohen Brauches vor ferneren „Pfingsttätlichkeiten“ schützte.

Harmloser war das in den kleinen Dörfern geübte „Pfingstlreiten“, bei dem der Pfingstling zur Erinnerung an Wotans weißes Roß auf einem Schimmel saß. In der Hand trug er einen gewichtigen, durch einen Besenstiel verlängerten Schöpflöffel, mit dem er Gaben heischend in die geöffneten Fenster der von den Reitern heimgesuchten Bauernhöfe hineinfuhr. Über seiner mit Birken- und Buchenreis vermummten Gestalt grinste im grellbemalten Gesicht ein feuerrotes Riesenmaul, wenn Eier und Schmalz den Löffel freigebig füllten, während die Reiter mit viel Lungenkräften den Vers zum Besten gaben:

„Der Pfingstling is a nasser,
Der macht an Zuber Wasser,
Die andern aber Speis und Trank,
Für an rechten Gottesdank.“

Waren die Gaben eingeheimst, wurde der Pfingstling mit einem Guß Wasser bedacht und weiter gings zum nächsten Gehöft. In manchen Gegenden Oberbayerns hat sich das Pfingstlreiten bis auf den heutigen Tag erhalten.

Zeitlich nahe den Pfingstumritten lag das „Sonnwendfest" am 24. Juni, das die Altmünchner früherer Jahrhunderte inmitten der Stadt zu feiern pflegten. 1428 bereits wurde nach Regnet der Befehl erlassen, „in der Stadt kein Sonnwendfeuer mehr anzuzünden und dasselbe wurde nachmals von der Kirche als unchristlich ganz und gar verboten"[240]). Wie wenig aber das wirkte, sehen wir aus der Münchner Feuerordnung von 1751, die noch ernstlichst verbot, „das sogenannte Johannes- oder Sonnwendfeuer in denen Häusern und auf denen Gassen der Stadt anzuzünden". Daraus geht hervor, daß in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch mehrfach dieser Brauch trotz Verbot in der Stadt geübt wurde. Manche Redensart knüpfte sich an das Johannisfeuer.

Man tanzt z. B. mit geflochtenen Kränzen um dasselbe, und wer durch einen solchen Kranz in das Johannisfeuer schaut, dem tut das ganze Jahr kein Auge weh. Dem vom Feuer ungesengten Springer kommt selbiges Jahr kein Fieber bei. Ein noch glühender Brand aus demselben, in ein Feld gesteckt, bewahrt dieses vor Hagelschlag.

Interessant ist auch eine Mitteilung des Münchner Intelligenzblattes vom 27. August 1796. Da wir sicher vor den Dörfern bei München auch um diese Zeit noch das Johannisfeuer annehmen dürfen, setze ich den Bericht hieher.

„Ein paar Worte von den Sommers-Feurn, die von Johannis bis Michaelis auf dem Lande, außer den Dörfern angezunden werden.

Noch sieht man hie und da auf dem Lande die sog. Sommerfeuer, sonst auch Johannis- oder Sonnwendfeuer genannt. Über den Nutzen und Schaden dieser Feuer sind heutzutage die Meynungen sehr geteilt, weil, wie es scheint, die Absicht und der Zweck, den sie einst hatten, verlohren giengen.

Es hat uns der verklärte verdienstvolle Herr Professor Zaupser zu München in seinem 1789 erschienenen Nachlaß zum Bayrischen und Oberpfälzischen Idiotikon ein Volksliedchen aufbewahret, das also lautet:

„Geit, geit uns, geit uns Holz heraus!
Wir machen uns ein Fuierl d'raus,
Um unter Tanz und Singa
Darüber weg zu springa,
Seid ihr amal in Feuernoth,
So werd't ihr sagen: lieber Gott!
Möcht mir ein Sprung gelinga,
So lernet dann früh springa,
Daß ihr auch durch den lieben Gott
Euch leicht errett' von Feuersnoth!
Macht Euch a Freud' daraus
Und geit uns Holz heraus!"

Also haben wir es auch hier mit einem Heischevers zu tun, aber nicht um Lebensmittel, sondern um Holz.

Johanni brachte jedes Jahr noch einen besonderen Brauch: „es war das Jackelschutzen der Schlosser- und Schmiedelehrjungen. Sie tragen ihrer vier und vier, in einem großen weißen Tuch ein kleines Männchen, der Jackel genannt wird, herum. Sie fassen das Tuch an jedem Ende, und während, daß sie einen gereimten Spruch herabschreien, schwingen und schlendern sie das Männchen in alle Höhe, und fangen es sodann, wie es herabfällt, wieder auf"[241]).

„Nach J. Burgholzer, Wegweiser durch München, 1796, war das Jackelschutzen der Schlosserjungen durch wohltätige Verordnungen bereits in Abgang gebracht. Auch hier eine „wohltätige" Verordnung zur Beseitigung eines alten, sogar von den höchsten Herrschaften seither geliebten Volksvergnügen"[242]).

Regnet schreibt von dem Lied, das beim Schwingen des Leintuches gesungen wurde. Es lautet:

„Wir schutzen den Jackel in die Höh,
Daß ihm's Weiß in den Augen vergeh,
Eins, zwei, drei.

Der Jackel, der hat a paar große Aug'n
Der taugt uns wohl zum Geldaufklaubn,
Eins, zwei, drei.

Der Jackel, der hat a große Nas'n,
Der taugt uns gut zum Feueranblas'n,
Eins, zwei, drei.

Der Jackel ist gar hoch gebor'n,
Hat wenig Hirn und lange Ohr'n,
Eins, zwei, drei.

Der Jackel scheint nicht gerade die Verkleinerungsform von Jakob gewesen zu sein, als vielmehr ein Symbol der Größe und Stärke. So heißt der größte Hammer der Feuerarbeiter „Jackelhammer" und ein großer Krug „Jackelkrug". Im übrigen war es auch hier auf ein Geldgeschenk abgesehen von seiten derer, vor deren Wohnung der „Jackel geschutzt" ward[243].

„Zwischen dem „Jackel" und dem „Liendl" dürfte kein besonderer Unterschied bestanden haben: letzterer erinnert an die zentnerschweren eisernen Votivbilder, die in altbayrischen Leonhardikirchen geschutzt und geworfen wurden. Eine weitere Parallele ließe sich noch aufstellen. Man könnte versucht sein, an das sog. „Jupitersteinigen" zu denken, einer gleichfalls von der Jugend gepflegten Sitte, die sich zu Hildesheim bis 1743 erhielt und an den Sturz der Irminsäule erinnern soll"[244].

Vier Wochen nach Johanni zogen die Münchner in Scharen zur Magdalenenkapelle, wo Kurfürst Max Emanuel 1725 durch Effner dieselbe in Verbindung mit einer Eremitage erbauen ließ. Auffallend ist aber das durch eine Quelle gespeiste Wasserbecken mit der prächtigen weißen Marmorfigur der büßenden Magdalena. An dieser Quellengrotte spielte und spielt sich während des ganzen Magdalenenfestes seit uralter Zeit ein Münchner Volksbrauch ab. Viele Leute knieen am Becken und benetzen sich mit dem Wasser das Gesicht und vor allem die Augen. Man glaubte schon immer, daß dieses Wasser gegen Augenkrankheiten helfe. Das Nymphenburger Magdalenenwasser wurde so bekannt, daß viele Augenleidende nach München kamen. Die alten Münchner hielten das Wasser der Kapelle für besonders heilkräftig, wenn die hl. Magdalena weinte, d. h. wenn es regnete[245].

Demgegenüber betont Richard Andree, daß die 1725 erbaute Kapelle „keineswegs über einer natürlichen Quelle steht; das Wasser ist aus den Teichen Nymphenburgs künstlich herbeigeführt und wird nur im Sommer laufen gelassen. Aber die Vorstellung von einer kirchlichen Heilquelle genügt, um die zahlreiche Benützung herbeizuführen"[246].

Wie die Aufklärung um die Jahrhundertwende und schon früher mit Verboten von alten Brauchtümern eingesetzt hat, zeigt eine Bemerkung Hübners in der „Beschreibung der Stadt München“: „Die ehemaligen Weihnachtsspiele, das Blasselreiten, ein possierlicher Umritt der Bauernjungen, das Palmeselreiten, die Klaubaufe, der Bauernumritt mit Hansel und Kredel, das Jackelschutzen der Schlosser- und Schmiedelehrjungen, die Johannisfeuer, und die einst von den Stadtmusikanten bei dem Faberbräu aufgeführten geistlichen Schauspiele nebst anderen dergleichen niedrigen Possen sind überall von der Polizei verbothen worden“ [247]).

Die **Dulten** und **Märkte** spielten eine besondere Rolle im München des 18. Jahrhunderts. Da sie zu bestimmten Zeiten regelmäßig wiederkehrten und ihre eigenen Belustigungen mit sich brachten, glaube ich sie an dieser Stelle erwähnen zu dürfen. Hübner nennt in erster Linie die **Gebnacht-** oder Drei Königsdult und die **Jakobidult**. „Die am Vorabend vor dem Dreikönigstag in München beginnende Dult im 17. und 18. Jahrhundert hieß Gömnachtdult. Es ist die Gebenacht, in der man der gefürchteten Percht Speisen aufstellte, zum Teil noch aufstellt“ [248]).

Die Jakobidult war ein Stadtereignis, das sich nicht leicht einer entgehen ließ, der sich noch Sinn für köstlichen Humor und allerhand Merkwürdigkeiten bewahrt hatte. „Vor hundert (und mehr) Jahren hatte sie ihren Schauplatz an der Stelle, wo sich heute der Karlsplatz, Lenbach- und Maximiliansplatz ausdehnen. Tausende von Schaulustigen drangen damals durch die Kaufingergasse hinaus zum Neuhausertor auf den großen Dultplatz.

Dort gab es allerhand zu sehen, alte und neue Sachen zu kaufen und ein gutes Bier zu trinken. Vorne beim Neuhausertor stand gewöhnlich der Bilderkrämer. Seine zugkräftigsten Bilder waren die Krähwinkler Stückeln, die in launigen Zeichnungen und Spottdarstellungen bestanden.

Auf dem Dultplatz selbst dröhnte ununterbrochen echter, altmodischer Dultlärm, der von den Ausrufern, den Drehorgeln und Budenkapellen herrührte. Eine Bude war das optische Kabinett, das nichts anderes bot als die schönsten Ansichten von Berlin, Potsdam, Königsberg, Dresden und anderen Städten.

Eine andere Schaubude lud die Dultgäste ein, sich die Riesenschweizerin anzusehen, die 19 Jahre alt war, 365 Pfund wog und mit ihren

Haaren einen 15 Zentner schweren Amboß vom Boden weghob. Selbstverständlich fehlte damals auf der Jakobidult nie das Wachskabinett, das berühmte und berüchtigte Menschen in Lebensgröße zur Schau stellte.

Die Akensche Menagerie gehörte zu den bekanntesten Sehenswürdigkeiten. Diese kleine Tierschau war ausgerüstet mit asiatischen Löwen, einer Hyäne, Tigern, Papageien, Affen, Wölfen, Füchsen, Meerschweinchen. Der Ausrufer rühmte seine Tiere wärmstens und machte alle Zuschauer darauf aufmerksam, daß die Tierschau am schönsten sei, wenn gefüttert wird. In einer großen, runden Bretterhütte tat sich eine Kunstreitergesellschaft durch ihre Reitkünste hervor. Nach jeder Vorstellung ritten die Kunstreiter vor die Bude, wobei ihre Kapelle mit dem englischen Reitermarsch einen Höllenspektakel machte, so daß alles auf die Kunstreiterhütte zueilte.

Auch eine Waffelbäckerei fehlte nicht auf der Jakobidult. Sie stand auf vier Rädern und aus dem Kamin der Küche qualmte dicker Rauch in die Luft.

Eine ehrwürdige Erscheinung auf allen früheren Dulten, selbst bis in unsere Tage hinein, waren die wandernden Verbrecherzeitungen oder Moritaten. Die grausigen Bilder, die verzerrten Verbrechergestalten, die absonderlichen Singweisen und die kreischenden Stimmen der jungen und alten, männlichen und weiblichen Moritatensänger lockten stets eine Unmenge Neugieriger heran. Auf der Münchner Jakobidult war die Moritat stets vertreten, denn ohne Moritat läßt sich ein Jahrmarkt oder eine Dult in früheren Zeiten nicht denken. Da Zeitungen in den Zeiten unserer Urgroßväter noch kein allgemeines Volksgut waren, so erfuhr der Dultbesucher die denkwürdigsten Verbrechergeschichten vielfach durch die Moritatensänger. Allerdings wurde beim Berichte dieser Geschichten der Einbildungskraft meist ein sehr weiter Spielraum gelassen.

Außerdem gab es auf der ehemaligen Münchner Jakobidult Seiltänzer, den Praterer mit zaundürren hölzernen Gäulen, den berühmten Konditor mit seinen Zuckerfiguren und den billigen Jakob, der mit seinen Kraftsprüchen den Zuhörern seinen englischen Steinkitt, seine Pariser Schmotzkugeln oder Fleckenkugeln, seine kalte Versilberung oder Silberputze und seine englische Glanzstiefelwichse aufzuschwätzen versuchte. In der Käsebude durfte man nach altem Brauche allerlei Käsesorten verkosten, bis man sich entschloß, ein Viertel Pfund zu kaufen

oder bis man sich satt vom Verkosten unter dem Geschimpfe der Käsehändler gelassen von der Bude wegschlich."

Das waren in einigen Zügen die Hauptbelustigungen der Münchner Jakobidult[249]).

An den Vorabenden der Drei Königs- wie der Jakobidult wird die Freiung eingeläutet, d. i. die Freiheit zu handeln; durch Glockengeläute der Liebfrauenkirche wird die Dult eröffnet. Beide Dulten dauern vierzehn Tage lang. In den ersten Zeiten wurden diese Dulten auf dem Paradeplatz gehalten, der durch die abgebrochene Mauthalle einen beträchtlichen Raum gewonnen hat.

Schrannenmarkt oder Getreideverkauf ist alle Wochen an Sonnabenden auf dem Hauptplatze.

Roßmärkte sind die ersten drei Mittwoche in der Fasten im Thale und am Jakobitag auf dem Platze, wo das Franziskanerkloster gestanden hat.

Am Vorabend vor Nikolai und an diesem Tage selbst wird auf dem Paradeplatz ein Markt mit Kinderwaren gehalten, wozu aber nur inländische Krämer zugelassen werden. Gräßliche, unschickliche Puppen und sog. Klaubaufe sind von der Polizei verboten.

Alle Fasttage ist Fischmarkt am Fischbrunnen des Marktplatzes.

Alle Donnerstage ist Hornviehmarkt unweit der Stadt auf den Lüften, wohin auch öfter Schweine getrieben werden.

Vogelmarkt ist vormittags alle Sonn- und Feiertage auf dem Hauptplatz. Vor einiger Zeit sind auch die Hunde hier feilgeboten worden.

Holzmärkte sind alle Tage im Thale, in der Sendlinger- und Neuhausergasse.

Heumarkt ist alle Tage auf dem Anger.

Die Tölzer haben die Erlaubnis, alle Quatember ihre bäuerischen Kistler-Arbeiten auf dem Hauptplatze oder dem neuen Platz an der Residenz zu verkaufen.

„Den Münchner Handwerkern gefiel das Tölzer Geschäft gar nicht; die Streitigkeiten gehen durch das ganze 18. Jahrhundert. 1767 setzen die Münchner durch, daß die Tölzer fortan nur noch gefärbte oder Tölzer Arbeit, nicht aber ungefärbte auf den Dulten absetzen dürfen"[250]).

„Diese aus Feuchtenholz verfertigten und mit Oehlfarbe, Blumen und geistlichen Gegenständen angemalten Möbeln werden in Tölz von

sieben Kistlermeistern verfertigt, und alle Quatember, sowie zu jeder Dultzeit auf den Flößen auf der Isar bis hieher gebracht, sofort von der Lende auf der Achse in die Stadt geführt. Sie sind meist die Möbels der Bauern in hiesiger Gegend, der Domestiken, und geringeren Bewohner in der Stadt. Eine solche zwei-schläfrige Bettstatt kostet z. B. 5 fl. — Damals hatte wohl noch niemand auch die leiseste Ahnung, daß es sich hier um lebendig erhaltene Traditionen aus der romanischen Kunstperiode handle, die den Hausrath bunt mit Blumen und anderen Motiven zu bemalen pflegte[251]).

1790 finden wir die Kistlerfrauen Pockschütz und Reiß auf der Münchner Dult. Der Verkauf wurde gewöhnlich von den Frauen betrieben[252]).

Früchte- und Kräutermarkt, Eier- und Geflügelmarkt, Baum- und Blumenmarkt u. dgl. sind täglich auf eigenen, von der Polizei angewiesenen Plätzen, auf denen die Polizeidiener Wache halten.

Trödel- oder Tändelmarkt von allen geringeren „Geräthschaften" ist täglich auf dem Anger; ansehnlicherer Kram von „Geräthschaften" wird selbst in den vornehmeren Straßen der Stadt getrieben.

Einige Hausbedürfnisse, z. B. Milch, süße und saure, Sand, Kienholz, Sägespäne, Hafenbinderei, Besen, Brunnkresse usw. werden von ihren Verkäufern auf den Straßen, jede mit einer eigenen, sehr verschieden kadenzierten Melodie ausgerufen[253]) *).

Die erstgenannten jährlich wiederkehrenden Warenmärkte nahmen in jener Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grad in Anspruch und sie konnten in gewissem Sinne zu den Münchner Volksfesten gerechnet werden. „Doch waren die Schaubuden nicht auf einem Platz beisammen; denn während die Schaubuden mit wilden Tieren, Wachsfiguren und anderen für groß und klein höchst interessanten Dingen im Thal ihren Platz hatten, zeigten die Seiltänzer und Kraftmenschen ihre Kunststücke zwischen der Herzog Maxburg und der Dreifaltigkeitskirche, woselbst die Stadtmauer den Paradeplatz nach außen abschloß"[254]).

„In der Au gab es bereits seit 1799 eine Frühjahrs- und Herbstmesse, die sich erst im Laufe der Jahrzehnte jenen Namen machen konnte, den sie heute noch als Auer Dult in München genießt"[255]).

---

*) Dieses Ausrufen von Waren durch Hausierer in einer Art von Sprechgesang ist noch im heutigen München wahrnehmbar.

Hübner schreibt, daß es „übrigens in dieser volkreichen Stadt beinahe niemahls an Belustigungen aller Art fehle. Fremde Künstler zeigen sich in Concerten, und Akademien, künstlichen Feuerwerken, wozu immer ein großer Zulauf ist. Wider Bärentreiber, Seilschwinger, Springer u. dgl. hat man Polizeiverbothe, und solche gefährliche Künste werden nur mit höchster Vorsicht erlaubt“ [256]).

Gehören die bekannten Altmünchner Originale auch meist dem 19. Jahrhundert an, so war doch einer davon schon zur Jahrhundertwende von Bedeutung: es ist Prangerl, der Hofmusikus und lustiger Rat, letzter konzessionierter Hof- und Leibnarr. „Er war ein kleiner Mann mit glattrasiertem Gesicht und mit einer unwandelbaren fröhlichen Miene, auch war er stadtbekannt bei groß und klein; er lebte zur Zeit Max Josephs IV. (des nachmaligen Königs Max I.) und war ein vortrefflicher Violinspieler. Ein echtes, „goldnes Münchner Herz“ besaß er, das ihn dazu trieb, jederzeit, selbst über seine Verhältnisse hinaus, zu helfen, wo es notwendig war. Als Hofnarr durfte er natürlich, nach oben hin, sich manches erlauben, was jedem andern hohe Strafe eingetragen hätte“ [257]).

Daxenberger erwähnt noch den „Vogelthammerl (Thomaerl). Diese Belustigungsfigur der Kinder und Alten, dieser Bajazzo, der Vogelthammerl hieß, weil er Vögel verkaufte, pfiff wie Papageno und lief unter beständigem Radschlagen auf der Straße umher. Er trug ein blau und weiß gestreiftes Jäckchen und eine Kappe von Stroh mit großem Schild. Ich glaube nicht, daß er den Antritt des neuen Jahrhunderts erlebt hat“ [258]).

Im Tanz fand man seine Belustigung. Westenrieder nennt „den Französischen, Englischen, den Deutschen Walztanz, die sieben Sprünge.

Die Gelegenheiten hiezu sind die Redouten und Bälle den Winter hindurch, der Faux-Hall im Sommer; und die Gesellschaften in den verschiedenen schönen Lustgärten der Stadt, wo fast täglich getanzt wird“ [259]).

„Ein Stück alter Volksmusik im Dreivierteltakt als tänzerische Grundlage beginnt nun eine große Rolle zu spielen. Es hatte sich auch gegenüber der Renaissance- und Barockkultur zu behaupten gewußt. Bemerkenswert ist, daß durch die Oper „La cosa rara“ von Vincente Martin y Soler, die 1788 in München aufgeführt wurde, der moderne Walzer in das höhere Gesellschaftsleben eingeführt wurde. Damit war zugleich ein völliger Umschwung von den modischen Tänzen, die zu-

meist auch die Grundformen der instrumentalen Suite gebildet hatten, zu unseren neuzeitlichen Rundtänzen angebahnt worden"[260]).

„Der Geselligkeit dient auch das Kasino in München, wo sich die Mitglieder am Montag, Mittwoch und Samstag versammeln.

Spazierfahrten sind im Sommer nach Nymphenburg, Schleißheim, Starnberg, Föhring, Schwabing, nach dem häsenen Loh".

Großhesselohe war nämlich ein bekannter Kirchweihausflugsort. Joseph Zächenberger schenkte uns um 1770 ein Gemälde, heute im Historischen Museum der Stadt München, Jakobsplatz 1, betitelt „Großhesseloher Kirchweih". An den Isarhängen sind Kalköfen zu sehen.

Fiaker und Lohnkutscher erfreuten sich immer mehr einer stärkeren Nachfrage. Besonders waren Ausflüge in Gesellschaftswagen beliebt. Da aber die Wirtsleute gegen plötzliche „Invasionen" nicht gerüstet waren, die „Boten" meist nur einmal in der Woche zur Stadt kamen und auf die alten Erwerbslosen, die manchmal Briefe und Pakete von der Post „vertrugen", kein Verlaß war, so ging nicht selten ein dienstwilliger Teilnehmer selbst als „Ansager" hinaus. — Längst um zehn Uhr abends war die Gesellschaft wieder zuhause. Der Wohlanstand verbot längeres Ausbleiben. Diese Gepflogenheit fand ich für das frühe 19. Jahrhundert aufgezeichnet[261]).

Im Winter ist das Schlittenfahren, das Eisschuhlaufen und das Eisschieben, wie überall in Deutschland, auch hier gebräuchlich[262]).

Freiherr v. Hertling, kurfürstlicher Staatsrat in Mannheim, kommt 1785 zu dienstlichen Besprechungen nach München. Er schreibt: „Beispielsweise mag auffallen, daß sich der gesellige Verkehr damals meist zu so früher Tagesstunde abwickelte. Ein Kinderball, dem der Verfasser des Tagebuches am 31. März in einem befreundeten Hause zuschaute, endigte bereits um sechs Uhr nachmittags, also wohl noch bei Tageslicht. Spielpartien, zu denen er eingeladen war, fanden so früh statt, daß man zum Abendessen nachhause zurückkehrte. Auch eine Akademie bei Hofe, d. h. eine Festlichkeit, bei welcher Musikvorträge stattfanden und gleichzeitig an vielen Tischen Karten gespielt wurde, endigte abends vor der Zeit des Abendessens"[263]).

Wohin gingen nun die Münchner des 18. Jahrhunderts spazieren? „Der Hofgarten war das Ziel der städtischen Eleganz, um mit Hübner zu reden. Hier wird an Sonn- und Festtagen jeder neue Putz zur Schau getragen. Hier wird geschmachtet, geseufzet, getändelt und geliebäugelt.

Fächer und Badines (die Spazierstöckchen der Damen) waren die Abzeichen der schönen Welt. Auf höchsten Befehl wechseln hier im Sommer die Orchester des Militärs in schönen Abendstunden; Zuckerwerk und andere Näschereien werden feilgeboten; das außen angebaute Kaffeehaus reicht Erfrischungen aller Art.“ Bei Regenwetter nimmt die Lustwandler eine 750 Schritte und 14 Fuß breite, bedeckte Galerie mit 125 Arkaden auf, wo man die Länge und Breite des Gartens durchwandern kann. Die obere Escarpe des Gartens wurde zu Wasenstücken ausgeschnitten, auf denen die Stadtjugend sich sammelte.

Der Plan der Anlage des Englischen Gartens kam um 1793 zur Ausführung. Nicht weit vom Chinesischen Turm mit seinen vier Etagen hohen Wandeltreppen, erhebt sich ein artig erbautes Gasthaus zu Erfrischungen und hinter demselben eine Art Schweizerei mit Stallungen, einem Eiskeller, einem Tanz- und Kegelplatz.

Weiterhin an der Fahrstraße zur Linken erblickt man ein langatmiges Gebäude mit jonischer Säulenstellung, das zu einem Speisesaale dient und eine Küche enthält: nicht weit davon eine Art von Amphitheater mit Sitzen in der halben Rundung für circensische Spiele. In der Mitte eines nahen Wäldchens ist eine hohe Schaukel für Liebhaber solcher Bewegungen angebracht.

Hübner erwähnt weiter die Spaziergänge nach Nimphenburg und Schleißheim, in den Hirschgarten bei Nimphenburg, nach Fehring, anderthalb Stunden von München über Bogenhausen, in die kalte Herberge, nach Thalkirchen, in das kleine Heselohe im Englischen Garten, nach Schwabing und in die Georgenschwaige an der Straße nach Schleißheim. „Die nächsten Ergötzungen werden in den Schankgärten außerhalb der Stadt gesucht, wozu der ehemalige Huber-, nun Kornfelderſche Garten, und der Glasgarten auf dem Rempart vor dem Einlaß die besuchtesten sind. Man trifft diese Gärten, gegen 50 an der Zahl, auf allen Seiten der Stadtumgebungen und überall zahlreiche Abendgesellschaften an. Ihr Zuspruch hängt ganz von guter oder schlechter Bedienung ab“ [264]).

J. G. Wolf bringt dazu noch nach Burgholzers Beschreibung der Stadt München von 1796 „die Ausgänge in die fürstlichen und Privatlustgärten. Ferner das sog. Hesselohe hinauf, zwei Stunden südlich entlegen, gilt für einen schon alten Lieblingsort der Münchner. Es ist eine zum Hl. Geist-Spital gehörige Schwaig mit einer Klause versehen. Die Bewirtungsplätze sind unter den Waldbäumen am hohen

Isarufer, wo es diese sog. Läuthen gibt, mit mancher Unglückstafel bezeichnet“ [265]).

An dieser Stelle dürfte es nicht unangebracht sein, ein kleines Kapitel über **Altmünchner Gasthöfe** einzuschieben, die im 18. Jahrhundert von vornehmen Reisenden als Absteigequartiere benützt und auch als Gaststätten von Einheimischen aufgesucht wurden.

J. G. Wolf, Das kurfürstliche München, gibt nach Burgholzers Stadtbeschreibung von 1796 folgende Erklärung[266]):

„Gasthäuser, worin man Fremde beherbergt, sind den ursprünglichen Freiheiten nach nur die hiesigen Weinwirtshäuser. Indes wird dies wegen der Menge von Fremden nicht genau genommen, und jeder Bierbrauer hat Erlaubnis, jedermann Nahrung und Wohnung zu geben“.

Hübner zählt zu den vornehmsten und besuchtesten Gasthöfen in München:

1. zum Goldenen Hirsch (in der Schwabinger Gasse)
2. zum Goldenen Hahn (Weinstraße)
3. zum Goldenen Kreuz
4. zur Traube
5. zum Londoner Hof
6. zum Schwarzen Adler (Kaufingergasse)
7. zur Goldenen Ente (am Ende der Windenmachergasse)
8. zum Goldenen Bären (am Paradeplatz)
9. zum Storchen (in der Neuhausergasse).

Die besuchtesten **Kaffeehäuser**, unter denen das Scheidlsche den ersten Rang behauptet, sind in eben gedachter Gasse, in der Weinstraße, auf dem Kornmarkt und in der Dienergasse. Man trifft in diesen, wie in mehreren Orten, immer sehr artige Abendgesellschaften an.

Im Jahre 1740 waren kaum drei bis vier Kaffeehäuser vorhanden, während man 1763 schon 53 zählte[267]).

Pezzl zählt 1784 in seiner „Reise durch den Baierschen Kreis“ in München „unter den Artikeln des Luxus“ 36 Kaffeesieder.

A. Mitterwieser berichtet uns über die ältesten Kaffeehäuser in Bayern, die eben auf das 18. Jahrhundert zurückgehen und in der Landeshauptstadt entstanden sind. Es war zur Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges, als München unter österreichischer Verwaltung stand[268]).

„Von den ersten beiden Kaffeestuben heißt es, daß sie tempore administrationis gebilligt wurden. Johann Koller nennt sich 1711 Kaffeesieder; 1746 macht seine Witwe „Magdalena Kollerin, hofgefreite Kaffeesiederin“ ihr Testament. In ihrem Inventar stehen 13 Paar irdene Kaffeeschalen mit fünf Löffeln, zwei zinnern Teegeschirre und ein derlei Kaffeegeschirr. Im Jahre 1721 sagt Elisabeth Wagner, daß sie mit ihrem Manne, der wider die Türken in Ungarn den Tod gefunden, von der österreichischen Verwaltung den bis 1718 laufenden Hofschutz zum Rosolibrennen und Kaffeesieden erhalten habe; sie will eine Fortsetzung der Konzession. Im Jahre 1723 will der Maler Ferdinand Schneider auch den Hofschutz für eine Kaffeesiederei, weil er Alters halber seinen Beruf nicht mehr ausüben könne; 1725 wollen das gleiche die Relikten des Sekretär Miller in Diensten eines Generals.

Kein Wunder also, daß bei solchem Andrang zu diesem neuen bescheidenen Erwerbszweig schon 1727 der neue Kurfürst Karl Albrecht den Weinschenken der Hauptstadt zugesichert hat, „nit ainigen eine Konzession auf ein Kaffeehaus zu erteilen“; er wolle während seiner Regierung keine neue Konzession mehr erteilen, „jene aber, so mit Konzessionen verseehen befündten“, wolle er abgehen lassen.

Der Opernsänger und Sprachlehrer Karl Bellini aber hat im Jahre 1736, wie es ausdrücklich heißt, die dritte Kaffeesiederei unter merkwürdigen Umständen bewilligt erhalten. Er hatte ein diamantenes Ohrgehäng der Kurfürstin Amalie, die eine Kaisertochter war, wiedergefunden und darum diese Konzession erhalten. Nach dreißig Jahren verstiftete er die Gerechtigkeit auf zehn Jahre seiner Base Maria Barbara Mair.

An der Weinstraße hat um 1770 ein Hofgerichtsadvokat Negger eine Kaffeeschenke. Eine Maria Katharina Lefeubre, deren Mann Hofschreiber war, hat seit 1767 eine persönliche Kaffeeschankgerechtigkeit.

Im Jahre 1757 wollen ein Hofzimmerputzer Reisner und ein herrschaftlicher Pastetenkoch Pfisterer auch solche Gerechtigkeiten. Kein Wunder also, daß 1769 zehn solcher Kaffeestuben in dem damals kleinen München festgestellt werden, nämlich am Marienplatz, im Schenkgäßchen, in der Sendlinger-, Kaufinger-, Dieners- und Burggasse unter den Bögen, in der Weinstraße und am Fischmarkt, also auf einem recht kleinen Umkreise. Nach drei Jahren ist es noch dieselbe Zahl. Es wird aber festgestellt, daß für vier die Erlaubnis des geheimen Rates

fehlt. Man will sie damals überhaupt vermindern. Daß es nur beim Vorsatz blieb, zeigt die weitere Entwicklung.

Im Jahre 1781 will der mit fünf Kindern gesegnete Trabantensohn Anton Riedl eine neue Bewilligung und Trautmann erzählt im dritten Bändchen seiner Kulturbilder, daß vom Kurfürst Karl Theodor dem kunst- und sinnreichen Hofmechaniker Gallmeyer statt der versprochenen Pension auch eine Kaffeeschankgerechtigkeit bewilligt worden sei.

Im Jahre 1784 hat ein welscher Sarde die Bewilligung erhalten, vor dem Schwabingertor auf der Hofgartenmauer aufzubauen und ein Kaffee einzurichten. Es kam später in die Hände der Kurfürstin Witwe Maria Leopoldine. Luigi Tambosi aus Riva war damals Pächter und wird später Eigentümer.

Wir brauchen uns also nicht wundern, wenn 1798 der bekannte Graf Rumford in einem „Pro memoria" die Anzahl der Kaffee- und Bierwirtshäuser in München „übermäßig" nennt. Eine solche Gerechtigkeit sei gewöhnlich die letzte Zuflucht derjenigen, die die Handarbeit scheuen, keiner Profession kundig oder des Domestikenstandes müde sind. Wir müssen auch wirklich staunen, wenn wir im Regierungsblatt von 1804 lesen: 31 Namen von Kaffeeschenken und Traitteurs. 1827 wird mit 37 Kaffeeschenken ein Gipfelpunkt erreicht, wie ihn außer Wien wohl keine Stadt aufweisen kann."

„In den vornehmen Gasthöfen ist Wirthstafel, wovon einige auch von Distinguirten der Stadt zahlreich besucht werden" [269]).

Wer von Stand und Rang nach München kam, nahm im „Goldenen Hirschen" Absteigequartier. Der höchsten einer war wohl Joseph II. Der Gasthof war auch allgemein unter dem Namen „Fürstenherberge" bekannt.

Näheres berichtet uns Jos. Meyer in seinem 1922 in München erschienenen Buche „Was das Münchner Kindl erzählt" in dem Aufsatz „Vom Goldenen Hirschen und seinen Gästen" [270]).

„Am 14. Dezember 1775 sahen die Einwohner der Theatinerstraße wieder einmal eine Ehrenwache vor dem Gasthof zum „Goldenen Hirschen" aufziehen. Der „Goldene Hirsch" war ja das erste Absteigequartier der Stadt und der Ehrenposten erschien regelmäßig, so oft eine „illustre" Persönlichkeit, eine Hoheit oder Durchlaucht, dort Wohnung nahm. Das war gar nicht selten der Fall und so machte niemand in der Umgegend des Gasthofes viel Aufhebens mehr davon.

Im 51. Stück des am 20. Dezember 1775 erscheinenden „Wöchentlichen Münchner Anzeigers" war zu lesen: Bey Herrn Stürzer, Wein- und Gastgeber zum Goldenen Hirschen, logieren... den 14. Se. Durchlaucht der Prinz von Braunschweig, mit Titl. Herrn Baron v. Warnstett und Herrn Professor Lessing, nebst vier Bedienten aus Italien.

Herr Professor Lessing war aber niemand anderer als der Dichter Gotthold Ephraim Lessing, dessen „Mina von Barnhelm" acht Jahre zuvor erschienen und vom deutschen Volke mit stets wachsender, seit Klopstocks „Messias" unerhörter Begeisterung aufgenommen worden war. Da mit Ausnahme des „Nathan" auch seine übrigen Hauptwerke schon veröffentlicht waren, mag die Notiz in dem Münchner Anzeiger bei den literarisch gebildeten Münchnern mit viel Interesse gelesen worden sein.

Es war das einzige Mal, daß Lessing Münchner Boden betrat. Die Stadt scheint aber auf ihn, im Gegensatz zu Goethe und anderen Großen im Reiche der Dichtkunst, keinen besonderen Eindruck gemacht zu haben, denn er tut des Aufenthaltes nur einmal, ohne jeden Kommentar, Erwähnung. In einem Briefe an Eva König, die er 1776 ehelichte, vom 26. Dezember 1775 schreibt er: ... sogleich beschloß ich, von München aus, wo ich ohnedem nicht weiter mit dem Prinzen gehen konnte, geradenwegs nach Wien zu gehen...

Die Giebelwand des Gasthofes hatte nicht Platz genug, allen irgendwie berühmten Besuchern Erinnerungszeichen zu widmen. Denn schier eineinhalb Jahrhunderte lang logierte alles, was an „vürnemben Reisenden" nach München kam, im „Goldenen Hirschen". So der schon erwähnte Kaiser Joseph II. (12. August 1781), Mozart, als er, noch ein Kind, mit seinem Vater zum erstenmal in München weilte und als Wunderkind vor dem Kurfürsten Max Joseph III. spielen durfte; ja noch im 19. Jahrhundert in Fortsetzung des vornehmen Rufes Persönlichkeiten wie u. a. Rubinstein, Donizetti, Flotow, Spohr, Marschner, Krupp, der Gründer des Unternehmens, und neben manchen wirklichen Fürstlichkeiten eine Fürstlichkeit im Reiche der Abenteuer: 1756, unmittelbar nach seiner Flucht aus den Bleikammern Venedigs kam Casanova de Seingalt an. Hier fand er wieder eine menschenwürdige Unterkunft.

So ist der „Goldene Hirsch" ein Stück Münchner Vergangenheit. Auf den Steinbänken im Hausgang erwarteten die Diener ihre Herrschaften, während draußen vor dem Hause in eigens dazu angebrachten Ringen die Fackeln gespenstisch flackernde Lichter auf die unbeleuchtete

Theatinerstraße und das Haus des Theatinerbäck warfen. Wenn übrigens Rechnungen einen Schluß zulassen, so muß das Haus ersten Ranges gewesen sein. Aus der Mitte des 18. Jahrhunderts verwahrt das Reichsarchiv eine Rechnung über den Aufenthalt eines Württembergischen Obristen v. Röder, der auf kurbayrische Kosten im „Goldenen Hirschen" verpflegt wurde. Da schwanken die Preise für das trockene Gedeck zwischen 2 fl. und 3 fl. 30 kr. Dazu ziehe man die niedrigen Lebensmittelpreise jener Zeit in Betracht.

Die verschiedenen Kaufbriefe des Hauses sind eine deutliche Illustration zur Geschichte des Wertzuwachses in der Altstadt: 1728 wurde es von der Familie Stürzer um 8000 fl. erworben, der letzte Kaufpreis betrug 180 000 fl."

1802 werden in München 24 Gastgeber oder Weinschenken und 164 Bierwirte gezählt. Mit den Weinschenken war in der Regel auch die Herberge und der Gasthof verbunden. In diesen Gasthöfen nahmen die eingesessenen Bürger an den Sonntagen ihren Frühschoppen. Nur an den Sonn- und Feiertagen ging man nach dem Hochamte zum Wein, an dem sich auch die ehrsamen Bürgersfrauen im „Schwarzseidenen", mit weißem crepe de chine-Schal und dem schmucken Ringelhäubchen beteiligen durften.

Die meisten und vornehmsten Gasthöfe hatte zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts das „Kreuzviertel", insbesondere die Kaufingergasse, aufzuweisen. Da stand der 1763 gegründete Gasthof „Zum Römischen König", der zugleich der kaiserliche Reichspoststall war. Heute steht an seiner Stelle der Schüssel-Bazar. Schräg gegenüber war das „Goldene Kreuz". Außerdem waren noch in diesem Viertel der Gasthof „Zum deutschen Ritter", „Zur Blauen Traube" und der „Londoner Hof". Weitaus am längsten erhielt sich der „Schwarze Adler". Die Wanderkünstler hatten dort ihre Heimstätte. Franz Albert, der Bruder des Stadtmusikanten, eine in seiner Zeit bekannte Persönlichkeit Münchens, war Weingastgeber dort. Fremde suchten mit Vorliebe den Gasthof des „gelehrten Wirthes" auf. Rührend sorgte er für den jungen Mozart, veranstaltete Konzerte, ließ Mozart zu Ehren öfter eine kleine Nachtmusik aufführen. Als Bürger zeichnete er sich durch reiche Mildtätigkeit aus. 1779 gründete er mit dem geistlichen Rat Kollmann die mildtätige Gesellschaft zur Unterstützung verschämter Armen. Auch Goethe wohnte im Herbst 1786 auf seiner Durchreise nach Italien dort. „Er nannte sich Kaufmann Möller aus Leipzig; denn

er wollte unerkannt und ungestört bleiben. Wie ein eiliger Tourist nützte er den Tag, um alle Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen. Um sechs Uhr abends, als es dämmerte, war er wieder im Gasthof und schrieb sein Tagebuch. Am nächsten Morgen um fünf Uhr saß er in der Postkutsche und fuhr das Isartal aufwärts durch Wolfratshausen und Benediktbeuren, Kochel und Walchensee entlang nach Mittenwald, zum Brenner und hinab in den sonnigen Süden"[271]).

Der „Schwarze Adler" spielte auch bei den Einheimischen eine gewisse Rolle, wenigstens einmal im Jahr. Und zwar am Tage des „Antlasses" und der „Fronleichnamsprozession". Da er an der Ecke der Kaufingergasse und des kleinen Liebfrauengäßchens gelegen war, konnte man von seinen Fenstern aus die Prozession in ihrem ganzen Pompe am bequemsten betrachten. Die Münchner, deren Wohnungen nicht an den Straßen des Umzugs lagen, und die sich doch auch wieder nicht auf dem Wege aufstellen wollten, mieteten für diesen Tag Zimmer im Hotel „Schwarzen Adler". Die fremden Reisenden mußten einfach für die Zeit der Prozession auf ihr Zimmer verzichten. Da kam es denn auch manchmal vor, daß so ein Reisender, wenn er nach beendeter Prozession sein stilles Zimmer aufsuchen wollte, dort noch eine fidele Gesellschaft bei „Bock und Würsteln" vorfand. Aber es gab deshalb keinen Streit, denn in der Regel erfolgte seitens der gemütlichen Münchner eine freundliche Einladung und der Fremdling war dann in seinem Zimmer zu Gast[272]).

Im humoristischen Fremdenbuch für das Münchner Hofbräuhaus finden wir eine eigenhändige Eintragung von W. A. Mozart aus dem Jahre 1780. Sie lautet:

„Unter all den Städten, wo ich campiret,
Viel musicirt und instrumentiret,
In München ich auch einst logiret,
Am Hofe dort fein concertiret
Opera Idomenea 1770 componiret,
Wozu in Churfürst's Brauhaus ich mich restauriret
An seinem Bier mich delectiret,
Mit allen Gästen mich primo amusiret
Drum sein Ihnen dieser Spruch auch deduciret!

München, im Jahre 1780. Wolfgang Amadeus Mozart,
Tondichter.[273])

Ein richtiges Bräuhaus Altmünchner Schlages will ich an dieser Stelle erwähnen, „wo die fahrenden Boten von Hohenwart, Wolnzach und anderen niederbayrischen Orten, allwöchentlich mit ihren großen Blachenwägen Einkehr hielten und die Handwerksburschen ihre Unterkunft fanden — es war der alte Fuchsbräu, neben der jetzigen Englischen Apotheke“ [274]).

„Die Wirtsstube beim Fuchsbräu, wo die Geschmeidemacher und Zirkelschmiede und die Huterer ihre Herberge und damit zugleich ihren Stammtisch hatten, gehörte noch anno 1805 zu den am besten gehaltenen und gemütlichsten in ganz München. „An der Wand sind geistliche Malereyen, eine Schlaguhr und Rehböckköpfe, um die Hüte aufzuhängen“, meldet ein Besucher von damals, eine Tafel mit der Aufschrift: „Jedermann wird höflich ersucht, gleich zu bezahlen“, und über der Tür ein auf Holz gemaltes Buch, das in zu Herzen gehenden, schlichten und kunstlosen Versen die Altmünchner Lebensregeln verzeichnet. Der auf der Wanderschaft weilende Huterer oder Zirkelschmied fand hier beim Herbergsvater seiner Zunft gute Kundschaft und fröhliche Kameraden, dem freigesprochenen Lehrling aber wurde hier sein Zeugnis ausgefertigt.“

Einige bekannte Gaststätten am alten Lehel zu München will ich nicht unerwähnt lassen. Am bekanntesten waren das „Ketterl“, eine gern besuchte Gaststätte und der bei hoch und nieder beliebte „Grüne Baum“, ein Wirtshaus berühmt durch den riesigen Baum, der ihm den Namen gegeben, 1787 jedoch einem Sturm zum Opfer fiel und noch mehr bekannt durch das Tölzer Bier, das auf Flößen hieher gebracht wurde und dem einheimischen Sud gefährliche Konkurrenz machte.

Im Historischen Stadtmuseum München, Jakobsplatz 1, fand ich ein Gemälde von Joseph Stephan, „Wirtschaft zum Grünen Baum“ aus dem Jahre 1775. Man sieht den sog. „Grünen Baum“, ein lustiges Völkchen darunter im Wirtsgarten, während an der unmittelbar daneben vorbeifließenden Isar Flöße mit Tölzer Bier ankommen.

Schließlich sei noch der „Prater“ erwähnt, „das lustige Dörfchen“, die beliebteste Vergnügungs- und Gaststätte des damaligen Münchens. Es ist die Stelle unseres heutigen Deutschen Museums. Der Prater war ein anmutiges, von vielen Bäumen und Gebüschen beschattetes Plätzchen, mehr von den einfachen als von den höheren Ständen besucht. Ein Wirt hatte sich dort niedergelassen. Deutsche und Russische Schau-

keln, kleine Bauernhütten und Einsiedeleien, bescheidene kleine Lauben und Spiele für die Jugend gab es dort. Die vornehmeren Bürger besuchten diesen Ort, um sich an dem Anblick der fröhlichen Menge zu ergötzen.

Neben „Ketterl" und „Grünen Baum" waren noch beliebt das „Rockerl" oder der Maigarten, der „Brüderlwirt", die „Arche Noeh", der „Gschlößlwirt"[275]).

Es kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden, ob die nachfolgende Buchung von Regnet, München in guter alter Zeit, sich schon auf das 18. oder erst gar auf das spätere 19. Jahrhundert bezieht[276]).

Das Haus nebst Garten auf dem Rampart zwischen der Kosttor-Kaserne und den kurfürstlichen Hofställen kam 1781 an Baptista Holzer, einem Handelsmann. Dieser bewirkte, daß 1786 eine Real-Bierschenksgerechtigkeit auf das Haus verliehen wurde. — So entstand die „Archnoe" mit dem Wirtsgarten. — Nun schreibt Regnet: „In dem Hause ist ein sehr geräumiger Tanzsaal mit 16 Tischen und ein Saletl mit acht Tischen, wozu man durch eine helle geräumige Stiege kommt. Diese Säle sind mit Spiegeln und Leuchtern geziert. — Sonn- und Feyertags wird von Morgens sechs bis acht Uhr und nach dem Gottesdienste von zehn Uhr bis Mittags von dem Schuhmachergesellen Math. Gerstenegger daselbst Tanzschule gehalten, welche von Bäcken, Müllnern, Bräu- und Hausknechten, dann Dienstmägden und Näherinnen besucht wird, und woselbst die Person, die Menuet und Deutsch ausgelernt hat, 2 fl. (3.43 Mk.) bezahlt."

Die Notiz ist kulturgeschichtlich interessant, weil wir hier von Tanzunterricht hören, der für die breite Masse bestimmt war. Von den bereits erwähnten Vergnügungen der Münchner wissen wir, daß in den schönen Lustgärten der Stadt fast täglich getanzt wurde.

Die sog. Schenkgärten sind meist aus „Pflanz- und Nutzungsgärten" erwachsen, als eine unmittelbare Folge der Spaziergänge des Volkes aus der Stadt heraus. Um des „Schenkens" (von Bier) willen wurde alle übrige Gartenkultur beiseite gesetzt. Denn „der Garten ist mir lieber mit zehrenden Gästen als mit den wohlriechendsten Blumen besetzt", sagen dergleichen Schenkgärtner. Sie versehen ihre Gärten auch mit den angenehmsten offenen Bewirtungsplätzen, mit Lauben und luftigen Sommerhäusern. Ihre Ertragfähigkeit kann man daraus abnehmen, daß dergleichen Schenkgärten fast alljährlich erweitert werden, ja sich von Zeit zu Zeit neue ansetzen. Die im Jahre 1779 und 1780

errichteten Schenkgärten vor dem Neuhausertor wurden „zum letzten Pfenning“ und „zum letzten Heller“ genannt.

Jene vor dem Isartor sind älter, z. B. der Buttermilchgarten, worin im Sommer von ziehenden Schauspieltruppen öffentliche Spiele aufgeführt werden; die „Lüften“ zu äußerst an der Rosenheimerstraße (wegen des hohen, unter Bäumen erbauten Sommerhauses so genannt), wo gewöhnlich alle Donnerstage Viehmarkt gehalten wird. Vor dem Schwabingertor führt ein Schenkgarten den Namen „Neugarten“ [277]).

In allen Gasthäusern wurde die Polizeistunde durch das Läuten der Bierglocke angezeigt. „Beim Ertönen derselben mußten alle Gäste die Wirtslokale verlassen und sich schön ruhig nachhause begeben. Die Polizeistunde war bis 1798 auf zehn Uhr festgesetzt. Nach dieser nächtlichen Stunde ließen die Nachtwächter und Söldner der Stadt ihr geübtes Auge in allen Ecken umherschweifen. Auch Burgholzer spricht vom sog. „Hausausläuten, das nach altdeutscher Mundart Hußausläuten heißt“ [278]).

Hier dürfte auch ein Wort über Altmünchner Absteigequartiere am Platze sein.

Früher besaßen nämlich die zahlreichen Abteien unseres Alpenvorlandes in München ihre eigenen, besteingerichteten Absteigequartiere für ihre Angehörigen. „Glichen sie auch nicht den prunkvollen Palästen französischer Abteien, so waren sie doch ganz stattliche Bürgerhäuser mit Gärten und Ställen, dazu noch eine jedermann zugängliche Kapelle und etwas sehr wichtiges: einen tüchtigen Hauspfleger. Er war das genaueste „Auskunftsbüro“, die „lebendige Zeitung“, der vielseitige Informator. Dieser Posten war sehr einträglich: freie Wohnung, verschiedene Spesen, Sporteln und Gebühren von den „Zehentbauern“ und Zinspflichtigen der Klöster, die hieher ihre Abgaben an Getreide, Eiern, Schmalz, Federvieh und Geld abliefern mußten. Um aber mit den Bauern und ihren „Raffinessen“ zurechtzukommen, mußte dieser Hauspfleger selbst ein geriebener Schlaumeier und dabei grob und handfest sein. Vom Jahre 1775 ab hatte einen solchen Posten der kurfürstliche Kammersänger Giovanni Valesi, mit dem richtigen Namen Hansl Wallershauser, ein armer Schulmeisterssohn aus Unterhattenhofen inne“ [279]).

Im Brauchtum des Spieles stand bei vielen Münchnern der damaligen Zeit die Lotteriesucht an erster Stelle. Sie scheint im Volk

weit verbreitet gewesen zu sein. Aus witzigen Schilderungen der Zeitgenossen, aus Nebenbemerkungen der damaligen Berichte ist das herauszulesen. Westenrieder in „Beiträge zur Vaterländischen Historie“, München 1800, glaubt man könne berechnen, wieviel männliche und weibliche Bediente durch diese Sucht sich zugrunderichten. „Die Sucht geht gewöhnlich in Wut über. Dann verliert das Opfer alle Überlegung, betrügt, stiehlt, opfert alles, was ihm teuer ist, dieser einen Leidenschaft“.

Daxenberger bemerkt: „Alle Monate einmal an einem Dienstag oder Donnerstage höre ich von dem Rathaussaale herab die Fanfaren schmettern. Es werden vor dem Publikum die fünf Nummern des Zahlenlottos gezogen. Dieses Glückspiel hat großen Reiz für die hiesige dienende Klasse und ergreift selbst leidenschaftlich den Armen“ [280]).

Was Franz Xaver Osterrieder in der Bayrischen Heimat vom alten Lotteriespiel schreibt für das frühe 19. Jahrhundert, nehme ich nach der vorausgegangenen Bemerkung Westenrieders an, daß es sicher auch schon für das späte 18. Jahrhundert Geltung hat[281]). Er bemerkt u. a.: „Die Frau spielte vielfach ohne Wissen des Mannes, der Mann ohne Wissen der Frau. Bei der Wahl der Nummern, die gesetzt wurden, spielten die Lebensdaten kurz Verstorbener eine besondere Rolle. Wenn irgend eine bedeutende Persönlichkeit starb — und eine solche mußte es sein, sonst fehlte die Wirkung —, stellten die Lotteriespieler sofort durch Mittelspersonen Nachforschungen an, wann der Verstorbene geboren, Tag, Monat und Jahr der Geburt, Tag, Monat und Jahr der Heirat, Datum und Stunde des Todes usw. Die Spieler beeilten sich sehr, auf diese Zahlen zu setzen. Ein „sicherer Gewinn“ stand in Aussicht, wenn man die Zahlen, auf die zu setzen man gewillt war, auf einen Totenschädel schrieb. Setzen konnte man auf die Zahlen 1—90. Diese Zahlen wurden vor der Ziehung je einzeln in Kapseln verschlossen und in das Glücksrad gelegt.“

Unser historisches Museum der Stadt München, Jakobsplatz 1, zeigt noch ein Losrad der Zahlenlotterie von 1761 bis ca. 1861; ferner einen Spielplan der bayerischen Zahlenlotterie aus dem Gründungsjahr (?!) 1761: „Lista der mit allergnädigstem churfürstlichen Privileg im gantzen Churfürstentum und den dazu gehörigen Ländereyen nach italienischem Brauch aufgerichteten neuen Lotterie und zwar die in dieser churfürstlichen Residenz zu München, den 19. May 1761 vorzunehmenden Ziehung betreffend“.

Das Hauptlottoamt befand sich in der Promenadestraße. Regnet schreibt, daß „schon Karl Albrecht 1735 das Lotto eingeführt habe, Maximilian habe es reorganisiert um 1750, „um ein Werk des Vergnügens mit dem der Mildtätigkeit zu verbinden“. Von dem Gewinn wurden jährlich fünf arme Mädchen mit je 20 fl. ausgesteuert. Die Ziehungen wechselten wöchentlich in München, Mannheim und Stadtamhof“ [282]).

Hören wir, was Westenrieder über die damaligen Spiele schreibt [283]): „Was die eigentlichen Glücksspiele, deren einige auch zur Leibesbewegung und -übung, andere zur Schärfung des Witzes, der Aufmerksamkeit etwas beitragen, betrifft, so sind gegenwärtig, außer den Schießstätten, das Billard, das Deutsche und Französische Kartenspiel, dessen es verschiedene Arten gibt, als, das Bret, wo das Damenziehen, der lange Puff, und Schach und die Mühl gespielt wird. Unter den einfacheren Ständen ist neben den Deutschen Karten*) üblich und allgemein das Kegelschieben, wo es wieder verschiedene Arten gibt, als das Schmarakeln, Budeln und Langausschieben; und kleine Kegelspiele in Zimmern; das Eisschießen, kleinere Spiele als das Gänsespiel und das Pferdespiel, das „Hang den Mann“; Gewette, Glückshafen, Lotterien.“

Regnet, München in guter alter Zeit, 1877, gibt noch an: das Schießen aus Blasrohren, das sog. Pelzlschießen, mit dem man sich unterhielt und für das um 1804 noch eine eigene Gesellschaft bestand.

Das sog. Scholterspiel war schon 1453 unter Herzog Albert IV. streng verboten worden; „aber wie alle Verbote wurde auch dieses mit der Zeit weniger streng gehandhabt. Das Spiel war namentlich auf der Schießstätte besonders beliebt. So kam es denn, daß die Geistlichkeit über das Schelten und Fluchen im Scholterspielhäusl Klage erhob, in Folge deren das Scholterspiel, obwohl es der Schützenkasse eine gute Einnahme abwarf, im Jahre 1740 neuerdings abgeschafft wurde.“

Pezzl in seiner „Reise durch den Baierschen Kreis“, 1784, nennt in seiner Charakteristik der älteren, konservativen Beamten u. a. noch ein weiteres, bisher ungenanntes Spiel, wenn er schreibt: „Im gesellschaft-

---

*) Hübner, Beschreibung der Stadt München, 1803, erwähnt zwei Spielkartenfabriken in München. „Göbel hatte in weit entfernte Länder Absatz gefunden. Er hatte es an Feinheit und Erfindung von Kartenmalerei sehr weit gebracht. Diese Fabrik hatte eine eigene Papiermühle im Lehel.“ — Von Andreas Benediktus Göbl in München, etwa 1780, stammt die u. a. gestochene Tarock-Karte, die in künstlerischer Ausführung einen ländlich-adligen Hochzeitszug zeigt [284]).

lichen Leben ist ein weiches Kanapee, ein halb Dutzend Bratwürste, eine Flasche Einbock oder Tölzerbier und ein Trischack- oder Schmierspiel das behaglichste für den gnädigen oder gestrengen Herrn."

Auf dem unter den Altmünchner Gasthöfen bereits erwähnten Prater[285]) gab es eine Deutsche und Russische Schaukel. Der Verfasser bemerkt weiter: „Das liebste Spiel ist das Ringelstechen. Das Werkzeug dieser Belustigung ist unter einer Rotunde angebracht. Den Umkreis bilden sechs kleine Gespanne, teils aus Pferden, teils aus Wagen bestehend; an einem Seitenpfahle ist ein Rad befestigt, woran die Ringe aufgehangen sind, welche mit einer Art kleiner Degen von den Fahrenden und Reitenden im kreisförmigen Umtrieb herabgestochen werden. Rings um die Maschine ist eine Menge Zuschauer versammelt." Der Umstand, daß sozusagen das ganze anwesende Volk sich daran beteiligte, zeugt dafür, daß es nicht als ausschließliches Jugendspiel angesehen werden kann.

Doch sind auch Kinderspiele der damaligen Zeit übermittelt[286]). So lesen wir in Westenrieders Beschreibung der Stadt München: „Unsere Kinderspiele sind der Baal, und die Arten desselben sind das Kreisziehen, das Raketschlagen, das Einkindeln, das Ballonschlagen. Kleinere Spiele sind das Ringlspiel, das Steintappeln, das Einrückeln, das Plateln, das Kapuzinerspiel, das Handwerkerspiel und andere, welchen fast immer, außer der körperlichen Bewegung eine nützliche Übung zugrunde liegt."

„Das Berchtesgadener Spielzeug war so beliebt, daß im 18. Jahrhundert die Studenten von München und Freising kostümierte Schlittenpartien veranstalteten, bei denen sie allerlei Berchtesgadener Waren vorführten. Da gab es Holzmühlen, tanzende Puppen, Orgelschläger, Mäusekästchen, Leiern, Kutschen, Leiterwagen, Grillenhäuschen, Rennschlitten, Schiffe und Galeeren, Schubkarren auf zwei Rädern, Schusser und Schneidsägen, Reibeisen usw. Was eben der Spielzeugschnitzer alles erzeugte, wissen wir aus Preisverzeichnissen."

Die originellste Aufzeichnung fand ich vom Jahre 1789. Das Thema lautete: „Berchtolsgadener Waare". Die Titel der dreißig Schlitten, die jeweils die Abzeichen der einzelnen Gegenstände trugen, lauten: 1. Kindertrummel, 2. Trompeterl und Waldhörnlein, 3. Steckenpferd, 4. Rätscherl (= Schnarrklapper), 5. Zwei Stoßböcke, 6. Säbel und Degen, 7. Flinten und Pistolen, 8. Uhr mit Pfeiferl und Blaswerk (Kinder-

spielzeug, eine Windpfeife bewegt den Uhrzeiger), 9. Brettelgeige, 10. Hackbrettl, 11. Guguck, 12. das Froschgeschrey, 13. Kinderkläpperl, 14. Uhrleyer, 15. Hansel und Gretel als Wettermandln (die älteste Form der bekannten Hygrometer), 16. Rössel mit Pfeiferl, 17. Kegelspiel (automatisch), 18. große und kleine Wiegen, 19. Gaukler oder Gliedermändl, 20. Docken (Holzpuppen in Wickelkindform), 21. lackierte Nadelbüchsl und Glufen (= Stecknadel) kissen, 22. Fätschenkind als Nadelbüchse, 23. Grillenhäusl, 24. Zwitschern der Vögel, 25. Nußbeißer, 26. klingende Marktschreyer, 27. hölzernes Gelächter (= Strohfiedel), 28. Gesichter ohne Köpfe (= Masken?), 29. Schächterl, 30. Ruthe mit goldenen Nüssen"[287]).

Auch Kinderreime gab es. Sie erzählen uns von den „über Raine getriebenen und über Berge herabgerollten Feuerscheiben und Feuerrädern, die die Sonne, ihren Lauf und ihren Untergang darstellen; sie tauchten ihre Fluten in das Wasser, badeten und entstiegen morgens dem Bade mit frischer Kraft." Ein Münchner Kinderreim ist auch darunter. Er scheint unvollständig zu sein:

„Am Glockenbach sind drei poppelen drinnen,
die eine spinnet seide
die andere wickelt weide
die dritte sitzt am brunnen
hat ein kindlein g'funnen.
wie soll das kindlein heißen?
    Laperdon und Dida."

Wer soll das kindlein waschen?
der mit seiner klappertaschen.
hängt ein engelein an der Wand
hat ein eielein in der Hand;
wenn das eielein herunterfänd
so hätt die sonn ein end."

Den Kinderreim fand ich bei Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie[288]). Er trägt dort die Überschrift „Drei Jungfrauen aus München" und ist wohl nach der schwer beweisbaren Auffassung mancher vielleicht eine Anspielung auf die drei Nornen.

Zum Vergleich dürfte hier noch ein „Kinderlied“, das ich bei O. v. Sch. fand, hieher gesetzt werden[289]). Es ist in ganz Oberbayern ver- verbreitet:

„Dort oben auf'm Bergerl,
Steht a neugebauts Haus,
Da schauen drei Jungfraun
Zum Fenster heraus.“

Auch O. v. Sch. ist der Ansicht, daß sich „unter diesen drei Jungfrauen jene Schicksalslenkerinnen verbergen, die von den alten Deutschen Nornen oder Heilrätinnen genannt wurden. Zwei von ihnen, die den Lebensfaden des Menschen spinnen, sind gut; die dritte, die ihn abreißt, ist böse. Die beiden ersten sind meistens weiß, die dritte halb schwarz, halb weiß gekleidet. In den ältesten Zeiten schienen sie Ainbett, Walbett und Warbett geheißen zu haben. Die christliche Legende machte aus ihnen drei vornehme Fräulein und Wohltäterinnen der Kirche und nannte sie Kunigunde, Mechtilde, Euphemia, oder auch: Ottilie, Mechtild und Gertrud.

Ein von Heilrätinnen geweihter Hain scheint einst auch in der Gegend des Neuhausertores in München gestanden zu haben. Im Jahre 1782 wurde in der Zöllnerstube am Neuhausertor ein Kopf mit drei verschieden gefärbten Gesichtern: schwarz, rot und weiß gefunden, die man die drei Götzen nannte. Der Kopf soll aus einem heidnischen Tempel stammen. Er war ohne Zweifel eines der ältesten Überbleibsel der altbajuwarischen Nornenverehrung“ [290]).

Drei Jungfrauen begegnen uns in vielen deutschen Sagen, in der christlichen Kunst, z. B. das anmutige Relief der drei hl. Prinzessinnen Embede, Warbede und Willebede im Wormser Dom — außerhalb Deutschland: die drei Jungfrauen zu Pferd in der Kapelle St. Wendelin in Luxemburg.

August Hartmann bringt einen alten Kinderspielreim mit der Beschreibung des Spieles. Es ist das sog. „Wackerlhupfen“ (Wackerl = kleines Kind, auch Hündchen, das sich unbeholfen bewegt) [291]).

„Das Spiel war um 1800 in Oberbayern und vor allem in München gebräuchlich. Die Reime hiezu sind ein paar armselige Überbleibsel, die aber doch bemerkenswert sind. Der Schwäbische Spruch scheint auch nach München gekommen zu sein. Er lautet:

Wichtele, Wachtele, wo kommst du her?
„Von Sixen Saxen Bodensee."
Was tuet dei Mueter? „Bache"...
Wasch die mei, so bacht die dei,
So hupfen wir das Wechtelein.

Die beiden Kinder, die den Spruch, nach zwei Rollen verteilt, hersagen, befinden sich dabei einander gegenüber an verschiedenen Enden der Stube, in kauernder Stellung und die Arme in die Seiten gestemmt, zuletzt hüpfen sie in derselben Stellung aufeinander zu, wobei sie abwechselnd mit den Händen klatschen und sie dann wieder in die Seiten stemmen. Es kommt darauf an, daß jedes sich, ohne umzufallen, in dieser Stellung erhalte."

„Für die Kinder war bis auf die letzten Zeiten und ist noch zum Theil üblich", schreibt Westenrieder, „der bei uns sog. Gregori, als wohleingerichtete Feierlichkeit betrachtet, an sich selbst eine überaus löbliche Einführung. Man hält es für schön und wichtig, die Kinder zur Freude zu versammeln." Sodann spricht Westenrieder von seiner eigenen Erinnerung: „Und welcher Anblick ist herrlicher als etliche hundert Kinder auf einem Platz, in verschiedenen Freudengruppen zu sehen? Die Kinder ziehen feierlich angekleidet nach der Kirche und nach Mittag nach der Schießhütten, wo sie sich mit verschiedenen Spielen belustigen"[292]).

„Das Gregorifest, wie es in München gefeiert wurde, zeigte freilich von seiner alten kirchlichen Form keine Spur mehr. Ursprünglich hatte die Schuljugend aus ihrer Mitte einen Bischof und zwei Kleriker gewählt, dieselben mit geistlichem Gewande angetan, und war mit ihnen zur Kirche gezogen. Die übrigen Knaben aber stellten die verschiedenen Stände der Handwerker vor. Nach einer Kinderpredigt sangen sie ein Gregoriuslied und dann wurden sie mit Bretzeln beschenkt. Es war ein ausgesprochenes Vermummungsfest, die Rollen der Lehrer und Schüler waren für einen Tag vertauscht. In München war die Schießstätte an der Stelle unseres heutigen Hauptbahnhofes damals schon der Schauplatz des Festes. Vierzehn Tage vor Jakobi wurde es gefeiert. Da gab es nicht bloß Küchel und Hellernudel, Törtchen und Pastetchen, Gesottenes und Gebratenes, braunes und weißes Bier, Wein und Meth, sondern auch ein schönes Ringelspiel und einen vergoldeten Muschelwagen, in dem man für einen Kreuzer eine drei Minuten dauernde Fahrt durch den Anger nächst den Salzstädeln machen durfte"[293]).

Daxenberger erwähnt unter den mancherlei Spielen vorzüglich das Hahnschlagen[294]).

Bemerkenswert ist auch in Gebeles Geschichte des Münchner Volksschulwesens, die aus dem Jahre 1738 stammt, die Redensart: „Wenn man die Kinder in die Grün oder, wie man es an anderen Orten zu nennen pflegt, Gregori führet“[295]).

„Die Studenten aber zogen unter geistlicher Leitung noch in den neunziger Jahren vor dem Ende des Normaljahres zu den Häusern der Angesehenen und führten große Konzerte auf mit 50—60 Musikern auf offener Straße, meist um die Abendzeit. Die Ausgezeichneteren durften sich des öfteren vor der Kurfürstin Maria Anna in dem Schlosse Fürstenried, drei Stunden von München in einer vollkommen düstern Waldeinsamkeit gelegen, produzieren“[296]).

Anschließend an das vorausgegangene bürgerliche Brauchtum möchte ich am Schluß noch auf einen Vorläufer unserer Münchner Straßenreinigung hinweisen, weil kulturgeschichtlich zu originell und interessant, um ihn ganz zu übergehen.

Es ist die sog. „Rennsau“, die in anderer Bedeutung beim Münchner Scharlachrennen bereits Erwähnung fand. Regnet schreibt darüber, „daß noch in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts der löbliche Rath ein Schwein hielt, das nur die Nächte in einem Stalle zubrachte und den Tag über sein Futter in den Gassen der Stadt suchte und fand, und weil es zu diesem Zwecke in der Stadt herumlief, im Volksmund kurzweg die „Rennsau“ hieß“[297]).

Daxenberger bemerkt hiezu noch folgendes: „So unglaublich es scheinen mag, so versicherte doch Westenrieder (1748—1829) mündlich, daß er selbst dieses liebe Tier, das auf der Stadt gemeine Kosten ernährt und aufgezogen worden sey und in einem Winkel unweit der Münze seine nächtliche Liegerstatt gehabt, oft gesehen habe“[298]).

Auch das Austrompeten von Verordnungen u. dergl. hat sich im 18. und noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Münchens Gassen abgespielt. Daxenberger schreibt[299]): „Das Austrompeten der churfürstlichen Verordnungen und deren öffentliche Verlesung durch einen Herold hat aufgehört; den letzten Akt dieser Gattung sah ich hier im Jahre 1818, als die Verfassung dem Königreiche gegeben wurde. Sie werden jetzt im Regierungsblatte abgedruckt und durch die Zeitungen verbreitet. Ebenso wurden früher polizeiliche Maß-

nahmen und Kundmachungen der Privatleute, z. B. verlorene und gefundene Sachen, durch Trommelschall oder Läuten einer Glocke verkündet, worauf das Volk zusammen und häufig unter großem Gelächter wieder auseinanderlief."

Hiemit dürfte das Münchner weltliche Brauchtum des 18. Jahrhunderts in seiner großen Mannigfaltigkeit der Darbietungen im Großen wie im Kleinen, mit seinen Gepflogenheiten im Jahreslauf, seinen fröhlich beschwingten Festen, mit seinem bunten Wechsel harmloser Spiele zum Abschluß gekommen sein. Aber auch hier begegneten uns eine Reihe von Verboten, die den Anbruch eines neuen Zeitalters ankündigen.

Literaturangabe für das 4. Kapitel.

I. Werke:

Alt-Münchner Originale, anonymes Schriftchen der Staatsbibliothek, S. 1.

Andrée Richard, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland, ein Beitrag zur Volkskunde, Braunschweig 1904, S. 25.

Burgholzer J., Wegweiser durch München, München 1796, S. 118.

Daxenberger S., gen. Carl Fernau, München Hundert und eins, München 1840/41, S. 93/I, 43/II, 68/II, 10/II, 53/II.

Deutinger M. v., Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising, München 1901, Bd. 7, S. 297—303.

Echternacher Springprozessions-Marsch, Verlag Ch. Burg, Echternach-Marché.

Flotow Gustav, Das Schuhmacherhandwerk in seiner Entwicklung, ein Beitrag zur Kulturgeschichte Münchens; Festschrift. München 1890, S. 96, S. 16, II. Spalte, Anmerkung.

Frankl Fernandus, Aus Geschichte und Entstehung des Münchner Hofbräuhauses, seine Grundrechte und Statuten, Lieder und Sinnsprüche, sowie sein humoristisches Fremdenbuch, S. 47.

Gröber Karl, Kinderspielzeug aus alter Zeit, Berlin 1928.

Hartmann Aug., Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern, München 1875, S. 37.

Historische Festgabe zum 7. deutschen Bundesschießen: Münchner Schützenwesen und Schützenfeste von E. v. Destouches, 1881, S. 88 ff.

Hübner Lorenz, Beschreibung der Stadt München, München 1803, S. 565, 570, 563, 238, 559, 499, 501, 353, 562, 457, 570/573.

Huhn Adalbert, Geschichte des Spitals, der Kirche und Pfarrei Hl. Geist, München 1893, S. 47, 48, 526.

Karlinger Hans, Deutsche Volkskunst, Bd. 4 Bayern, München 1925, S. 29/30.

Mayer J. M., Münchner Stadtbuch, München 1868, S. 624, 577.

Meyer Jos., Was das Münchner Kindl erzählt, München 1922, S. 242, 41/42, 166.

Nicolai Fr., Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, 6 Bde., Berlin 1783, S. 771.
Panzer Fr., Beiträge zur Mythologie: Bayrische Sagen und Bräuche, München 1848, S. 546/II, 447/II, 230/233 I, 227 ff. I, 64/II.
Pezzl J., Reise durch den Baierschen Kreis, Salzburg-Leipzig 1784, S. 229, 196.
Rapp Franz, Goethe und München, München 1932, die Bedeutung unserer Stadt nach Goethes Tagebüchern und Briefen und nach Mitteilungen seiner Freunde.
Raff Helene, So lang der alte Peter..., ein Altmünchner Stadtbuch, Mchn. 1923.
Regnet C. A., München in guter alter Zeit, München 1879, S. VI, XXVI, 18, 72, 7, 25, 37, 47, 116, 114, 123/24, 115, 119, 117, 118, 36, 112, 113.
Reisig Otto, Deutsche Spielkarten, Leipzig 1935, S. 40.
Staat und Volkstum, Festgabe für K. A. v. Müller zum 20. 12. 32, Festbräuche von Hans Moser, Dießen 1933, S. 187.
Sepp, Der Schäfflertanz und sein unvordenkliches Alter, München 1893, S. 11, 12.
Spamer Ad., Handbuch der Deutschen Volkskunde, Bd. II, Heft 5, S. 156, 149.
Trautmann Karl, Kulturbilder aus Alt-München, 5. Reihe, München 1930, S. 77.
Ursprung Otto, Münchens musikalische Vergangenheit, Mchn. 1927, S. 106, 195.
Westenrieder L., Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München im gegenwärtigen Zustande, München 1872, S. 290, 292, 288, 287, 285.
Westenrieder L., Beiträge zur vaterländischen Historie, München 1800.
Westenrieder L., Sämtliche Werke Bd. 10, S. 181.
Wolf J. G., Das kurfürstliche München, München 1930, S. 331/335, 332.

II. Klein-Literatur aus der Münchner Staatsbibliothek:

Designation über die Rennpferde, so heute als Mittwoch, den 31. Juli allhier in München in der Jakobidult haltenden Scharlachrennen zu laufen hiehergekommen, und vormittags um 9 Uhr zu Altenhof gesiegelt worden. Verfaßt gedachten 31. Juli 1782.
Gredel in der Buten, Melodie und Text herausgegeben von Dr. Sepp, Mchn. 1893.
Inhalt einer Schlittenfahrt, welche heurigen Jahrs = 1771, den 10. Hornung unter dem Titel: Vermischte Wahrheiten im Lande der Hinkenden von dem gesamten Publiko diesmal öffentlich, sonst aber heimlich alle Tage gehalten wurde.
Öffentliche Lustbarkeiten während der Karnevalszeit des Jahres 1802.

III. Jahrbücher und Zeitschriften:

Bayrische Heimat 1923, S. 258: Pfingstumritte von Dr. A. Dreyer.
Bayrische Heimat 1924, S. 109: Fastnachtsschlittenfahrten der Münchner Studenten im 18. Jahrhundert von A. Dreyer.
Bayrische Heimat 1925, S. 75: Die Sitte des Klöpfelns von W. Sigmund.
Bayrische Heimat 1926, 23. März: Von Alt-Münchner Gasthäusern von Fritz Weber.
Bayrische Heimat 1928, 24. Juli: Die Jakobidult in München von Ludw. Gernhardt.
Bayrische Heimat 1929, 8. Jan.: Vom alten Lehel in München von Ludwig Wagner.
Bayrische Heimat 1930, S. 112: Absteigequartiere in Alt-München von Schreyer.
Bayrische Heimat 1932, 23. Febr.: Vom alten Lotto von Fr. X. Osterrieder.
Bayrische Heimat 1933, 14. März: Über die ältesten Kaffeehäuser in Bayern von A. Mitterwieser.
Bayrische Heimat 1934, 8. Mai: Alt-Münchner Pfingstbräuche von Isabella Held.
Bayerland 1894, S. 539: Bayerns Hauptstadt vor hundert Jahren von Ed. Meltner.
Bayerland 1905, S. 262: Studenten-Fastnachtsschlittenfahrten von Krauß, Schwabbach.

Bayerland 1910, Die Münchner Jakobi- und Scharlachrennen von Destouches.
Bayerland 1912/13, S. 229: Ein Besuch in München 1785, nach dem Tagebuch des Ministers Joh. Friedr. Freiherr v. Hertling, von Frhr. K. v. Hertling.
Bayerland 1912/13, S. 394: Vom Osterei von Georg Hoerner, München.
Bayerland 1916/17, S. 206: Mythologisches von O. v. Sch.
Bayerland 1925, S. 410: Ruethenfest, Landsberg von Gradmann.
Bayerland 1929, S. 272: Maibock von Hanns Schmid, München.
Bayrischer Heimatschutz 1936: Die volkstümliche Möbelmalerei unter dem Einfluß des Rokoko im 18. Jahrhundert.
Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Augsburg 1879, Nr. 40/43: Der Münchner Schäfflertanz und andere Zunftbräuche; ihre Entstehung und Bedeutung von Dr. Hyac. Holland.
Forschungen zur Geschichte Bayerns, Berlin 1899, 7. Bd., S. 57—63: Fastnachtsschlittenfahrten bayrischer Studenten von Karl Reinhardstöttner.
Heimat 1929, Nr. 4: Fastnacht-Schlittenfahrten in Bayern von Rolf Rau.
Heimat 1931, Nr. 6: Faschingszug der Münchner Gymnasiasten vor 150 Jahren von Isabella Held.
Heimat 1931, Nr. 17: Wo man die Wadler Pretzen geit! Ein uralter Maibrauch von Flix.
Kurpfalzbayrisches Intelligenzblatt 1802, 10. Juli: In einem Nachtrag zu dem patriotischen Wunsche das Kegelschieben, Pferderennen und Scheibenschießen in Bayern betr.
Münchner Intelligenzblatt 1780, 5. Febr.: Das Stadt- und Landleben von den Herrn Studenten des churfürstl. Schulhauses in München zur Faschingszeit aufgeführt 1780.
Münchner Intelligenzblatt 1781, 3. März: Die alte und neue Welt auf Schlitten von den Herrn Studenten des churfürstl. Schulhauses in München zur Faschingszeit aufgeführt, München 1781.
Münchner Intelligenzblatt 1781, 7. Dez.: Verordnungen Art. IX b. Abgeschaffter Volksbrauch am hl. Nikolaustage.
Münchner Intelligenzblatt 1796, 27. Aug.: Ein Paar Worte zu den Sommersfeurn, die von Johannis bis Michaelis auf dem Lande, außer den Dörfern aufgezunden werden.
Münchner Intelligenzblatt 1799, 30. Nov.: Über Nikolaus. „Freut euch ihr Kinder".
Münchner Neueste Nachrichten 1931, 5. Dez.: Vom Nikolaus (Verfasser unbekannt).
Münchner Neueste Nachrichten 1936, Nr. 329: Advent im alten München v. W. Rett.
Münchner Neueste Nachrichten 1937, Nr. 338: D' Klopfatsbuam kemma v. W. Rett.
Münchner Neueste Nachrichten 1937, Nr. 338: Lebzeltenbildchen aus der Biedermeierzeit von Willy Rett.
Oberbayrisches Archiv, Bd. 51, München 1902: Münchner Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert, Legband, S. 44, Fußnote.
Sammler 1903, 7. Mai: Altmünchner Sommervergnügen von F. K.
Sammler 1910, Nr. 155: Altmünchner Gasthöfe von Otto Moralt.

E. im Volksschauspiel.

Das weltliche Brauchtum im Jahreslauf, wie die Vorliebe zu Tanz und Spiel stehen in enger Verbindung mit dem eigentlichen Volksschauspiel, dem der Münchner des 18. Jahrhunderts in seinen mannigfachen Äußerungen naiver Volkskunst sehr zugetan war.

In den folgenden Ausführungen halte ich mich hauptsächlich an den berufensten Kenner des Münchner Volksschauspiels, an Legband, Münchner Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert im Oberbayrischen Archiv für vaterländische Geschichte, München 1901.

Über 150 Jahre hatten die Münchner bürgerlichen Stadtmusikanten das Passionsspiel und andere geistliche Stücke aufgeführt. Im Februar 1741 wandten sich die Stadtmusikanten an den Rat „wegen unleidentlicher professionsbeeinträchtigung". Sie betonten, daß ihre Zunft eingerichtet sei „zur Ausrottung und Vertilgung aller hergelauffenen Auffspieler und derlei vagirent und schädlichen Gesindels". Eine Zunft zusammen bildend, wurde ihnen Lade und Schlüssel verliehen und der Schutz des Rates zuteil. Die heilige Kümmernis war Patronin ihrer Zunft. Auf der Zunftfahne von 1721 war neben der heiligen Cäcilia, der früheren Patronin, die heilige Kümmernis zu sehen, wie sie einem Geiger den goldenen Schuh schenkt. In Rot und Gold gehalten, kniet der Musikus vor der heiligen Kümmernis, der auf der Geige aufspielt. J. Noderer schreibt, die genannte Zunftfahne ist nach Anfrage beim Münchner Stadtmuseum leider nicht erhalten[300]). Aus dem Münchner Archiv entnahm Hans Moser, daß im Jahre 1732 die Stadtgeiger St. Kümmernis in Neufahrn mit einer Kerze im Wert von 1 fl. 15 kr. bedachten. „Dort sollen noch im 18. Jahrhundert 60 Wallfahrerzüge im Jahre eingetroffen sein"[301]).

Auffallend ist, daß Legband die Gruppe der Turmbläser nicht eigens erwähnt, von denen Regnet, München in guter alter Zeit, schreibt, daß sie bis in das 19. Jahrhundert herein täglich und zwar ohne Unterschied der Jahreszeit, jedoch des Sommers um drei Uhr früh und um neun Uhr abends, im Winter dagegen um vier Uhr morgens und acht Uhr abends auf der Galerie des St. Petersturmes einige Stücke bliesen[302]. Auch bei Hochzeiten taten das die Türmer, „während sich die Aufzüge der Kirche näherten". Dasselbe geschah am Ostersonntag mittags halb zwölf Uhr, während am Allerheiligen-Abende mit drei Posaunen und einem Horn eine Trauermusik aufgeführt wurde.

Die Hauptbeschäftigung der Stadtmusikanten bestand nun darin, bei festlichen Gelegenheiten der Bürgerschaft, wie Hochzeiten, Jahrestagen und Primizen aufzuspielen. Auch das Spiel an den Dinzeltagen gehört hieher, an denen die Zünfte in Festtagskleidung zur Kirche, dann zum frohen Mahle und Tanze zogen. Da ging es dann gar lustig zu und unermüdlich fiedelten und pfiffen die wackeren Musikanten.

Die Stadtmusikanten waren zur Lösung jährlicher Spielzettel verpflichtet, deren Ausbreitung dem Spielgrafenamt oblag. Musikalische Untüchtigkeit schien den Eingezunfteten kein Hindernis zu sein. Ob und wie sie ihre bescheidene Befähigung nachwiesen, läßt sich nicht mehr feststellen.

Ein Urteil Mozarts über sie ist noch vorhanden; am 3. Oktober 1777 schreibt dieser aus München an seinen Vater: „Beyläufig um halb zehn Uhr kam eine kleine Musique von fünf Personen, zwei Clarinetten, Corno und ein Fagotto. Hr. Albert, dessen Namenstag morgen ist, ließ mir und ihm zu Ehren diese Musique machen. Sie spielten gar nicht übel zusammen; es waren die nämlichen, die bei Albert im Saal aufwarten".

Die äußeren Schicksale der Stadtmusikanten bieten im Laufe des Jahrhunderts ein unerfreuliches Bild. Es gab viel Zank und Streit, fremde Spielleute schmuggelten sich ein. Bettler und Vaganten waren unter ihnen, gegen die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts manche Verordnung erlassen wurde. Sie hielten sich hauptsächlich am Lechel, am Anger, in der Au, in Haidhausen und an anderen Orten auf. Aus ihrer Mitte pilgerte mancher mit irgend einer erbärmlichen Musik von einem Wirtshaus zum andern. Die schlimmsten „Stimpler" saßen in der Au; schreibt doch auch Pezzl von sog. Pfuschern: Leuten, die nur

verstohlner Weise, ohne Erlaubnis der Obrigkeit und der eigentlichen Zunftgenossen arbeiten. Darunter nennt er neben sechs „Bierzäpflern" u. a. die Scherzlgeiger, „ein mitleidenswerthe Rasse armer Schelme, die ihr ganzes Leben in den Zechenstuben zubringen und mit einer elenden Violine für Bauersbuben, Soldaten und arme Handwerkspursche ein ganzes Orchester formiren, um sie zum deutschen wüthenden Tanz zu akkompagniren"[303]).

Ein Verzeichnis, das die Zunft dem Rat einreichte, wirft auf die soziale Lage des Volkes ein erschreckendes Licht: über hundert unrechtmäßige Musikanten wurden nachgewiesen, die nichts weiter als Bettler und Vaganten waren.

Es war ein unaufhörlicher Kampf um das liebe tägliche Brot und ein Überangebot an Musikern. Die Regimenter hatten daneben ihre eigenen Oboisten, es gab besoldete Hofmusiker. Bei Trauerfeierlichkeiten und in der Fastenzeit war jede öffentliche Musik untersagt. Zunftabgaben mußten bezahlt werden, Spielzettel war eigens zu lösen, dabei durfte kein anderes Gewerbe getrieben werden. Alle etwaigen Schenkungen an Holz, Spielzettelgebührbefreiung usw. konnten dieser Not nicht steuern.

Diesen armen Gesellen war nun mehr als hundert Jahre die Pflege des Passionsspiels anvertraut. Ihre traurige Lage darf man in diesem Kapitel nie übersehen. Wohl ist es ihnen eine einträgliche Quelle des Erwerbs, die weidlich ausgenützt wurde, aber es klingen doch auch Seiten in ihren Seelen an, die den Erwerbsstandpunkt zurücktreten lassen. Sie wachsen mit ihrem Spiele und man begreift, daß sie es nicht aus der Hand geben wollen, als man sie rohe Gesellen heißt, die durch ihr Spiel die Geheimnisse der Religion verweltlichen.

Die Musikanten führen ihr Spiel in Bräuhäusern und in dürftig errichteten Bretterbuden auf dem Anger auf. 1758 überließ ihnen der Rat den sog. Salzstadel auf dem Anger, eine „Hitt, welche vor wenigen Jahren zunechst von dem (Frauen-) Closter, und der Kürchen gegen den Prandtwein Prenner hinyber, anfangs zur asservirung des Salzes erpauet: so dan zur Verwahrung der Wägen, Pröder, und derley Fahrnussen gebraucht worden"[304]). Die Äbtissin des Frauenklosters wandte sich mit vielen Beschwerden gegen diese Neuerung. 1736 hatte sie schon über die lärmende Nachbarschaft der Dultkomödianten geklagt. Der geistliche Rat gab im Jahre 1762 das Gutachten ab, daß „das größte Ge-

heimnis unserer geheiligten Religion nun einmal nicht auf die Schaubühne gehöre“. Hiermit war der Grund ausgesprochen, der zum endgültigen Verbot vom 31. März 1770 führte. Es hatte folgenden Wortlaut:

Max: Jos: Chf: etc.

L: G: Nachdem Wir uns gdigst entschlossen haben, in unser sammentl: Churlanden in Stadt- und Märkten sowohl, als durchgehents auch auf den Land die Passionstragoedien gänzlich abzuschaffen, und in anbetracht, das die gröste geheimnis unserer geheiligten Religion keineswegs auf die bühne gehört, weder in der fasten, am mindesten aber in der heil: Charwochen mehr zu gedulten, also habt ihr gleich heuer, was die Charwoch belangt auf diesen unsern ernst gemesnen, und unabänderlichen befehl nach aller strenge zu halten, und die hiefür sich deßwegen meldende Supplicanten gleich auf der Stelle abzuweisen, was die Charfreytags Processionen betrifft, so sollen Sie in Zukunft nur in einen andächtigen Umgang ohne Sprüch, herumreißungen, und dergleichen unformblichkeiten gehalten werden, worauf ihr eben hiefür aufs genaueste zu sechen habt, wie euch dann auch unverhalten bleibt, das die besorgung dieser, und dergleichen geistl: Pollicey-sachen von höchster Stelle unserm geistl: rath gdigst auferlegt worden, sind auch anbey mit gnaden.

Ex C: S: D. D. Ducis u.
Electoris etc. München den 31 ten Mertz ao 1770.[305]).

Freilich waren auch die Stadtmusikanten nicht frei von Schuld. Possenhafte Entstellung und derbe Entheiligung der Spiele fand sich auch bei ihnen.

München sah nach dem Verbot des Jahres 1770 kein Passionsspiel mehr. Die Stadtmusikanten suchten sich nun mit der Aufführung von geistlichen Stücken zu entschädigen. Mit dem Verbot der Passion gab man sich nicht zufrieden. In einer Landesverordnung wurden „auch die Ölbergspiele und alle anderen theatralischen Vorstellungen eines zur Religion gehörigen Stoffes“ abgeschafft. 1781 wurde das Verbot wiederholt. Die Stadtmusikanten wußten sich wieder mit Hilfe des Magistrats Erlaubnis zu verschaffen. Beim Faberbräu wurden geistliche und auch einige weltliche Komödien gespielt.

Daneben mehrten sich von Jahr zu Jahr die Gesuche um Brennholz, Almosen usw. Ein edler Zug dieser einfachen Spielleute darf nicht außer Acht gelassen werden. Im Jahre 1794 traten sie noch einmal auf die Bühne, nicht um für sich, sondern für die völlig mittellos gewordenen Bewohner des abgebrannten Dorfes Neuhausen zu spielen.

Die Passionsspiele der Stadtmusikanten sind uns nicht erhalten. Alle Vermutungen über Herkunft, Alter des Textes nutzen daher nichts. Zwei Theaterzettel sind noch im Kreisarchiv aufbewahrt. Auf beiden ist von „Verbesserungen" die Rede. Auf dem in Legband abgedruckten Zettel ist eine neue Voraktion „unter dem Titul: „Quis ut Deus".

Die auf dem zweiten Zettel angekündigte Passionstragödie bringt das Spiel „der heiligen Margaritha von Cortona". Legband bezeichnet es aber als ein in sich abgeschlossenes geistliches Drama, das mit der Passionstragödie nichts zu tun hatte.

Mithin wären wir bei den geistlichen Schauspielen der Stadtmusikanten angelangt. Von ihnen hat sich nach dem allgemeinen Passionsverbot in den Akten des Kreisarchivs und auf Zetteln der Münchner Staatsbibliothek eine größere Anzahl von Titeln erhalten. Das Stoffgebiet der geistlichen Dramen aber weist uns auf das Jesuitendrama. Die Aufführungen der Stadtmusikanten auf theatralischem Gebiet zeigen, daß wir es mit einem fromm katholischen Volk zu tun haben. Das Volk erhielt auf diese Weise wieder die vertrauten, seinem religiösen Empfinden entsprechenden Spiele. Wie es in solchen Vorstellungen aussah, das schildert ein Wanderprinzipal in einem Gesuche an den Kurfürsten, in dem er schreibt: „Das andächtige Publikum dahier hat meine Vorstellungen des Johannes von Nepomuk, des Aloysius, des verlorenen Sohnes, des Johannes der Evangelist, der Leidensgeschichte, und andrer mehr mit großer Erbauung besucht, man gab mir das Zeugniß, daß diese Vorstellungen eben so auf die Herzen der Menschen gewirkt hätten als eine gute Predigt." „Das Theater", sagt Legband, „wurde diesen Leuten wirklich zur Kirche" [306]).

Was Dr. Hans Moser in seinem Aufsatz „Das Volksschauspiel zu Kiefersfelden", ein Beitrag zur Kulturgeschichte Altbayerns, schreibt, das gilt auch hier: „Es war im 18. Jahrhundert unendlich viel mehr als bloßes Vergnügen gewesen, was das Volk im Theater suchte und liebte und weswegen es zäh dafür kämpfte. Hier fand es tiefe, ernste Sehnsucht nach dem Höheren, Schöneren, Edleren, die sonst verwehrte

Befriedigung. Daß sich hier in der Liebe und im Kampfe für eine große und heilig gehaltene Sache, für einen ideellen Zweck das Volk noch einmal zusammenfand, daß davon auch der letzte Häusler und Bauer durchdrungen war und seine Mittel ohne materialistische Erwägungen dafür einsetzte, das gilt uns heute als Zeichen wahren, eingeborenen Kulturbewußtseins. Die Aufklärung allerdings, die nichts als Aberglauben und Unbildung witterte, hatte dafür kein Verständnis. Von hier an datiert die einseitige Überschätzung der absolut geistigen Leistungen als Gradmesser der Kultur. Der Bayer aber ist keine Verstandes-, sondern eine Gemütsnatur, und die von ihm geschaffenen Werte ruhen nach Karl Trautmann nicht auf der Grundlage des abstrakten Denkens, sondern auf der eines warmherzigen Empfindens und Gestaltens. Seine Kultur konnte nicht die einer kleinen, überragenden Oberschicht, sondern nur die der gesamten Volksgemeinschaft sein. Der Kampf des Aufklärungszeitalters gegen das Volksschauspiel gewann symptomatische Bedeutung, er galt im letzten Sinn der Vernichtung der altbayrischen Stammeskultur"[307]).

„Die vom Geist und Drama der Jesuiten beherrschte Periode des Volksschauspiels war mit dem Ende des 18. Jahrhunderts abgeschlossen. Montgelas' „Ausrottungssystem der Vorurteile" hatte mit den Bestimmungen des Jahres 1803 über Fronleichnams- und andere Prozessionen, die Andachten der Karwoche, die Abrüstung der Bruderschaften alle theatralischen Elemente aus dem Andachtswesen ausgemerzt"[308]).

Auf uralt mütterlichem Boden stehen wir, wenn wir die Weihnachtsspiele betrachten. Ihre Spuren lassen sich nämlich bis ins 11. Jahrhundert zurückverfolgen und bis auf unsere Tage haben sich Reste erhalten. Im Gebiet der Salzach, des Chiemsees und Inns zeigen sich noch Reste alter Weihnachtsspiele, das westliche Oberbayern dagegen weist nichts mehr auf. Somit ist auch verloren gegangen, was in München aufgeführt wurde. Den Übereifer der geistlichen Behörden kann man verstehen, wenn man von häßlichen Auftritten liest, die jene Spiele in der Mitte des 18. Jahrhunderts begleiteten. Raufereien in engen Wirtsstuben gaben Anlaß zu Klagen und zum ersten „Verbot der sog. gespill oder kleinen comödien" vom 8. Februar 1740. Es weist darauf hin, „daß zu allgemeiner großer ärgernuß sich einige schäge Puze (schiache, vermummte Personen)[309]) und waibl, khünd und dergleichen liederliches Gesindl nechtlicher Zeit herumbzugehen, und in denen Prey- und Pierzäpflehäussern allerhandt comedien zuspillen unterfangen"[310]).

1745, 1746, 1749 folgen weitere Verbote. Die Akten enthalten von da an keine Nachrichten mehr über Weihnachtsspiele[311]). Erst 1782 klagt Westenrieder über das Ende der uralten Volksspiele. Die jüngste Nachricht über Weihnachtsspiele zu München enthält folgende Verordnung der kurfürstlichen Landesdirektion München vom 4. Januar 1803: „Die bestehenden Polizeiverordnungen haben längst jede Bettelei verboten, sie mag in dieser oder jener Form erscheinen."

„Dem ungeachtet war in jüngster Advent- und Weihnachtszeit mißfällig zu bemerken, daß eine Gesellschaft von Webern Lieder von plumper Schreib- und Versart absangen. Dazu kamen auch Vorstellungen religiöser Gegenstände, insbesondere der Geburt des Menschen und Erlösers, welche zu erhaben sind, als daß man gleichgültig zusehen könnte, wie sie an ungeeigneten Orten, von inkompetenten Subjekten aufgeführt, zum Deckmantel des Müßiggangs und niedriger Bettelei mißbraucht und ihre Würde und Ansehen beleidigt wird" [312]).

K. Weinhold und Aug. Hartmann haben die deutlichen Spuren der Verwandtschaft zwischen den verschiedensten erhaltenen Weihnachtsspielen nachgewiesen. L. Malvoth schreibt in seinen „Beiträgen zur Münchner Theatergeschichte"[313]): „Bald aber hören auch die Gebräuche auf, die der Oberbibliothekar August Hartmann eines besonderen Studiums für wert hielt. Es sind dies die sog. „Herbergen", eine Sitte, die in einem Wechselgesang zwischen Maria und Joseph bestand und zu einer kleinen dramatischen Szene sich gestaltete. A. Hartmann erzählt: „Während der Adventszeit pflegten abends etwa um sieben Uhr Nachbarn und Nachbarinnen, alt und jung, abwechselnd bald in diesem, bald in jenem Hause sich zu versammeln. Auf den Tisch stellte man als Sinnbild zwei Figuren, Joseph und Maria, zündete ein Paar Wachskerzen an daneben und betete einen Rosenkranz; nach diesem aber wurden mit verteilten Stimmen die Herbergsgesänge gesungen, d. h. Lieder, welche Mariä und Josephs Herbergsuchung oder Verwandtes behandelten, mitunter auch Hirtenlieder. Den ganzen Brauch nannte man „Herbergabstatten". Solch ein Herbergslied, wie es Hartmann aufgefunden und mitgeteilt, zeigt wechselnde Strophen zwischen Maria, Joseph und dem sich abweisend verhaltenden Wirt, woraus sich eine dramatische Szene ergibt, die an die alte Form des Weihnachtsspiels erinnert." Das einzige und passendste Beispiel, das ich hiefür bei A. Hartmann[314]) aus München selbst fand, möge im Text hier folgen:

Maria: Liebster Joseph! laß uns gehen,
Laß uns um eine Herberg sehen!
/ Zum Gebären ist's schon Zeit /
Leid und Freud trag ich im Herzen,
Aber weichen muß der Schmerzen,
/ Wenn er sieht der Engel Freud. /

Joseph: Gleich will ich um eine Herberg fragen,
Unsre Not und Armut klagen
/ Allen Bürgern insgemein /
Alle Bürger und Inwohner!
Gott wird euch schon einst belohnen:
/ Räumet uns ein Herberg ein! /

Wirt: Hier habt ihr kein Herberg z'hoffen;
Seid's von Gsindel hergeloffen;
/ Packt euch für das Tor hinaus! /

A. Hartmann erwähnt im Vorwort seines Buches „Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern“ II, München 1875, daß der Brauch, solche Lieder vor und in den Häusern anzustimmen sich im 19. Jahrhundert noch an manchen Orten erhalten habe[315]). Man nennt den Brauch auch das „Ansingen“, „Anklöpfeln“, „Klöckeln“, „Sternsingen“, „Rauhnachtsingen“. Allerdings, die ältesten Nachrichten, die wir haben, sind „Verbote“. Sie wiederholen sich. Man ging aber zu weit, indem man von seiten der Behörden einen Brauch als „Unfug“ und „Bettelei“ stempelte, der sich bei einigermaßen wohlwollender Gesinnung als Ausdruck des Gemütes und realistischer Gestaltung dem Volke darstellte.

„Was den Humor unserer Lieder betrifft“, schreibt Hartmann, „so möchte ich hervorheben, daß in denselben ja nicht das Heilige verspottet wird. Vielmehr spielt die Satire auf die eigene menschliche Unvollkommenheit an gegenüber einer göttlichen Erscheinung und Offenbarung. Die heilige Vergangenheit, sagt Weinhold, wird zur unmittelbaren Gegenwart. Das Volk sieht sich selbst in jenen Hirten und die Kinder

begrüßen in dem Heiland ein Kind. Vertraulicher Ton, selbst ein Scherz vermählt sich mit der Andacht, ohne daß eine unstatthafte Verbindung entstünde; die Göttlichkeit wird nicht durch kindliche Lust beeinträchtigt.

Metrische und sprachliche Unvollkommenheiten dürften selbst in den besten Beispielen nicht fehlen. Doch wird man an die Form von Volksliedern wohl billig nicht den strengsten Maßstab anlegen."

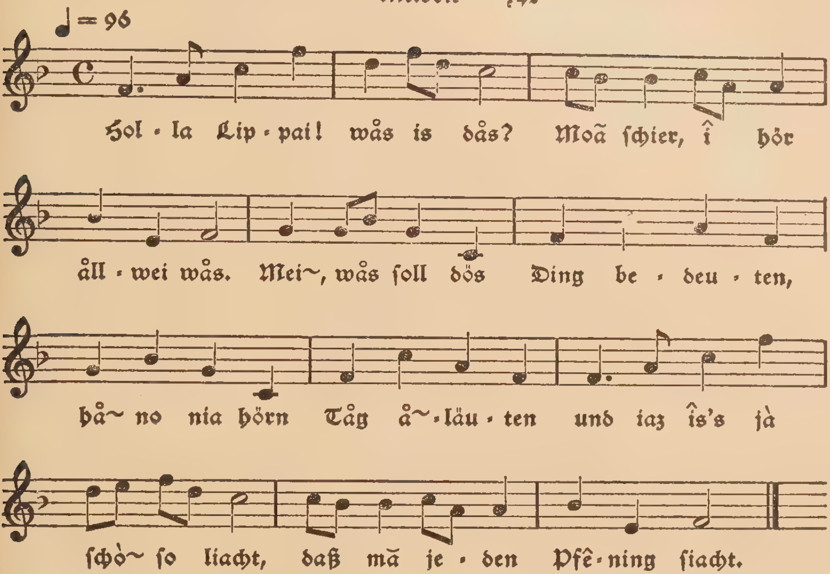
In den Münchner Vorstädten Au, Haidhausen und Giesing, wo noch vereinzelt Herbergen zwischen modernen Bauten das Gepräge des Vorstadtbildes bestimmen, hat mancher Volksbrauch länger fortgelebt als in der gegenüberliegenden Altstadt. Dem Christkindansingen folgte eine kleine Gabe von seiten der Herbergsbewohner. Ernst Haueisen erwähnt in seinem Artikel „Herbergs-Mettenliadl aus Alt-München" die Beschenkung der Sänger mit Kletzen, gedörrten Speiteln (Apfelschnitz), Dörrzwetschgen oder Kletzenbrot, der dann eine gereimte Danksagung mit einem Glückwunsch für das neue Jahr folgte[316]). Hartmann nennt getrocknete Weintrauben u. dgl. als Gabe, seltener auch Pfennige. Der Brauch erlosch zwanzig Jahre vor der Herausgabe des Hartmannschen Buches, also um 1855.

Die in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts einsetzende Minierarbeit religiöser Aufklärung, die von oben herab betriebene „Reinigung der religiösen Vorstellungen im Volke" spricht auch für die äußerste Zurückdrängung dieser genannten alten Volksbräuche.

Das Lied „Holla Lippai! was ist das?" konnte man einst auf dem Lande sogar in der Kirche vernehmen. Das nämliche war noch der Fall am 31. Januar 1813 in der damaligen „Dorfkirche" von Giesing, diesem Ort, der heute zur Vorstadt Münchens gehört. Karl Huber schreibt darüber in seinem Aufsatz „Das Weihnachtslied in Oberbayern vor fünfzig Jahren"[317]): „Wenn nach dem Berichte des „wohlerfahrenen Bayrischen Landboten" vom 10. Februar 1813 aus Obergiesing die Sängerin des „Holla-Lippai-Lieds" in der Dorfkirche von Giesing beinahe zum Chor herabgeworfen worden wäre, so spüren wir darin die Säkularisationsatmosphäre des Ministeriums Montgelas mit seinen scharfen Erlassen gegen Klöckelsingen und Weihnachtsspiele. Das geistliche Volkslied zog sich von der Kirche zurück zu den Sternsingern und Klöpflesleuten auf dem Lande." Hartmann fand über vierzig Handschriften dieses einen Liedes über ganz Oberbayern verstreut.

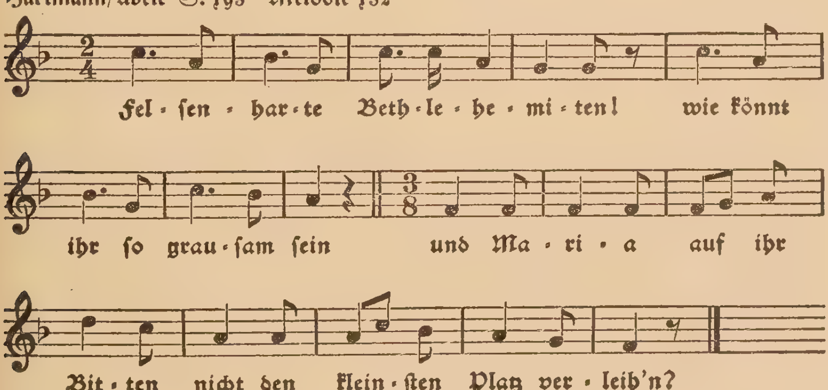
Ich setze die Fassung, wie ich sie bei Hartmann/Abele fand, hieher:

Lippai-Lied aus Giesing. W. O. B. II 132 Melodie 142 Hartmann/Abele S. 204



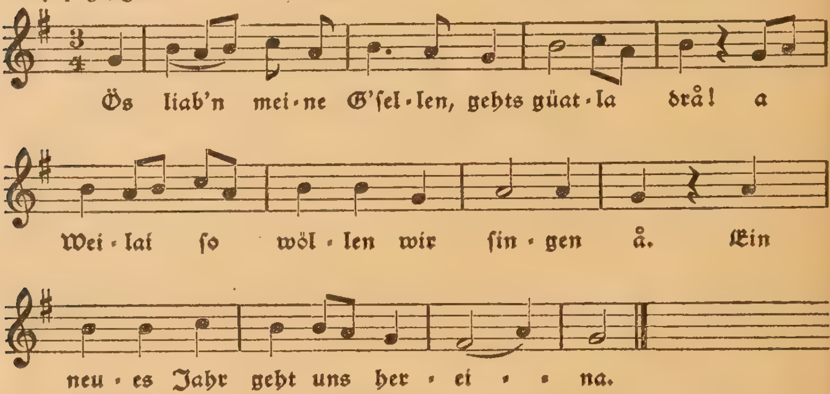
In den Giesinger Herbergen haben sich noch wundervolle Proben eines städtisch beeinflußten Weihnachtsliedes erhalten, das tief in das 18. Jahrhundert zurückreicht. Von den mehrfachen Weisen des in ganz Oberbayern bekannten und auch heute noch beim Ansingen gehörten Liedes „Felsenharte Bethlehemiten“ ist die Giesinger Fassung die älteste, ein feiner „geistlicher Reihen“, wie besonders der vornehm schlichte Springtanz des Abgesanges es zeigt:

Hartmann/Abele S. 193 Melodie 132



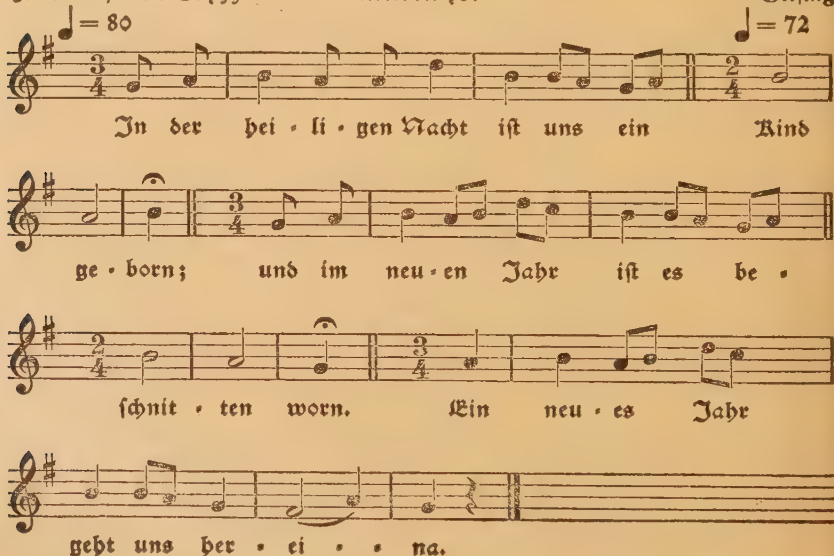
„Das Schwergewicht der Tradition wie ihre Originalität ruht auf den alten Ansingweisen selbst, wie sie bei Stern- und Klöpflessingen, beim Neujahrsansingen und in den Nachtwächterrufen gebraucht wurden. Die in Giesing und anderorts mit geringen Varianten wiederkehrende, höchst charakteristische Einleitungsmelodie mit dem Chorrefrain ist sicher eine sehr alte Rezitationsweise“:

S. 137 Festgabe — Chor — Staat und Volkstum K. A. v. M.



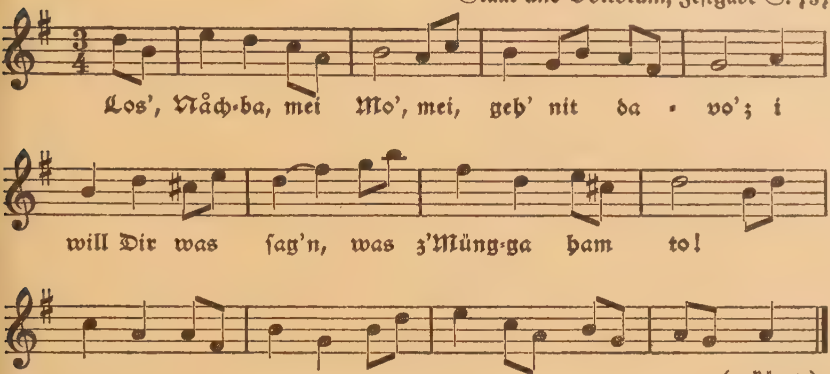
Hat man die besondere Sphäre dieser Ansagelieder erkannt, so lassen sich auch die Beziehungen zum Giesinger Herbergslied „In der heiligen Nacht ist uns ein Kind geborn“ feststellen. Beachtenswert ist auch die Anredeform der 19. Strophe: „Jazt meine liabn Singerinna“.

Hartmann/Abele S. 199 — Melodie 136 — Giesing



Das älteste gedruckte Landlerlied in Bayern findet sich auf einem fliegenden Blatt des Jahres 1727, das aus Oberbayern, jedenfalls aus der Umgebung von München stammt[318]). Die Melodie muß damals schon ganz bekannt gewesen sein; die ursprüngliche Form lautete:

Staat und Volkstum, Festgabe S. 131



(gekürzt.)

Sie kehrt ziemlich ungeschmückt modernisiert in einem ursprünglich oberbayrischen Weihnachtslied „Grad gestern auf d'Nacht" wieder[319]):

II Hartmann/Abele S. 91 Melodie 54



Der größte und wertvollste Teil des handschriftlichen Liedmaterials aber gehört sicherlich dem Ende des 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts an. „Neben dem handschriftlichen spielt das gedruckte Mate-

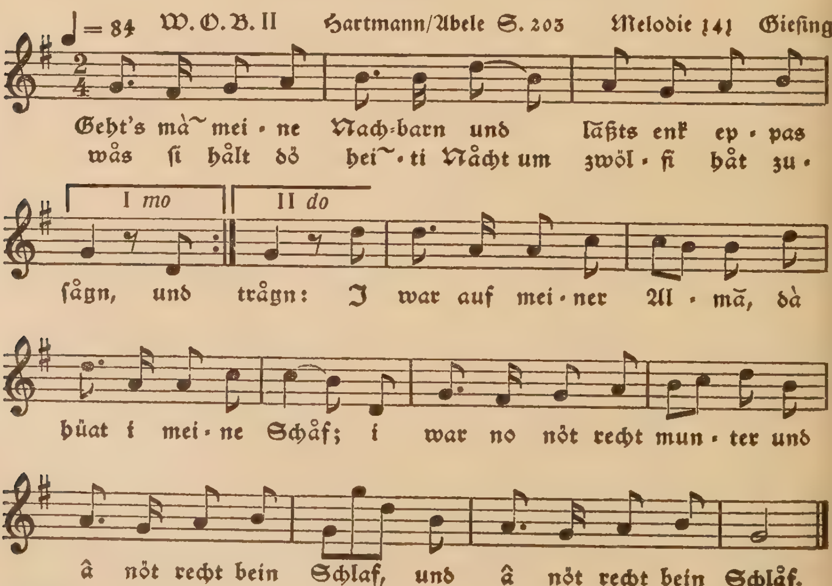
rial, fliegende Blätter und ein paar (entstellte) Liedabdrücke in Münchner Zeitschriften um 1800 nur eine ganz untergeordnete Rolle. Kulturhistorisch besonders merkwürdig sind die Giesinger Herbergslieder, die bei den gegenseitigen „Herbergsbesuchen" um die Weihnachtszeit in Giesing und Au gesungen wurden."

„Das Weihnachtssingen der Kirchensinger war noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine allgemein verbreitete und beliebte halbkirchliche Sitte. Im Erzbistum Freising konnte sie Hartmann nur mehr in Ellbach bei Tölz, Otterfing und Giesing nachweisen, wo schon 1813 die Sängerin des bekannten „Holla-Lippai"-Liedes den Gesang nicht enden durfte, weil in der Dorfkirche ein Murren entstand" [320]).

Hartmann spricht von den Kirchensingern als von einer originellen, besonders volkstümlichen Einrichtung. Der Kirchengesang wurde damals durch ganz schlichte Leute aus der Gemeinde ausgeübt. „Diese sog. Kirchensinger bildeten eine Art Schule, in welcher nicht nur bestimmte alte Liederweisen und Liedertexte, sondern auch altertümliche und eigenartige Sängerbräuche sich forterbten" [321]).

Nach der Aussage alter Leute um 1880 waren die deutschen Lieder, die die Kirchensänger auf dem Chore vortrugen, sehr einfach und volkstümlich. Die Weihnachtszeit und namentlich die Christmette genossen hier ein besonderes Vorrecht auf diese Lieder.

Ein altes Giesinger „Mettenliadl", einst daselbst in den Häusern vor dem Gang zur Christmette gesungen, war folgendes:

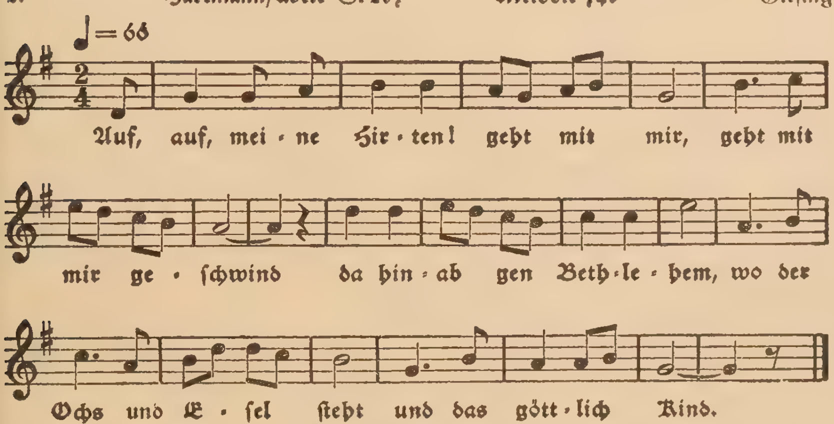


2. Jaz siach i viele Engelein vom Himmi abasteign;
Dö hamt recht Instrumenter g'habt; nix han i kennt als Geign.
Trampetten, dö hams' pfiffa, und Pauken, dö hams g'schlagn.
Sie hamt aso a Mettn g'macht, i kunnt enk's gar nöt sagn.

3. Soviel als i vostanten ha, so sollmar alle glei
Mitsamma af Bedelhem wohl in den Stall hinein.
Dort werden wir ja finten ein wunderschönes Kind;
Es liegt in einer Krippen bei Esel und bei Rind.

Da ertönen in der Kirche halb dramatisch gehaltene Hirtenlieder in echtester Mundart und voll sprudelndem Humor. Alte und junge Kirchensinger, welche dieselben sangen, haben auch viele derselben verfaßt. W. O. B. II bringt zweierlei Texte eines Hirtenliedes. Ich lasse die Melodie mit der ersten Strophe der ersten Fassung folgen:

2. Hartmann/Abele S. 201 Melodie 140 Giesing



Die zweite Fassung beginnt:

„Geh, mein Bruder, geh mit mir!
Unser Bleiben ist nicht allhier"; usw.

Als Beispiel für Mundart und Humor kann Strophe 5 und 6 dieses Hirtenliedes gelten.

5. Wollt Maria mit dem Kind
Ziehen in mei Häuserl g'schwind,
Das wär halt mei Freud.
Milli und Mehl das hättma scho,
Daß mar a Müasel kocha ko,
Wenn das Kindlein schreit.

6. Bfüat di God, liebs Kindelein!
Morgen kehr'n wir wieder ein,
Wolln dir bringen alls,
Was deiner wird von Nöthen sein,
Mehl zu deinem Müselein
Milli, Oar und Schmalz.

Dieses Hirtenlied ist uns aber nicht bloß von Giesing überliefert, sondern auch aus Rosenheim, Holzkirchen, Otterfing und Kochel. Wenn wir die geheimnisvollen Spuren verfolgen, welche einen kleinen Giesinger Singkreis des 18. Jahrhunderts mit anderen in Beziehung treten läßt, dann sehen wir auch hier wieder das Wort K. A. v. Müllers in seiner Vorrede zum Oberbayrischen Liederbuch bestätigt: „Denn ein Volk ist mehr als das bloße Nebeneinander der zufällig gerade über dem Erdboden vorhandenen Zeitgenossen. Sein sichtbar-unsichtbares Dasein knüpft den flüchtigen Wechsel der Geschlechter in geheimnisvoller Dauer zusammen. Das tausendfältige Geflecht seines Lebens webt sich ununterbrochen fort durch die Jahrhunderte und verbindet in bunter Wechselwirkung das Nahe und das Entlegene, das Große und das Kleine, das Alltägliche und das Höchste."

Die bisher geschilderten Volksschauspiele und Lieder hatten ausgesprochen religiösen Charakter. Anders verhielt es sich mit den Marionettenspielern. Sie gehörten zum bunten Leben und Treiben der Jahrmärkte, der Münchner Dult. Diese Marionetten sind Puppen, an Fäden gezogen und durch die Bewegung als wirklich vorgetäuscht. Die Lieblingsstoffe von Faust, von der Genovefa erzählte sich das Volk auch im Marionettenspiel. Die Puppen ließen sich mit verhältnismäßig geringen Mitteln herstellen. Und spinnen sich letzten Endes nicht auch geheimnisvolle Fäden zu den „Herbergen" hinüber? Sind Maria und Joseph als Sinnbilder in zwei einfachen Figuren auf den Tisch gestellt, nicht dem Marionettenspiel verwandte Erscheinungen? — Die Marionettenspieler lockten das Volk in Scharen herbei. Zogen sie wieder fort,

so hatten sie manchen Schüler aufgenommen, der Stoffe aus seiner Umgebung nahm und auf die neue Art erzählte. Legband sagt: „Das Marionettenspiel teilte freilich das Schicksal der anderen volkstümlichen Spiele, es wurde durch ein Polizeiverbot nach dem andern unterdrückt."

Dazu kamen noch Moritatensänger, welche die Dulten belebten. Ein blindes, altes Mütterlein sang „einem Schwarm halb betrunkener Bengel Lieder alter Sagen und Märchen von Gespenstern und Türkensäbeln" vor[322]). Hier drängte sich das Volk um einen Gesellen, der auf einer Art Bühne stand, und den Neugierigen „auf Tafeln gemalte Geschichten von Gespenstern, Zaubereien, scheußlichen Mißgeburten, Hexentänzen und von tausend gräßlichen Begebenheiten erzählte, welche sich mit Straßenräubern und Mördern, Schatzgräbern, Wahrsagern, Goldmachern, Wettermachern, Geisterbeschwörern, Fest- und Unsichtbarmachern, in alten Schlössern, grauenvollen Wäldern, auf Kirchhöfen und Schädelstätten zugetragen haben sollten" [323]). Eine Bestätigung dieser Erscheinungen auf Dulten liefern die Akten. So fand ein Polizeibefehl vom 10. November 1778 „wegen durchgehends abgeschaften Marktschreyern, oder Waldhänseln, dan Bildermännern, ofentlichen Singern und Singerinnen strenge Befolgung" [324]).

Der ärgste Auswuchs aber war nach Legband das sog. „Arztensspiel", von dem die Akten häufig Kunde geben. „Ärzte und Quacksalber, Operateure, Zahnausreißer stellten sich zur Dultzeit ein; dort konnten sie verdienen, es galt nur, den gläubigen Pöbel anzulocken. Sie lernten von den Komödianten, nahmen sich einen eben nicht mundfaulen Gehilfen, errichteten eine primitive Bühne, wohl nur eine Erhöhung, um von einer größeren Menge Volkes gesehen zu werden. Sie priesen ihre Salben und Medikamente an, indem sie aus dem Stegreif mit ihren Gehilfen einen von Possen, Zoten, Übertreibungen strotzenden Dialog hielten"[325]). 1755 wurden auf kurfürstlichen Befehl von der Polizei gegen die „ausländischen" Ärzte und Marktschreier Befehle erlassen[326]). Aber auch gegen die eigenen Untertanen ging man vor. Um dem gefährlichen Treiben Einhalt zu gebieten, duldete man künftig „innländische Zahnbrecher, Waldmänner, Arzten usw." nur noch, wenn sie vor dem öffentlichen Auftreten zur Dultzeit „ein auf ein attestatum medicum hin ausgestelltes Patent besaßen"[327]). Weitere Verordnungen betreffend die Ärzte auf Jahrmärkten erschienen 1763, 1772, 26. August, 1773, 1. Januar, 1778, 10. November usw. Im Münchner Intelligenzblatt vom 19. Dezember 1778 fand ich in Art. 1 eine Verordnung, „daß

die sog. Waldhänsel, empirische Ärzte, Marktschreyer, und Mirakelschmiede oder Bilderpritscher samt ihren Affen und Schalksnarren, bey zehn Rthlr. Strafe nicht mehr geduldet werden sollen"[328]. Wichtiger aber als alle Verordnungen ist der Umstand, daß das Volk mit dem Beginn der Aufklärung die nur aus seiner Dummheit Vorteil ziehenden Marktschreier zu durchschauen lernte und so durch seine eigene Wandlung ein gut Teil zu deren Vertilgung beitrug.

Manch ärmlicher Marionettenspieler ist im Laufe der Zeit zum Hüttenspieler geworden und nannte sich kühn: Bürger und Schauspieldirektor. So besonders Lorenzini. Er war im Volke jahrelang beliebt. Sein Geheimnis lag im Stegreifspiel. Legband sagt: „Im Extemporieren lag seine stärkste Waffe, mit der er sich die Liebe des Volkes erkämpfte, allerdings auch den erbitterten Gegner, die Zensur, reizte. Mochten die eingereichten Stücke harmlos sein, am Abend während der Vorstellung war eine tüchtige Dosis derbster Drastik hinzugetan. — Wie wanderten die guten Münchner so gern zu seiner Hütte! Alt und jung, Männlein und Weiblein, Gering und — ja auch Vornehm. Wenn der bayrische Hiesel auf dem Theater gerädert wurde zur Strafe für seine berüchtigten Taten, wie fühlte das Volk diese Schreckenstaten und ihre gerechte Sühne mit! Zum Bajazet und Tamerlan rannte jede Kindsmagd"[329].

Eine stehende Figur in Lorenzonis Kreuzerkomödie war der „Lipperl". Die Bezeichnung „Lipperltheater" war jedem geläufig. Auf jeden Fall ist der Lipperl eine der vielen Abarten des süddeutsch-österreichischen Hanswursttypus, dessen Heimat Salzburg und Wien waren. Als stehende Figur begegnen wir dem Lipperl in München erst in den Siebzigerjahren. Das Churbayrische Intelligenzblatt von 1776 erwähnt ihn. Als im Jahre 1796 die Zensurbehörde die Aufhebung des schädlichen, unmoralischen Lipperltheaters vom Churfürsten forderte, betonte Lorenzini, daß „weder Lipperl noch Hanswurst in je einem Spiele mehr auftrete, sondern statt dessen ein Bedienter die Rolle übernehmen würde"[330]. So spottete Lipperl in der Verkleidung der ängstlichen Herren und unter Max Joseph IV. erhielt er wieder seine volle Freiheit. „Die Kreuzerkomödie blühte wie kaum zuvor. Auf den hölzernen Bänken saß das Publikum dicht gedrängt. Lorenzonis zwei alte Schwestern klapperten in den Pausen auf den hohen roten Absätzen ihrer Schuhe in der Tracht der Renaissancemode auf und ab, um den Aktkreuzer einzusammeln"[331].

Daxenberger schreibt in seinem „München Hundert und eins“ von „der alten Verlassenschaft Lorenzonis, der anfangs nur während der Sommerdult sechs Wochen lang, zuerst auf dem Anger, von 1797 an aber auf dem freien Platz vor dem Karlstor, zunächst der viel später erbauten protestantischen Kirche, extemporierte Stücke, die sog. Kreuzerkomödie, aufführte. Lipperl = Philipperl war der Ausdruck der neuen originalen Komik, gleichwie in Wien ein Kasperl figurierte. In der Kreuzerkomödie wurde für jeden in der Regel halbstündigen Akt ein Kreuzer bezahlt und nach jedem Aufzug der ganze hölzerne Theaterraum gelehrt“ [332]).

Noch möchte ich einen Mann erwähnen, in dem offensichtlich die Theatersucht des Volkes sich äußerte, der die Wandlung vom Marionettenspieler zum „Agenten mit lebenden Personen“ und dann zum Schattenspieler in kurzer Zeit an sich vollzog. Maler und Vergolder in seinem Handwerk lebte Joseph Wunderer daneben von dem Verdienst eines Zettelträgers, der ihm allerdings nur die bescheidene Wocheneinnahme von 1 Gulden 57 Kreuzern verschaffte. Die Münchner Staatsbibliothek bewahrt von ihm noch einzelne Gelegenheitsgedichte auf. So einen Neujahrswunsch auf das Jahr 1789. Hier schildert er in zehn Vierzeilern sein armseliges Dasein, wohl auch in erster Linie um sich die Theaterzettelempfänger geneigt zu machen. Oft muß sich der Ärmste fast zu Tode gelaufen haben, wie er selbst klagt. Bis Nymphenburg und Fürstenried (?) soll er Zettel hinausgetragen haben. Sein Handwerk wird unter der zeitraubenden Nebenbeschäftigung wohl sehr gelitten haben. So kam er auf den Gedanken, selbst sein Glück im Komödienspiel zu suchen. Die Lockungen des ungebundenen Lebens, die Aussicht auf klingende Münze bestimmten ihn, ein Gesuch um Spielgenehmigung an die Kurfürstin Witwe Maria Anna zu richten. Auf Grund seines Patentes konnte er nun „auf versuch und widerruf“ Marionettenspiele aufführen und zwei Jahre später holt sich „der churfürstliche Nazionalzedlträger cum complicibus“ die Erlaubnis, von Advent bis Ostern in der Au, dann in der Altstadt selbst „mit großen Persohnen“ zu spielen. Er spielt hauptsächlich beim Weinwirt Bauhof, beim Radlwirt in der Au, im Kreuzlgießergarten, dann in Haidhausen und im gräflich Törring-Seefeldischen Hofmarksgericht Falkenau. Nicht überall ist er gern gesehen. Um 1796 spielt er beim Weinwirt Pögner im Thal als Inhaber eines mechanischen Theaters. Da gab es magnetische Kunststückchen, Geistererscheinungen und Spiegelvorstellungen zu sehen.

Schließlich rechtsseitig gelähmt, beginnt er, durch Not und Krankheit getrieben, wieder mit Marionettenspielen, bis ihm auch diese wieder verboten werden. Dieses eine Beispiel ist bezeichnend für die soziale Lage dieser Spieler.

Hübner bemerkt in seiner „Geschichte der Stadt München", 1803, „Das Extemporieren und die Lazzi der Spaßmacher waren überall an der Tagesordnung. Für letztere hatte ein hiesiger Brauer, Faber genannt, nach der Mitte des 18. Jahrhunderts ein eigenes Hinterhaus erbaut, das erst vor wenigen Jahren von dessen Erben in ein Bräuhaus umgeschaffen wurde"[333].

Nach einer Denkschrift des Münchner Eberl-Faberbräus (1593 bis 1893) lieh der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebende Besitzer Andreas Faber dem Unternehmen den bleibenden Namen. „1745 nennen die Annalen einen Paul Reiz als Besitzer. Dieser war es, der die „Malztenne" seines Bräuhauses in einen „Komödienstadl" — wie in jener Zeit der bezeichnende Ausdruck für den deutschen Musentempel in München lautete — umwandelte. Die reisenden Truppen, die vorher beim „Sollerbräu" im Thal gemimt, schoben jetzt ihren Thespiskarren in die Sendlingerstraße." Die Bezeichnung „Komödienstadl" war nicht ganz unberechtigt, denn die deutsche Schauspielkunst führte in München ein gar armseliges Dasein. Der Hof hatte nur Interesse für die italienische Oper. Die Wandertruppen aber wußten, was die Menge verlangte.

Malyoth aber betont in seinem Artikel „Vom Faberbräutheater in München", daß „trotz aller zynischen Harlekinaden — es war ja die Blütezeit des Hanswurst — das Völkchen im Faberbräu sich den Ruhm gesichert habe, daß es Schillers Genius in seinen „Räubern" (am Hoftheater verpönt) und im „Don Carlos" auferstehen ließ. Das machte das Brettl beim Faberbräu höher als die andern. Es konnte da nicht anders geschehen, als daß der Faberbräu in München — trotz allem ein Kulturfaktor ward. Von den Tugenden des Vorderhauses, von seinem Bierverschleiß und der „Qualität des Stoffes" weiß er nichts zu sagen, über die Kunst aber, die im Hinterhaus verzapft wurde, ist recht und schlecht gerichtet worden. Der Spielplan des „Volkstheaters" putzte sich mit den albernsten Aushängeschildern"[334].

Bezeichnend für die ganzen Zustände ist der Umstand, daß um 1784 der „lustige Bernardone" (der italienische Hanswurst) und Franz Moor im gleichen Trikot wechselweise auftreten oder daß Muley Hassan zur

gesuchtesten Rolle des „Thadadl“-Spielers gehörte. Noch von jeher hat das Geschäft, das der Faust mit dem Teufel treibt, die fromme und schaulustige Menge angezogen. So gehörte auch im Faberbräu eine Art Urfaust zur erwünschtesten Kost. Malyoth sagt: „Der „Jeddul“ schon gibt ein üppiges Ragout.“ Hören wir, wie man vor 150 Jahren auf die niederen Instinkte der Menge spekulierte. Ein Wachsfigurenkabinett sollte sie noch mehr anziehen.

„NB! An dem Hof von Parma werden gezeigt: die römische Lukretia, Judith und Holofernes, David und Goliath, Samson und Dalila, der reiche Prasser, Abraham und Isaak, die schöne Helena.“ Lakonisch setzt der alte Zettelschreiber hinzu: „Darauf wird die Verzweiflung in wohlgesetzten Versen folgen“. Ein Repertoirstück von 1783, dem Jahre, da Schillers „Kabale und Liebe“ entstand, lautet: „Megara, die fürchterliche Hexe oder das bezauberte Schloß des Herrn von Einhorn. Darin erscheinen 1. unterschiedliche Geister, 2. fliegt Leander und Bernardone durch die Luft und wird heruntergeschossen, 3. verwandelt sich ein Wirtshaus in einen Paruckenmacherladen, wo der Herr von Einhorn und Crispin auf lächerliche Art frisiert werden, 4. verwandelt sich ein altes Gebäude in ein Zimmer, allwo Herr Einhorn, Crispin, Anselmo als Wandleuchter hängen.“

So sah es also im deutschen Theater beim Ausgang der Stegreifkomödie aus und das war zugleich auch der Gradmesser für den geistigen Gesichtskreis des Münchner Durchschnittsbürgers im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, auf die Weiterentwicklung des Münchner Bühnenwesens näher einzugehen.

Zum Schlusse dieses Kapitels sei noch eines Mannes gedacht, der als bayerischer Hofpoet 19 Jahre lang, von 1759 bis 1777 in seinem „Münchnerischen Wochenblatt in Versen“ die Weltbegebenheiten verfolgte. Es war Mathias Etenhueber. Er schüttelte die von Fremdwörtern strotzenden Alexandriner nur so aus dem Ärmel. Trotz dieser Fruchtbarkeit aber war er arm wie eine Kirchenmaus, bewohnte am Frauenplatz ganz oben am Dache einige bescheidene Zimmerchen und hielt sich hauptsächlich dadurch über Wasser, daß er gereimte Bittgesuche um Brennholz, Geld und Eßwaren zu bestimmten Jahreszeiten an den Kurfürsten richtete.

Um seiner Not in etwas abzuhelfen, verfiel er auf die Idee, ein gereimtes Wochenblatt herauszugeben, das den langatmigen Titel

führte: „Münchnerisches Wochenblatt in Versen, Kriegs-, Friedens-, in- und ausländische Begebenheiten und Zufälle betreffend". Der Herausgeber und Hofpoet war übrigens auch sein eigener Kolporteur. Mit einer großen Mappe unter dem Arm lief er selbst treppauf, treppab zu seinen Abonnenten.

Für die Geschichte der Dichtung ist diese gereimte Zeitung wertlos. Jedoch muß sie als eine noch kaum gewürdigte Fundgrube für die Kulturgeschichte Münchens im 18. Jahrhundert angesehen werden. Eine gewisse Unmittelbarkeit tritt uns in jenen Zeilen entgegen, wie in keinem anderen Dokument jener Zeit. Zu den allerhöchsten Geburts- oder sonstigen Festtagen verstand er es, seine Reime zu schmieden, was ihm seinen Titel „bayrischer Hofpoet" eintrug[335]).

So zeigte sich uns der Münchner des 18. Jahrhunderts in seiner Vorliebe für Musik und Spiel, in seiner kindlichen Frömmigkeit, in seinem hervorstechenden Zug zum Theatralischen. Er ergötzte sich noch einfach und anspruchslos im Lipperltheater und im Komödienstadel. Erst einem kommenden Jahrhundert war es vorbehalten, dem deutschen Theater in langsamer Entwicklung und zäher Arbeit den Sieg über französische und italienische Geschmacksrichtung endgültig zu sichern, wozu bescheidene Ansätze sich bereits auf der Münchner Volksbühne des ausgehenden 18. Jahrhunderts zeigen.

Literaturangabe für das 5. Kapitel:

I. Werke:

Daxenberger S., gen. Carl Fernau, München Hundert und eins, München 1840, S. 86/I.

Hartmann August, Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern, München 1875, S. 101, Separatabdruck aus dem XXXIV. Bd. des Oberbayr. Archivs.

Hartmann August, Volkslieder in Bayern, Tirol und Land Salzburg, gesammelt mit vielen Melodien von Hyazinth Abele, Leipzig 1884.

Hübner Lorenz, Beschreibung der Stadt München, München 1803, S. 555, 2. Abt. II. Bd.

Kronegg Ferdinand, Illustrierte Geschichte der Stadt München, München 1902, S. 423/424.

Pezzl J., Reise durch den Baierschen Kreis, Salzburg-Leipzig 1784, S. 115.

Regnet C. A., München in guter alter Zeit, München 1879, S. 37.

Staat und Volkstum, Festgabe für K. A. v. Müller zum 20. 12. 1932, München 1933: Das Weihnachtslied in Oberbayern vor 50 Jahren von Kurt Huber, S. 119 bis 124, 131—140.

II. Klein-Literatur
aus der Münchner Staatsbibliothek:

Zur Erinnerung an das 300 jährige Jubiläum der Aktienbrauerei Eberl und Faber, München 1593—1893 (München 1893).

III. Jahrbücher und Zeitschriften:

Bayrische Heimat 1926, 28. Dez., S. 103: Ein bayrischer Hofpoet von H. P.

Bayrische Heimat 1933, 20. Aug.: St. Kümmernis, die Patronin der Münchner Spielleute von Eduard Stemplinger.

Bayrischer Heimatschutz 1929, S. 133: St. Kümmernis als Patronin der Münchner Stadtmusikanten von J. Noderer.

März, Halbmonatsschrift für deutsche Kultur 1908, S. 193—203: Vom Faberbräutheater in München von Ludwig Malyoth.

Münchner Intelligenzblatt 1778, 19. Dez.: Art. 1, Verordnung, daß die sog. Waldhänsel, empirische Ärzte, Marktschreyer und Mirakelschmiede oder Bilderpritscher, samt ihren Affen und Schalksnarren bei 10 Rthlr. Strafe nicht mehr geduldet werden dürfen.

Oberbayrisches Archiv für vaterländische Geschichte, Bd. 51, München 1901: Münchner Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert von Legband, S. 74, 78, 82, 185, 187.

Oberbayrisches Archiv für vaterländische Geschichte, Bd. 65/66, München 1927/1929: Das Volksschauspiel zu Kiefersfelden, ein Beitrag zur Kulturgeschichte Altbayerns.

Theaterzeitung der staatlichen Bühnen Münchens 1920, Nr. 11: Beiträge zur Münchner Theatergeschichte: 3. Weihnachtsspiele in Alt-München von L. Malyoth.

Theaterzeitung der staatlichen Bühnen Münchens 1920, Nr. 15: Beiträge zur Münchner Theatergeschichte: 6. Stadtmusikanten von L. Malyoth.

F. in Münchner Volkskunst.

Das Lebensfrohe der Münchner Barockzeit des 18. Jahrhunderts äußerte sich nicht allein in den mannigfachen kirchlichen und weltlichen Brauchtümern, sondern auch in der Volkskunst der Bemalung der Häuser, der Anlage von Gärten, vor allem von Privatgärten.

Schon im Jahre 1764 schreibt der kursächsische Minister zu Rom, Herr Johann Ludwig Bianconi in seinen „10 Sendschreiben an Herrn Marchese Philippo Hercolani, Merkwürdigkeiten des kurbayrischen Hofes der Residenzstadt München betreffend“[336]): „Wenn Sie durch die Stadt gehen: so bemerken Sie, daß fast alle Bürgerhäuser im frischen Kalk (al fresco) gemalet sind; ja unter den älteren finden Sie verschiedene von den besten Meistern, sonderlich von Christoph Schwarzens Arbeit. Dieser ist ein trefflicher Mann und so werden Sie ihn mehrentheils in seinen Kalkmalereien finden, die so zart sind, daß sie oelfarbene Bilder zu sein scheinen.“

Regnet schildert eine Reihe von Bürgerhäusern, die eine charakteristische Bemalung aufweisen[337]).

„Boten die Paläste durch ihre Stattlichkeit oder ihre Schönheit der architektonischen Verhältnisse einen würdigen Anblick, so liebten es Bürger und Gemeinde schon seit alter Zeit, ihre Häuser mit nicht selten wertvollen Wandgemälden zu schmücken.“ Da ist an erster Stelle das „Claudi Cleer-Haus“ genannt, dessen Name uns schon bei der Palmzweigbelieferung Münchens in der Karwoche begegnete. Wir haben es hier mit einer von Peter Candid gemalten Front an der Kaufingerstraße zu tun, die in reicher Komposition den Raub der Sabinerinnen und vielfache Allegorien auf den Handel, dem die Besitzer des Hauses sich seit mehr als hundert Jahren widmeten, darstellen. „Es sei in

Deutschland und Italien niemals auf Kalch etwas Schöneres und Ruhmwürdigeres so gemahlet worden."

Die Vorderseite des nachmaligen Café Fritsch in der Kaufingerstraße trug ein schönes Fresco, das Opfer der heiligen drei Könige.

Am Hause der Bäckenknecht-Bruderschaft im Thal sah man den Kaiser Ludwig den Bayern, wie er den Bäckern, die ihm die Ampfinger Schlacht hatten gewinnen helfen, ihre Privilegien verlieh; darunter pries eine lange Inschrift den hohen Herrn und das ehrsame Handwerk.

An der Ecke der Kaufinger- und Fürstenfeldergasse hatten die Mönche von Ettal ein gar stattliches Haus, und an dessen Vorderseite die Geschichte der Gründung ihres Klosters durch Ludwig den Bayern kunstreich auf nassen Kalk malen lassen.

„An einem Hause auf dem Färbergraben war das Bild des P. Dominicus a Jesu Maria, ein Karmelite, der Maximilian I. in die Prager Schlacht begleitete, und dessen Rathschlägen und Geistes Gegenwart man besonders den Sieg verdankt, den Maximilian I. über seinen Vetter, Friedrich V. von der Pfalz bey dem weißen Berge nächst Prag erfochten hat. Im Hintergrund des Dominikusbildes ist an diesem Hause die Schlacht vorgestellt. — Neben dem Bilde hält eine Hand die Abbildung des Hauses selbst aus den Wolken mit der Unterschrift:

Betracht's nur recht! es ist nicht dein
Und mein wird's in die Läng nicht seyn.

Links ist das Bild M. Crescentiae Ord. S. Francisci. Daneben hält eine andere Hand das Haus, wie es eben im Bauen begriffen ist, aus den Wolken heraus, mit der Unterschrift:

Viel Unkösten und Verdruß
Gottes Segen wenden muß.

Nicht weit davon war unter einem Maria-Hilf-Bilde die Inschrift zu lesen: „Unter deinen Schutz flüchen wir" — es war nämlich beim Anmalen der Inschrift das „t" nach dem „ch" im Pinsel geblieben."

Am „Grünen Baum" sah man einen ganzen Altöttinger Altar. Die „schwarze Muttergottes von Altötting" prangte unterm Bogen des Hauptturmes des Sendlingertores mit der naiven Anrufung: „O Jungfrau Maria, laß nicht herein, Was dieser Stadt kann schädlich sein!"

In der Neuhausergasse beim nachmaligen Oberpollinger war am Haus ein Radtreiber an einem Stadttor, von zwei Reitern begleitet, zu

sehen. Das Bild stellt eine Wette dar: Der Wagner von Lechhausen hatte an einem Sommertag das Holz zu einem Rade im Walde zu holen, die hl. Messe zu hören, das Wagenrad zu fertigen und es nach München (neun Meilen) vor Sonnenuntergang zu treiben. Das Rad wurde zu München am 20. Juni 1709 durch das Neuhausertor getrieben und in der Wagnerherberge aufgehängt. An ihr befand sich dann in der Folgezeit das Bild[338]).

Am Fuchsischen Bräuhaus in der Schwabinger Gasse war eine triumphierende Muttergottes gemalt, welche die Schlange unter ihren Füßen tritt.

Der „Himmelschaffler" im Färbergraben zeigte außen in der Mauer das Bildnis der hl. Jungfrau und ein zwei Schäffler darstellendes Wandgemälde[339]).

Das Haus Nr. 170 im Angerviertel zeigte als Malerei den hl. Florian, gegen den Sebastiansplatz Maria, den hl. Joseph, Benno und Johannes Nepomuk. Darunter stand ein längerer Vers.

Am Haus Nr. 287, das vom Stadtzollner bewohnt wird, ist das Stadtwappen mit der Jahrzahl 1761, dann ein Franziskus Xaverius, wobei im Grunde der Krebs, der das Crucifix aus dem Wasser bringt, und die Taufe eines Mohren angebracht.

Am Thürlbaderhaus Nr. 74, das 1788 Eigentum des Wundarztes Pitzl ist, sieht man vorne an der Mitte desselben ein Bild der schmerzhaften Mutter Gottes mit der Unterschrift: „Heil der Kranken". Am Haus steht der Vers:

„Hieher zu diesem Thürlbad
Gehört Grund, Durchgang und das Rad."

Der schöne Turm bot neben dem historischen noch ein ästhetisches Interesse durch die hübschen Malereien, die auf seiner Ostseite zu sehen waren. Sie zeigten in der Höhe des ersten Stockes zwei Bannerträger mit den bayerischen Farben, im zweiten Stock den Kaiser auf seinem Thron, von den Kurfürsten umgeben, darunter einen das Feld pflügenden Bauer, weiter nach oben wieder Bannerträger, aber diesmal mit den kaiserlichen Farben und darüber Spielleute mit ihren Instrumenten. Zu oberst aber gab eine halb blaue und halb vergoldete Kugel die Wandlungen des Mondes an[340]).

Ging man vom Rathaus durch den Rathausturm das Thal hinunter, so sah man dort rechts zwischen dem Rathaus und dem Metzger-

gäßchen das Schlachthaus und die Fleischbänke der unteren Bank oben mit einer Freskomalerei versehen, eine Gegend von Wittelsbach. „Ein Ochse wird festgehalten, der eben den Schlag mit dem Beil erhalten soll. Ein Metzgermeister und seine Ehegattin stehen daneben im alten bürgerlichen Anzug, er mit einem braunen Rocke, roter Weste und schwarzen Beinkleidern, alles mit silbernen Knöpfen besetzt, sie mit einer schwarzen Schleierhaube, im schwarzen Mieder mit Silbergeschnür, den roten Rock unten mit Goldborten besetzt und den silbernen Gürtel mit dem silbernen Messerbesteck an der Seite — alles aus einer Zeit, wo sich jeder dadurch für geachtet hielt, in der Kleidung zu erscheinen, die seinem Stande gebührt"[341]).

„Auch andere Häuser wiesen Wandgemälde als Zeichen des Gewerbes ihres Besitzers auf: so ließen die Bader an ihr Haus gerne den barmherzigen Samariter, Wirte den Gang nach Emaus malen, und andere Bilder dienten dem mit der Kunst des Lesens nicht vertrauten Kunden anstatt der Gewerbsschilde: da kennzeichnete ein Mohr oder ein Engel die betreffende Apotheke, ein Storch das Gasthaus usw."[342]).

Münchner Volkskunst und Geschmack hat sich auch im 18. Jahrhundert in der Anlage von P r i v a t g ä r t e n hervorgetan. Sonst würde sie der Zeitgenosse Westenrieder nicht eigens erwähnen. Er schreibt: „Die Privatgärten längs der Stadt sind wie allerorten in vortrefflichem Zustande. Es ist kein Gewächs, das man nicht sollte beherbergen können, wenn man will; es wird sich nicht jeder Gärtner ein Beet für Ananas und Paradeisfrüchten halten: so zieht er desto mehr solche Kräuter und Früchte, welche der größten Bürgerzahl gedeyen, und nützen.

Es sind seit kurzem eine Menge Privatgärten angelegt worden, worin außer dem Nutzen, auch für eine belobenswürdige Zierde gesorgt worden. Man gibt sich Mühe, junge Fruchtbaumschulen und Blumenfloren in guten Zustand zu setzen"[343]).

Im „Sammler" ist auf so manches reizende Gartengelände des 18. Jahrhunderts hingewiesen[344]). Die Klostergärten stehen hier an erster Stelle.

„Das ehemalige Salesianerinnenkloster, Damenstiftstraße 2, besitzt hinter seinen Mauern noch einen großen Klostergarten mit Marmorbrunnen, die Blumenbeete sind längst verschwunden. Ein alter Baumbestand, der über die hohen Mauern des Hottergäßchens hinüberragt, deutet den verschlossenen Garten an, der mit der umgebenden Architek-

tur des Klosters eine Perle gewesen sein muß. Die so prächtigen ehemaligen Loggiengänge sind vermauert. Seit der Säkularisation ist die Kreisrealschule hier untergebracht.

Ein Bild von besonderer Schönheit ist der Garten hinter dem Chor der Michaelskirche. Hier schließen sich die offenen Arkaden dem stattlichen Chor an. Im Hintergrund steigt das mächtige Turmpaar der Frauenkirche empor, in der Ecke hält der alte Backsteinturm ernstliche Wacht und allerhand wildes Gesträuch belebt den malerischen, verträumten Garten.

Alte Pläne im Kreisarchiv zeigen uns den gegenüberliegenden Garten der Augustiner, der zur Zeit der Säkularisation einging.

Der ehemalige groß angelegte Garten des Herzogs Ferdinand gehört dieser Zeit an. Er erstreckte sich einst hinter seinem Schlosse am Rosental bis weit in den jetzigen Viktualienmarkt hinein.

Auch der malerische, in den Neunzigerjahren vergangenen Jahrhunderts überbaute Metgarten in der Neuhauserstraße wäre hier zu nennen.

Hinter dem alten mit Erker belebten Palais des Grafen v. Rechberg, später im Besitz der Nachkommen des Kommerzienrat Radspieler, lag verträumt ein prächtiger, mit Skulpturen und Brunnen belebter großer Garten. Eine alte Abbildung zeigt den schmuckvollen Garten mit Laubgängen und Blumenbeeten.

Bei dem Künstlerheim des gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebenden Bildhauers und Kunstgewerblers Roman Boos, Hackenstraße 10, öffnete sich nach rückwärts der Ausblick in den großen Garten des ehemaligen Salesianerinnenklosters, der bereits erwähnt wurde. „Er war vordem einer der schönsten unserer Stadt, ein echter und richtiger Klostergarten mit Blumenfülle, Springbrunnen und wohlgepflegtem „Kräuttlwerck“ [345]).

Mit der Beseitigung der Stadtmauern wurden allmählich schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf den Festungswällen kleine Landhäuser angelegt, die die Bürger und einige Prinzen sich dort in großen, blühenden Gärten errichteten. So wurde München ringsum eingehüllt von einem Gartenflor, von dem wir jetzt keine Ahnung mehr hätten, wenn uns nicht die zahlreichen Bilder und Berichte aus guter alter Zeit erzählen würden. Diese trauten Landhäuschen, von Weinlaub und Efeu umsponnen, wurden Bastion-Schlößchen genannt. Ein reicher Flor

von Zentifolien, Flieder, Jasmin nickte aus den Gärten und auch fröhliche Feste haben einst nach Bericht die Stille unterbrochen.

Das vor dem Justizpalast gelegene Herzog Clemens-Schlößchen war von einem prächtigen Park umgeben, dessen Grundfläche den viel später angelegten alten Botanischen Garten mit Glaspalast einnahm. Daran grenzte ein von Spalieren umgebenes Schlößchen des Bürgers Ettenhofer. Noch viele andere solcher Eden aus dem 18. Jahrhundert wären zu nennen.

Von diesem Reichtum bürgerlicher und fürstlicher Gärten wenden wir unseren Blick hinüber an das rechte Isarufer vor Münchens Toren. Dort standen schon im 18. Jahrhundert Häuschen, denen der vorurteilslose Besucher auch heute, soweit sie noch bestehen, den besonderen Reiz einer Vorstadtidylle nicht absprechen kann. Es sind die sog. Herbergen. Über ihre Entstehung gehen die Meinungen bei Westenrieder gegenüber dem modernen Schilderer Hugo Steffen im Sammler 1926 weit auseinander. Hören wir, was Westenrieder über die Herbergen schreibt[346]):

„Der Ort genannt Au, liegt mit dem ihm einverleibten Dörfchen Untergiesing und der Lohe, am östlichen Ufer der Isar und wird durch diesen Fluß von der Hauptstadt München, welche am westlichen Ufer liegt, getrennt.

Von dieser östlichen Anhöhe herab erscheinen die älteren Gebäude und Ansiedeleien der Au wie ein ungestalteter Haufen ärmlicher Hütten, welche der absichtsloseste Zufall, ohne Plan und Zweck, herabgeschüttet und ihre Stellen und Gestalten gleichwohl dem guten Glück überlassen hat. Diese älteren Häuser entstanden wahrscheinlichst mit der Entstehung der Hauptstadt. Man brauchte Knechte und Tagwerker und gestattete solchen, so wie sie ankamen, sich eine Herberg zu bauen ohne sich, weil man nicht geahnt haben mag, wie weit die Sache gehen würde, um die Ordnung und Bauart derselben zu kümmern. Daher denn auch in diesem Teil der Au nicht nur keine geraden und bequemen Gassen, sondern ungestaltete, in der größten Unordnung angehäufte Häuser, durch welche enge, krumme und meist unreinliche Gäßchen führen, vorhanden sind. Die meisten dieser Häuser tragen noch diese Stunde das Gepräge der Ortschaften, aus welchen die ersten Bauern ankamen. Sie sind nicht nur großenteils ganz aus Holz gebaut, sondern haben auch noch um das obere Stockwerk eine Altane, oder Gänge, eine Bauart, welche von den Slaven herrühren soll. Auch leidet es bei dem größten

Teil dieser Leute die Armut nicht auf ein selbständiges Eigentum und auf die Verschönerung desselben zu denken."

Die wesentliche Abweichung Hugo Steffens besteht nun darin, daß er auf Grund von Akten des Kreisarchivs eine Reihe von Herbergsinhabern als kleine Beamte von Münchner Adelsfamilien annimmt[347]). Aus den im Haus-Archiv aufbewahrten Akten gehe hervor, daß Kurfürst Max Emanuel, als er 1715 nach München zurückkehrte, in der Au eine „Hautelisse-Manufaktur" errichtete. Mit diesem Umstand bringt er die Herbergen-Siedlung in Beziehung.

Über die Herbergen selbst schreibt er dann: „Abgesehen von dem rein malerischen Stand, der vor allem bei dem hügeligen Boden der Au und Hintergiesing zur Geltung kommt, bietet fast jedes dieser meist aus dem 18. Jahrhundert stammenden Häuschen in architektonischer Hinsicht ganz eigenartige und höchst wertvolle Motive. In geschlossener Anlage haben sich diese Herbergen noch in der Au erhalten, wo sie, vom Auer Mühlbach durchflossen, ein kleines Viertel für sich mit Gäßchen und Plätzen bilden." In Haidhausen bildeten die kleinen Bauten eine die „Grube" genannte Vertiefung, mehrere Meter unter der Straßenfläche. „Die Häuschen sind oft zimmerweise unter mehreren Eigentümern in der kompliziertesten Weise geteilt, doch meist so, daß ein jeder einen eigenen Zugang von der Straße aus hat. Oft kommt ja die Bodengestaltung der Zugangsmöglichkeit der oberen Stockwerke entgegen" [348]). Manche Häuschen sind ein Beispiel echter Volkskunst mit geschmackvollen Schnitzereien an Galerien und zeugen von natürlichem Schönheitssinn. Einige der stattlichsten in der Au sind durch kleine Erker mit seitlichen Guckfenstern geschmückt. So gab es noch ein verträumtes, stilles Plätzchen an der Wolfgangstraße mit zwei lieblichen, altersgrauen Häuschen. Eines zierte eine reizende, ganz aus Kupferblech bestehende Madonna mit der Jahreszahl 1739. Das Pagenhaus Albrechts V. beim Jagdschloß Neudeck verwandelte sich im 18. Jahrhundert in eine Herberge.

„Anfang des 18. Jahrhunderts erfahren wir von Herbergen, die unten im Tal gebaut werden zu einer Zeit, wo sich das Dorf durch die neugegründete Mühle und sonstige kleine Fabriken erweiterte." Einmal sind drei nebeneinanderliegende Häuschen verbunden, mit dem Unterschied gegen die andern, daß jedes für sich sein Dach besitzt, das in die benachbarten hineinläuft. Eine reizend gelegene Altgiesinger Herbergsgärtnerei des 18. Jahrhunderts, umgeben von altem Busch- und

Baumbestand am vorbeifließenden Kanal hat neben sich ein zierliches Kapellchen.

„Als um die Mitte des 18. Jahrhunderts Überschwemmungskatastrophen nicht mehr zu befürchten waren, wurden auch die Häuschen weitab vom Berg erbaut. Daß Künstler an solchen schlichten Häuschen Wohlgefallen hatten und darin ihre Werkstätten errichteten, bezeugt, daß Ende des 18. Jahrhunderts der Künstler Schlotthauer hier ein Eigentum aus Holz mit mächtigem Erker erbaute. In seiner harmonischen Gestaltung am Wiesenplan unter den alten Weiden, war es ein Künstlerheim für sich."

Bevor ich auf die Inneneinrichtung der Herbergen noch etwas eingehe, möchte ich die von Steffen erwähnten Alt-Münchner Stiegenhausanlagen besprechen. Sie sind nach dem großen Brand 1327 von Kaiser Ludwig dem Bayern eingeführt und heißen im Volksmunde „Himmelsleitern" oder „Hühnerstiegen". In Altmünchner Bürgerhäusern führten sie von der Straße in gerader Linie zu den obersten Geschossen. Gehören sie auch einer früheren Bauepoche an, so dürfte doch das eine oder andere Haus des frühen 19. Jahrhunderts noch diese Bauart aufweisen*).

In der „Zeit im Bild" fand ich eine Beschreibung der Inneneinrichtung solcher Herbergen[350]: „So wunderlich wie außen, zeigen sich viele alte Herbergen auch innen. Steigt man die in einem schmalen Holzvorbau untergebrachte holperige Stiege hinauf, so fällt im „Fletz" der Blick des Besuchers zuerst auf ein holzgeschnitztes Kruzifix, geschmückt mit einem verstaubten Palmbeserl oder verdorrten Birkenzweig. Eine „Herrgottsecke" fehlt in keiner der alten Herbergen. Unter dem Kruzifix steht die Nachbildung des altberühmten Gnadenbildes der Auer Madonna. Einen wichtigen Einrichtungsgegenstand der Stube bildet die „Schüsselrahme". In dieser reihen sich mit Blumen und Landschaften bemalte Teller aneinander, darüber alte Krüge aus Steingut oder glasiertem Ton. Über dem Kanapee hängt eine kleine Pfeifensammlung. Von der Stube führt eine weiße, mit drei Königs-

---

*) Regnet, München in guter alter Zeit, schreibt: „Bis in unser Jahrhundert herein kam es noch vor, daß an dem einen oder andern Haus die Treppe nach dem oberen Stockwerk außen an der Straße angebracht war, insbesondere an den sogenannten Herbergshäusern, deren einzelne Teile Eigentum verschiedener Personen waren; selbst auf dem heutigen Marienplatze befand sich noch 1803 ein derartig gebautes Haus"[349]).

zeichen beschriebene Türe, an der ein zinnener Weihbrunnennapf hängt, in die enge Kammer. Hier stehen ein Paar Bettladen, ein Kleider- und Kommodkasten. Auf der Kommode ein Sterbekreuz, zwei Leuchter aus Messing und eine Standtafel mit einer frommen Inschrift; auch einige Heiligenfiguren, vor allem Johannes von Nepomuck mit dem Kreuz und St. Joseph mit der Lilie dürfen nicht fehlen."

Dieser Kreis ist es, in den uns Karl Trautmann in der ersten Reihe seiner Kulturbilder aus Alt-München führt, wenn er in seiner feinsinnigen Art die Herbergsuche zeichnet[351]: „Es ist um die Weihnachtszeit und die kleinen traulichen Herbergen, die sich an dem Bergeshang bis gegen Giesing hinziehen, sind tief verschneit. Die Nacht ist angebrochen, eine klare, eisige Winternacht, und nur ab und zu dringt ein rötlicher Lichtschein durch die vereisten Fensterchen. Und wenn wir leise die Türe öffnen und in die wohldurchwärmte Stube treten, so erschließt sich uns ein liebes, zu Herzen gehendes Bild. Die ganze Familie ist um den Tisch im Herrgottswinkel versammelt, auf dem ein paar Wachsstöcke brennen. Die geschnitzten Figuren von Joseph und Maria sind aufgestellt, die uns veranschaulichen, wie die beiden von Haus zu Haus ziehen in der Winternacht, und der ermüdete Joseph um Obdach und Aufnahme fleht für Maria..."

Das führt uns nun auch bereits zum nächsten Abschnitt, zur schlichten Volkskunst der Münchner Krippenfiguren, die ja in den Herbergen ihre erste Heimstätte gefunden haben. Neben Oberammergau und anderen Orten ist es nicht zuletzt München selbst, wo noch im 19. Jahrhundert schnitzende Handwerker — Zimmerleute und andere, welche die Kunst im Nebenberuf übten — bekannt sind[352].

„Um 1800 trifft man in Bayern den Meister Ludwig mit charakteristischen Hirtenfiguren, auf Nicklas und Berger mit Engeln, Habenschaden mit Schafen, Barsam mit Kühen und Wendelin Reiner wieder mit Engeln. Aber selbst von Ignaz Günther und Roman Boos hören wir, daß sie für Krippen gearbeitet haben" [353].

Gerade einer der besten Kenner Münchner Krippenkunst, Dr. M. Hartig, gibt uns in einem Aufsatz des Bayerlandes 1928, „Die Krippenkunst in München", einen Einblick in die Blütezeit des 18. Jahrhunderts[354]. Es heißt da:

„Wie die Krippe einst den Weg von der Familie in die Kirche gefunden hatte, so fand sie ihn jetzt von der Kirche in die Familie zurück, wenn auch die Kirchenkrippen immer die reicheren und schöneren ge-

blieben sind. Neben den Holzfiguren kommen jetzt auch die wächsernen Figuren in Übung, und wir wissen, welche Stellung gerade Altbayern in der Wachsbossierkunst eingenommen hat. Diese verdankt sie nicht zuletzt ihrer großen Schulung durch die Krippe. Geistliche und Weltliche, Männer und Frauen waren in der Krippenkunst tätig, und die noch erhaltenen Inventare zeugen von einem ungewöhnlichen Reichtum der Figuren; die Rechnungen lassen nämlich auch die Kostbarkeit der Gewänder erkennen. Die meisten Krippen umfaßten sieben Vorstellungen: die Herbergsuche, Geburt Christi, das Opfer der Hirten, die Anbetung der Könige, die Flucht nach Ägypten, das Haus Nazareth und den zwölfjährigen Knaben Jesus im Tempel. Neben diesen kamen noch vielfach die Aufopferung Christi im Tempel und die Hochzeit zu Kana zur Aufstellung. Einzelne Krippen hatten noch Besonderheiten seltener Art, wie die Ratssitzung bei Herodes, den Kindermord zu Bethlehem usw. Mehr als zwölf Darstellungen waren eine Ausnahme. Da begann im Advent eine Wanderung von einer Krippe zur andern und dauerte bis Lichtmeß. Die einzelnen Krippenbesitzer suchten einander in dem Reichtum der Krippen und in der Kunst ihrer Aufstellung zu überbieten.

Die Krippenliebe fand ihren Weg von der Hauptstadt in das ganze Land.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts hat die Zeit der Aufklärung der Kirchenkrippe den Vernichtungskrieg angekündigt und wohl auch fast restlos durchgeführt. Selbst geistliche Behörden haben hiebei den weltlichen die Hand gereicht. Man suchte die Krippen als ein der Kirche unwürdiges Verdummungsmittel des Volkes hinzustellen, als eine Profanierung des Heiligtums. Gewiß, allzu genrehafte Ausschmückungen haben da und dort zu bedauerlichen Auswüchsen geführt, aber im großen und ganzen hat die Kirchenkrippe die Grenze der Bahn nie verlassen, die wenigen erhaltenen Reste sind deren beste Verteidiger."

Auch das kleine Andachtsbild der damaligen Zeit möge zum Schluß nicht vergessen sein. Spamer, der diese bescheidene Kunst in seinem umfassenden Werk „Das kleine Andachtsbild" vom 14. bis zum 20. Jahrhundert verfolgt hat, widmet auch dem 18. Jahrhundert in München seine Aufmerksamkeit[355]).

Es gewinnt nämlich „in München der Stich von Andachts- und Wallfahrtsbildern im 18. Jahrhundert einen beträchtlichen Umfang. Nach dem Tode von Franz Joseph Mörl († 1735) lieferten seine Schü-

ler, wie der spätere Hofkupferstecher Franz Xaver Jungwierth (1720—1790). Er pflegte in erster Linie das Wallfahrtsbild. Auch ganz kleine „Zerschneid-Bildchen" (neun auf einem Oktavblatt), die mit Metallfolien hinterlegt waren, gab er aus („Bilder auf alle Fest- und Feyr-Täge des ganzen Jahres"). Eine Menge Einlagebildchen wurden hergestellt, die großenteils mit Metallfolien und Stoffen hinterlegt und für den breiten Geschmack (im besten Sinn) bestimmt waren. Die kurbayrischen Gnadenbilder wurden in vielgepriesenen Stichen verherrlicht."

Bildhafte Freude spricht letzten Endes aus dieser Kleinkunst der Krippenfiguren und des religiösen Bildes. Gerade auch Lebzelter und Wachszieher mit ihren Kerzen, Wachsstöcken und wächsernen Votivfiguren spielten von jeher in der festfreudigen und an Kulten reichen Stadt eine große Rolle. Es sind oft Erzeugnisse hingebendster Geduldarbeit, wie die Wiedergabe von Szenen aus der Lebensgeschichte Christi durch kleine Figürchen, in Holz geschnitzt, in Wachs bossiert oder nur in Papier ausgeschnitten. Motivisch geht das alles auf das allgemein verbreitet gewesene geistliche Schauspiel zurück. Dieses wurde ja durch eine Reihe von Verboten immer mehr eingeschnürt und letzten Endes ganz unterdrückt.

Literaturangabe für das 6. Kapitel.

I. Werke:

Baumgartner Anton: Willst ein braver Metzger werden? München 1826.

Bianconi Joh. Ludw.: Zehn Sendschreiben an Herrn Marchese Philippo Hercolani, Merkwürdigkeiten des kurbayrischen Hofes der Residenzstadt München betreffend, Leipzig 1764.

Karlinger Hans, Deutsche Volkskunst, Bd. IV, Bayern, S. 39.

Panzer Friedrich, Beiträge zur Mythologie: Bayrische Sagen und Bräuche, München 1848, I. Bd., S. 232/233.

Regnet C. A., München in guter alter Zeit, München 1879, S. 5, 6.

Spamer Adolf, Das kleine Andachtsbild vom 14.—20. Jahrhundert, Mchn. 1930.

Trautmann Karl, Kulturbilder aus Alt-München, 1. Reihe, S. 40.

Westenrieder Lorenz, Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München im gegenwärtigen Zustande, München 1782, S. 48.

Westenrieder Lorenz, Beiträge zur vaterländischen Historie, München 1800.

Zauner Fr. P., München in Kunst und Geschichte, München 1914, S. 137.

II. Jahrbücher und Zeitschriften:

Altbayrische Monatsschrift, herausgeg. vom Historischen Verein für Oberbayern, S. 30, 1903—04: Ein Altmünchner Künstlerheim: das Roman Boos-Haus an der Hundskugel von Karl Trautmann.

Bayerland 1894, S. 539, 472, 567: Bayerns Hauptstadt vor hundert Jahren von Eduard Meltner.

Bayerland 1928, S. 708: Die Krippenkunst in München von Michael Hartig.

Sammler 1926, Nr. 266, 288: Die Herbergen Münchens von Hugo Steffen.

Sammler 1927, Nr. 111: Altmünchner Hausgärten von Hugo Steffen.

Zeit im Bild 1913, S. 3460, 3465: In der Au; Streifzüge durch eine Altmünchner Vorstadt von Willy Rett.

G. 1. Polizeiliche und landesherrliche Verordnungen.

So mögen nun in einem vorletzten Kapitel einige polizeiliche und landesherrliche Verordnungen, der Zeit des Erscheinens nach zusammengestellt, folgen, daran anschließend einige charakteristische Beispiele aus dem „Wöchentlichen Münchner Anzeiger".

I.

Münchner Intelligenzblatt 1789:

Verordnung, die Aufhebung der Freythöfe bey St. Peter wie der bey U. L. Frau in München betr.

München, den 10. März 1789.

Vermöge gnädigsten Spezial-Reskripts von der höchsten Stelle de Dato 4ten dieß ist verordnet worden, daß vorzüglich auch der, an der hiesigen St. Petri-Pfarrkirche befindliche Freythof, sowie der bei unserer lieben Frauen Stiftskirche gleichfalls applaniert und gepflastert, sofort die daselbst noch stehenden Kreuze und Grabmäler hinweggeräumt, dann mit Anfang des kommenden Monat April sogleich Hand angelegt werden solle. Es wird solche höchste Willensmeinung zu dem Ende durch die Intelligenzblätter bekannt gemacht, damit die Eigentümer derley Kreuze und Grabmäler dieses laufende Monat auch an sich bringen und hiezu (wie bey den andern Kirchhöfen, als St. Salvator, auf dem Kreuz und hl. Dreifaltigkeit bereits geschehen) die gedruckten Anweiszetteln erholen sollen.

Kurpfalzbaierische obere Landesregierung
Reinprechter, Sekretär.

II.

Münchner Intelligenzblatt, Sonnabend, 5. März 1796:

Gnädigste Generalverordnung.
Die Schauspielergesellschaften, so ohne gnädigste Patenten herumziehen betreff.

Nachdem mißfälligst zu vernehmen gewesen, daß einige kurfürstliche Land- und Pfleggerichter, dann andere Obrigkeiten den herumziehenden Schauspielergesellschaften, ohne aufzuweisen habend gnädigsten Schauspielpatenten, die Aufführung der Schauspiele gestatten; und wie hiemit dieser Unfug allen Ernstes abgeschafft und gemessenst verordnet, daß in Zukunft ohne ein von der kurfürstlichen oberen Landesregierung ausgefertigtes gnädigstes Patent keiner in- noch ausländischen Schauspielergesellschaft die Produktion bey schwerer Verantwortung und empfindlicher Strafe mehr gestattet werden solle.

Geschehen München den 18. Februar 1796.

Kurpfalzbaierische obere Landesregierung
Johann Georg Raßhofer, Secretär.

III.

Münchner Intelligenzblatt, XIV. Stück, Sonnabend, den 9. April 1796:
Höchst landesherrliche Verordnung,
die Glücks- und Hazardspiele betreff.

Neue Einschärfung und Hinweise auf die bereits bestehenden Mandate und Verrufe von den Jahren 1736/47, 1765/72/79/88/89.

Es wird besonders hingewiesen auf die üblen Folgen dieser Spielwut zum Ruin und Verderben der Familie, nicht nur bei Privatzusammenkünften sondern auch in öffentlichen Wein-, Bier- und Kaffee-Schenken sowohl von Zivil als von Militärpersonen, wie auch von Bürgern und Leuten geringeren Standes ungescheut fortgetrieben werden.

IV.

Münchner Intelligenzblatt, XXVII. Stück,

Sonnabend, den 30. Juny 1798:

Polizey-Nachricht an das Publikum.

In betreff der neuverfertigten Trauerwagen.

Nr. 54.

Nachdem der hiesige Magistrat auf Veranlassung der Polizeybehörde drey besondere Trauerwägen hat verfertigen lassen, so wird solches hiemit dem Publikum mit dem Anhang bekannt gemacht, daß selbe in dem Stadthaus am Anger zum Gebrauch bereit stehen und der schönere für 30 kr., die zwei minderschönen aber für 24 kr. für eine Fuhr abgelangt werden können.

München, den 18. Juny 1798.

V.

Alt-Münchner Polizei-Erinnerungen.

Nr. 272

Verwendung der Totenkränze.

Es ist eine kirchliche Sitte in München, bei Begräbnissen von Kinderleichen und unverheirateten Personen Kränze oder sog. Kronen auf den Sarg zu stellen, dann auf die Kreuze und Laternen zu stecken. Man ehrt diesen Gebrauch und man spricht den Totenträgern und Ministranten keineswegs den Vorteil ab, diese Kronen nach geendetem Leichenbegängnis zu sich zu nehmen; daß aber diese Kronen, ohne gebraucht zu werden, gleich aus dem Hause, wo der Tote liegt, durch die Ministranten weggetragen werden, ist ein offenbarer Mißbrauch, worüber durch ansehnliche Familien bei der Polizei bereits Klage gestellt worden ist, und welcher hiemit ernstlichst untersagt wird.

München, den 7. April 1802.

VI.

Alte Polizeiverordnungen.

Nr. 319

Seelsorgerlaternen.

Diejenigen Priester, welche sich der Seelsorge gewidmet haben und Tag und Nacht den Kranken beizustehen bereit sind, sind bereits öffentlich durch den Druck bekannt gemacht worden. Um die Wohnungen dieser Priester leichter finden zu können, hat seine churfürstliche Durchlaucht gnädigst befohlen, daß an jeder dieser Wohnungen eine besondere Laterne als Kennzeichen befestigt werden soll. Diese Laternen sind von den übrigen dadurch unterschieden, daß selbe kleiner und nicht quadratisch, sondern dreieckig sind. Welches hiemit zu dem Ende bekannt gemacht wird, damit niemand sich über Mangel an geistlicher Hilfe beschweren könne.

München, den 1. Juli 1802.

VII.

Alt-Münchner Polizei-Erinnerungen.

Nr. 634

Belobung eines Arztes.

Anna Krusinn, bürgerliche Schuhmacherin allhier, hat die Polizei ersucht, dem Medicinae und Chirurgiae Doktor Koch öffentlich zu danken, welcher ihren zehnjährigen, fast blind geborenen Sohn an der tunica pupillari fast ohne Schmerzen operiert, und ihm das vollkommene Augenlicht verschafft hat.

München, 6. März 1804.

VIII.

Eine in Tausenden von Exemplaren verbreitete Flugschrift „Zuschrift und Bitte an die gesamte hiesige Einwohner- und Bürgerschaft" vom Jahre 1789 malt in wohl allzu kräftigen Farben das hauptstädtische Bettlertum:

„Keinem gutgesinnten Bürger und Einwohner kann die Beschämung gleichgültig sein, die auf ihn selbst zurückfällt, wenn ganze

Schwärme des liederlichen Gesindels in schmutzigen Lumpen gehüllt durch die Straßen ziehen und jedem Vorübergehenden durch wahres oder erdichtetes Elend, durch Ungestüm oder gar durch Grobheiten ein Almosen abzwingen; wenn in den Kirchen und öffentlichen Plätzen, an den Gräbern der Toten wie an den Orten der Erholung keinem Menschen ein ruhiger Augenblick vergönnt ist, und sich wechselweise alle Gestalten der Armut, der unverschämtesten Heuchelei und Lüge darbieten. Was nützen die Merkmale des Wohlstandes in der Kleidung der Einwohner, in schönen Gebäuden, in prachtvoller Auszierung der Kirchen, wenn überall, wohin man sich wendet, die Stimme des Jammers aus dem Munde gebrechlicher Greise und starker, arbeitsfähiger Männer, unmündiger Kinder und frecher Weibsbilder ertönt?...... Was muß wohl der Reisende und der Fremde denken, der, wenn er in den meisten Städten keine Spur des Bettels sah, nach München kommt und sich nun plötzlich von einem Haufen winselnder Geschöpfe umringt sieht, die ihn in seinem Wagen belagern und auf jedem Schritte verfolgen?"

Ein im Jahre 1788 erschienener Artikel über Armut und öffentliche Bettelei gibt ein ähnliches Bild[356]):

„Betrachten wir nur die unnütze Last, welche jeder von uns fühlt, der einigermaßen wohlhabend ist oder in einem Hause wohnt, von dessen Wohlstand der Bettler sich etwas verspricht. Was für einen An- und Überlauf von Leuten müssen wir erdulden! Welch eine Störung in unseren Geschäften und in unserer häuslichen Ruhe dadurch! Wie oft den Tag hindurch kommen Bettler an die Türe, und da muß man alles stehen und liegen lassen und aufmachen oder wenigstens nachsehen. Gibt man nicht jedem Bettler, wie mißhandeln uns die oft in unserem eigenen Hause, welche abgewiesen werden. Oder gibt man nicht manchem unverschämten Bettler nach seinem Willen, welche Grobheiten hat man nicht oft auszustehen. Ja, was noch ärger ist, so ist man oft nicht sicher in seinem eigenen Hause. Wie oft entsteht nicht die Klage, daß ein Bettler, welcher sich herbeigeschlichen, statt eine Gabe zu erwarten, genommen hatte und zum schändlichen Dieb geworden war... Kommen wir auf die Gassen, so haben wir den nämlichen Überlauf; wir gehen kaum etwelche Schritte, so werden wir ganz besonders von Bettelweibern und Kindern ganze Gassen lang verfolgt. Und sogar in den Kirchen wird man dieser ungestümen Leute nicht los"[357]).

An dieser Stelle möchte ich auch noch auf einen alten Kupferstich hinweisen, den ich als Blatt 36 in Regnets „München in guter alter Zeit“ fand. Er stellt die Pforte des Kapuzinerklosters vor, das bis zu seiner Aufhebung am 27. März 1802 gleich hinter dem Palais Max auf dem Graben gestanden ist. Es ist der Augenblick, wo täglich um zwölf Uhr die Suppe an die armen Leute hier verteilt wurde. Die Väter des Ordens hatten die wohltätige Absicht, mit dem, was von ihrem Tische übrig geblieben war, bedürftigen Menschen zu helfen. „Allein sie konnten nicht hindern, daß sich unter diese Bedürftigen auch viel fremdes, müßiges Gesindel mischte, das in der Hoffnung, sich auf diese Art etwas für den Magen zu verschaffen, sich auf Nichtstun legte, und nicht selten eigentlich der Suppe wegen, sondern in der Absicht hinging, aus der Suppe ein paar gute Brocken herauszufangen. — Da sieht man ein Landfahrerweib mit den Kindern. Den Buben plagt das Ungeziefer; er und die Schwester sind in Kleider gesteckt, die vielleicht schon aus der zehnten Hand weggeschenkt worden sind. — Ein armer verhungerter Schreiber, dem es jetzt gewiß leid tut, daß er kein Handwerk gelernt hat, wartet auf einen warmen Löffel voll Suppe. — Neben ihm zur Linken teilt sich eine Gruppe in Fischgräten und Knochen. — Auf der andern Seite sitzt ein blinder Mann, den ein Bube zu bestehlen scheint. — Ein Handwerksbursche sieht seine Kundschaft nach, und ein vazierender Jäger, dem ein Wildschütze ein Bein abgeschossen hat, hört ihm zu.“

Als Ersatz für diese Klostersuppe wurde die Rumford'sche Suppenanstalt eingeführt[358]).

Die „Münchner Oberdeutsche Staatszeitung“ brachte neben gerichtlichen Bekanntmachungen, die Anzeigen der verschiedenen Behörden, aber auch manch interessantes Privatinserat. So lesen wir beispielsweise am Dienstag, den 30. Juny 1801:

„Den 26. Junius ist im Theater in einer Loge ein grautaffetner, mit Seide gestickter Frauenzimmer-Arbeitsbeutel liegen geblieben, worin zweyerley Strickzeug, nämlich eine angefangene Schnier-Arbeit von Seiden, ein kleiner französischer Kalender befindlich ist; der Finder wird gebethen, sich im Zeitungskomtoir zu melden.“ Die Logenbesucherinnen pflegten also damals eine Handarbeit ins Theater mitzunehmen.

2. Auszug aus einem „Wöchentlichen Münchner Anzeiger".

Wie der Inhalt einer Zeitung im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts angeordnet war, dafür möge folgendes Beispiel gelten. Ich bringe einen Auszug der nach Paragraphen geordneten Abschnitte der Nr. 16 der „Wöchentlichen Münchner Anzeigen" vom 19. April 1780:

Numero 16
Wöchentliche Münchner anzeigen
Den 19. April 1780.

---

§ I Zimmer, so zu vermiethen sind.

Es ist auf Georgi ein eingerichtetes Zimmer mit — oder ohne Kost zu verlassen; Mehreres ist im Zeitungskomtoir zu erfragen.

Es ist täglich ein eingerichtetes Zimmer zu verlassen; weitere Auskunft ist im Zeitungskomtoir zu erholen.

---

§ II Sachen, so gefunden, oder verloren worden.

Es ist jemand ein semmelfarbenes Möperl mit einem schwarzen Göschl, zugelaufen; weme solches zugehört, kann sich im Zeitungskomtoir beanfragen.

Samstag ungefähr um 9 Uhr ist ein Ziegenbock verloren gegangen; weme solcher zugelaufen, bliebe die Anzeige im Zeitungskomtoir zu machen.

---

§ III Personen so Dienst suchen, oder gesucht werden.

Eine ehrbare ledige Weibsperson, 24 Jahre alt, suchet Dienst bei einer Herrschaft von höherem oder niederem Stande, als eine Stubenmagd, in dem sie in allerley Strick- Näh- oder Garnierarbeit wohlerfahren; oder ohne das auch als eine herrschaftliche Köchin, ist zugleich imstande durch Legitimation ihr gutes Herkommens oder Wandels mit sattsamen schriftlich- und mündlichen Zeugnissen zu bewähren; man kann sie im hiesigen Zeitungskomtoir erfragen.

---

§ IV Nachrichten.

Dem gelehrten Publiko dienet zur Nachricht, daß heuer wiederum von Georgii an bis Michaelii, alle Donnerstag fruh um 7 Uhr ein Floos*) in einen Tag von hier nach Landshuth abget; wer bis Freysing, oder Landshuth etwas aufzuladen, oder mitzufahren beliebet, kann sich diesen bedienen.

Bey Johann Baptist Strobl, Professor und academischen Buchhändler in dem jaquemontischen Hause in der Rosengasse ist zu haben:

Auch ein Melodram mit Chören und Tänzen untermischt:

Der Tod der Dido 8 vo 1780 6 kr

Originalbriefe der Frau Gräfinn du Barry, nebst denjenigen der Prinzen, hohen Personen Ministern und anderen, die mit ihr in Briefwechsel stunden und die man zur Hand bringen könne

8 vo 1780 45 kr

Reineck's, Christ., neue Liedersammlung mit Klaviermelodien

fol. 1780 1 fl 30 kr

(Es folgen noch neun Anzeigen).

Bey dem Buchhändler Johann Nepomuck Fritz in München nächst dem Schönen Thurme sind zu haben:

Sander, Heinrich, Ueber Natur und Religion für die Liebhaber Gottes, I tes Stück. 8 vo 1780 36 kr

(Es folgen noch sieben Anzeigen).

---

§ V Anzeige der hier angekommenen Personen:

Bey Herrn Böck, Weingastgeber zum Goldenen Kreuz in der Kaufingergasse, logiren:

Den 14. April Herr Kaufm. Negot. von Fürstenfeldbruck

Den 15. Se. Excell. Baron von Töröck, Kaiserlich Königlich. Feldmarschall, mit 2 Bed.

---

*) Bei Benützung der auf dem Floß aufgestellten und bei kaltem Wetter geheizten Hütte war doppelter Fahrpreis zu entrichten. Kinder unter drei Jahren und wahrhaft Arme waren frei. Wollte jemand eine Hütte für sich allein haben, so konnte er sich eine solche für etwa 4 fl aus Brettern zimmern lassen. Lord Burney, der englische Musikforscher, ließ sich im August 1772 eine Kajüte auf der Fahrt von München nach Passau bauen, um schlechter Gesellschaft auszuweichen und seine Gedanken und Anmerkungen in Ordnung zu bringen[369]).

Bei Herrn Rost, Weingastgeber zum 3 Moren auf dem Rindermarkte logiren: 5 Personen.

Bey Herrn Merkl, Weingastgeber in der Weinstraße zur blauen Traube, logiren: 4 Pers.

Bey Herrn Huber, Weingastgeber zum Römischen König in der Kaufingergasse, logiren: 8 Personen.

Bey Herrn Schlicker, Weingastgeber zum weißen Rössel, logiren: 10 Personen.

Bey Frau Thalerin, Weingastgeberin zum goldenen Hahn in der Weinstraße, logiren ca. 9 Personen.

Bey Herrn Stürzer, Weingastgeber zum goldenen Hirschen, logiren ca. 7 Personen.

---

§ VI Liste der in dieser Woche hier Gebohren und Verstorbenen:

in dreyen Pfarren sind gebohren worden 18 Kinder.

Gestorben sind in der Garnisonspfarr

den 12. April Georg Liebe eines Herrn Trabanten Söhnlein

usw.	im ganzen	5 Personen
zu U. L. Frauen Pfarr		12 Personen
zu St. Peterspfarr		13 Personen

---

§ VII Fruchtpreis — Samstag, den 15. April 1780.

	zum Besten		Mittlern.		Gering.	
Schäffel	fl	kr	fl	kr	fl	kr
Weizen	9		8	30	7	30
Korn	4	50	4	30	4	
Gersten	4		3	30	3	
Haber	4		3	30	3	15

Hiermit schließt das Wochenblättchen ab.

H. Der Besuch des Papstes Pius VI. in München 1782.

Das einmalige, große Erlebnis, daß ein Papst nach Bayern, ja nach München kam, fiel in das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts. War auch seine Mission bei Joseph II. in Wien nicht von dem Erfolg begleitet, den er erhoffte, so war die Tatsache des Besuches in München allein schon von so epochemachender Bedeutung, daß es für diesen Zeitraum das gewaltigste und eindrucksvollste Ereignis in Münchens Hauptstadt genannt werden darf. Gerade dieser Umstand bestimmt mich, die Begebenheit am Schluß der Abhandlung über das Münchner Brauchtum im 18. Jahrhundert folgen zu lassen. Was hätte damals gewaltiger auf die Volkspsyche wirken, was einen größeren Sturm der Begeisterung im katholischen München des 18. Jahrhunderts auslösen können?

Das damalige Münchner Intelligenzblatt vom 4. Mai 1782 — also zwei Tage nach der Abreise des Papstes — berichtet eingehend von dem großen, unvergeßlichen Eindruck der vergangenen Tage. Die bayerische Staatsbibliothek verwahrt ein Flugblatt dieser Tage, betitelt: „Das hoffende München". Eine Ode; Hofpoet Mathias Etenhueber preist die Ankunft Pius VI. in München:

„Ihr sonst zerschmetternde, jetzt jauchzende Kanonen
Verkündet aller Welt, wo Menschenkinder wohnen,
Das unschätzbare Glück, so München wiederfährt,
Da es der Papste selbst mit seinem Zuspruch ehrt.

. . . .

Ihr Flüsse Bayerlands, und du, o Isarstrom,
Erfreuet euch mit uns! In München lebt ein Rom."

In der nun folgenden Schilderung des Ereignisses halte ich mich hauptsächlich an die Mitteilungen J. Kapfers in der Monatsschrift des Historischen Vereins für Oberbayern[360]): Die Reise des Papstes Pius VI. nach Deutschland und sein Aufenthalt in Wien und München, und an den Bericht des Münchner Intelligenzblattes vom 4. Mai 1782.

Pius VI. war die Rückreise von Wien über München eine willkommene Gelegenheit, der wiederholten Einladung Karl Theodors, den er sehr schätzte, Folge zu leisten, ohne damit noch einen weiteren Zweck zu verbinden.

Der Zug durch Bayern gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. „Trotz strömenden Regens kam das Volk in Scharen herbei. Mit der Geistlichkeit stellte es sich prozessionsweise an den Straßen mit Kreuz und Fahne auf, so daß diese Andacht und Ehrerbietung das Staunen des Papstes erregte. Feierliches Glockengeläute ertönte aus nah und fern und vermischte sich mit den frommen Gebeten und Gesängen der Andächtigen."

„Unser Gnädigster Landesherr fuhren Sr. Heiligkeit bis außer Haag nach Ramsau zum Empfang entgegen", schreibt das Münchner Intelligenzblatt vom 4. May 1782.

So näherte man sich München, der Hauptstadt. Vom Gasteig aus verkündete der erste Kanonenschuß am 26. April um 5¾ Uhr nachmittags das Nahen des Papstes. „Mit einem Male ertönten alle Glocken und von den Wällen der Stadt wälzte sich der dumpfe Donner der Kanonen über das glückliche München. Zum erstenmal war es ja seinen Bewohnern vergönnt, einen Papst in seinen Mauern zu schauen. Langsam und feierlich bewegte sich der Zug von Haidhausen her durch das Isartor und das Thal über den Marienplatz, durch die Wein- und Theatinergasse, an der Theatinerkirche vorbei, der Residenz zu. Die Stadt prangte im Festesschmuck. Die dort in Garnison stehenden Regimenter bildeten in den Straßen Spalier, die trotz strömenden Regens von einer zahlreichen Volksmenge gefüllt waren. Freundlich nickend erteilte der Papst derselben den Segen." In der Hofkapelle wurde beim Eintritt Sr. Heiligkeit in das dortige Oratorium das „Herr Gott wir loben dich" mit prächtigster Musik angestimmt[361]). Nachher geleitete Karl Theodor seinen Gast in die prächtigst hergerichteten und zur Wohnung bestimmten Kaiserzimmer. „Noch am selben Abend machte der Kurfürst, die Kurfürstin Witwe Maria Anna und der eben erst aus Augsburg angekommene Kurfürst und Erzbischof von Trier die

erste Aufwartung. Der Papst verweilte vom 26. April bis 2. Mai in München. Groß war der Andrang der Landbevölkerung und der Fremden in jenen Tagen, so daß die Preise für die Zimmer eine noch nie dagewesene Höhe erreichten. Ja, ängstliche Gemüte befürchteten sogar das Versiegen der Bierquellen. — Täglich zweimal (zwölf Uhr mittags und sieben Uhr abends) erteilte der hl. Vater vom Erker der Residenz aus dem stets in dichtgedrängten Massen sich versammelnden Volke den Segen. Am 28. April las er in der Theatinerkirche, wo er auch der Wittelsbachischen Familiengruft einen Besuch abstattete, die hl. Messe. An eben demselben Tag, es war ein Sonntag, fuhr er in festlichem Aufzuge in dem achtspännigen, mit Gold reich verzierten sog. Kaiserwagen, in dem einst Karl VII. an seinem Krönungstag in Frankfurt eingezogen war, von der Residenz zum Marienplatz. Dort erteilte er von einer vor dem Landschaftsgebäude errichteten Altane herab dem Volke in feierlicher Weise den Segen. Ringsum war alles dicht von Menschen besetzt. Der Papst war über das prächtige Schauspiel, das sich ihm hier bot, so entzückt, daß er diesen Tag „le jour de triomphe de son apostolat“ nannte.

„Am 29. fuhren Sr. Heiligkeit in einem sechsspännigen blausammtenen, mit Gold gestickten Staatswagen in prächtigster Galla, unter Paradierung des Militär vor den Kirchen und unter Voranrückung eines Dragoner-Detachements und unter Vortrettung des kurfürstlichen Hofstaats, und Begleitung der Garde in U. L. Frauen-Stiftskirche“[362]. Der Papst war einer Einladung des Domkapitels gefolgt und las dort eine stille hl. Messe.

P. Leo Söhner berichtet hierüber noch eigens in seiner „Musikgeschichte des Münchner Domes U. L. Frau in Vergangenheit und Gegenwart“[363]:

Eine besondere Aufgabe fiel dem Musikpräfekten Heffner im Dom zu, als 1782 Papst Pius VI. in München anwesend war und auch die Frauenkirche besuchte. Der Papst verfügte: „es solle sich keine Instrumentallmusique hören lassen und auch das hochwürdigste Gut nicht ausgesetzt sein“. Als der Papst das Langhaus durchschritten hatte und beim Chorgitter eintrat, sang der Stiftschor: „die Antiphon Ecce sacerdos in Contrapunct“. Unter dem Schalle von vier Trompetenchören verließ der päpstliche Zug die Kirche.“

Dann besichtigte der Papst die Augustinerkirche, bewunderte die schönen Kunstgemälde der Altäre und verrichtete allda vor dem wun-

dertätigen Kinde Jesu seine Andacht. Mit besonderer Aufmerksamkeit und Bewunderung betrachtete er auch die Hofkirche zu St. Michael.

Bei seiner Rückkehr zur Residenz äußerte der Papst den Wunsch, auch die Reiche Kapelle besichtigen zu dürfen. „Der Kurfürst, ein feiner Kunstkenner, übernahm selbst die Führung. Von all den dort aufbewahrten Schätzen erregte ein hl. Georg zu Pferd, wie er den Drachen tötet, seine besondere Aufmerksamkeit, ein Kabinettstück von unschätzbarem Werte, mit Diamanten, Rubinen und großen Perlen reich geschmückt.

Am 30. April vormittags wohnte Pius VI. inkognito mit dem Kurfürsten von Trier den Feierlichkeiten des Georgiritterordens bei, welche eigens auf diesen Tag verschoben worden waren. Für die Geschichte des Georgiritter-Ordens ist von Bedeutung, daß der hl. Vater noch am selben Tage zum Zeichen der besonderen Wertschätzung dieses Ordens und zur Erinnerung an diesen Tag ein Breve ausfertigen ließ, wonach den geistlichen Ordensmitgliedern das Recht zur Tragung der Rochette, der Kleidung des päpstlichen Prälaten, verliehen wurde.

Am 1. Mai las Sr. Heiligkeit in der Peterskirche eine hl. Messe*). Dann besuchte Pius VI. den Bürgersaal. Auch die kurfürstliche Schatzkammer, diese herrliche Sammlung der auserlesensten Kostbarkeiten, welche von der Kunstliebe der Wittelsbacher ein schönes Zeugnis gibt, beehrte der kunstsinnige Papst mit seinem Besuche.

Fast während der ganzen Zeit war der Himmel bewölkt, die Witterung regnerisch und kalt. Gern hätte er auch die berühmte kurfürstliche Bibliothek mit ihren kostbaren Handschriften und Ausgaben besichtigt. Doch die naßkalte Witterung gestattete dieses nicht (!). Deshalb brachte man ihm die seltensten lateinischen und griechischen Handschriften und kostbare, gedruckte Ausgaben in die Residenz, wo sie S. Heiligkeit mit großer Aufmerksamkeit durchging. Mit besonderem Wohlgefallen betrachtete er den auf ägyptischem Papier geschriebenen Codex traditorum Ravenatensium, aus dem er um eine Abschrift der auf die Orte seines Heimatgebietes Cesana bezüglichen Stellen bat.

---

*) An der inneren Ostwand der Peterskirche erinnert ein Denkmal Pius VI. in klassizistischem Stil heute noch an diese Tatsache. Die Inschrift lautet: „Pius VI. Pontifex Maximus hac in ecclesia matrice ad aram principum Apostolorum, principe sacro praesente Serenissimo Electore Carolo Theodoro et Episcopo nostro Ludovico Josepho, summo Deo sacrificium obtulit I. die Maji anno 1782“ [364]).

Der hohe Adel, die Geistlichkeit, die weltlichen Behörden und die Militärs statteten dem Papste in jenen Tagen ihre Besuche ab, auch die Vertreter der fremden Fürsten; ebenso waren eigene Deputationen der Bischöfe, zu deren Diözesansprengel die bayerischen Untertanen gehörten, erschienen, sowie solche von angesehenen bayerischen Klöstern. Auch ein Teil der in Regensburg sich befindlichen Reichstagsgesandten hatte sich hieher begeben.

Von dem Könige von Preußen, Friedrich II., der mit Pius in sehr guten, freundschaftlichen Beziehungen stand, war ein eigener Abgesandter, Abbé du Val Pyreau, angekommen.

Etwas ärgerlich scheint der österreichische Gesandte über das gute Einvernehmen des Kurfürsten mit dem Papste gewesen zu sein; in einem vertraulichen Gespräche machte er Karl Theodor spöttisch das Kompliment, daß ja die Anwesenheit des Papstes in ihm eine lebhafte Zufriedenheit errege, worauf jener sarkastisch erwiderte, er greife aber auch der Geistlichkeit nicht ans Rauchfaß.

Der Kurfürst besuchte jeden Tag zweimal den hl. Vater, ebenso der Kurfürst von Trier; letzterer verweilte stets längere Zeit bei ihm.

Pius VI. konnte die begeisterte Aufnahme in München, die Ehrerbietung des Volkes, die wahrhaft königliche Pracht der Residenz und ihre herrlichen Kunstschätze, die Anhänglichkeit des Kurfürsten und dessen edle Geistesgaben nicht genug loben. Wiederholt drückte er auf seiner Heimreise dem Nuntius gegenüber seine hohe Befriedigung darüber aus. Der Kurfürst aber schenkte seinem Gast einen kostbaren Kelch zum Andenken. Pius ließ nach seiner Rückkehr auf demselben die Worte einprägen: „Carolus Theodorus Elector Pala'inus Pio Sexto Hospiti Amantissimo" und benützte ihn zum erstenmal bei dem feierlichen Hochamte in der Peterskirche am Feste des hl. Petrus.

Am Morgen des 2. Mai verließ Pius VI. in feierlichem Zuge die liebgewonnene Stadt, allenthalben die zahlreiche Volksmenge segnend. In Nymphenburg besichtigte er noch die kurfürstlichen Lustgebäude. Karl Theodor geleitete ihn bis nach Schwabhausen. Vor dem Posthause in Gegenwart von über 200 Geistlichen und 15 000 Laien war der rührendste Abschied. Viele tausend Augen schwammen in Tränen, die das beneidenswerte Glück hatten, Zeugen jenes Schauspiels zu sein. Karl Theodor, ermüdet von den Anstrengungen der letzten Tage, erteilte seinem Minister den Auftrag, ihn in den nächsten Tagen mit den

Staatsgeschäften zu verschonen. Pius VI. fuhr unter militärischer Eskorte der alten Reichsstadt Augsburg zu.

Diesen Schilderungen gegenüber berührt uns die Kühle und Nüchternheit, mit der Professor Westenrieder den Einzug des Papstes und den Verlauf der Tage in München schildert, fast befremdend. Es heißt da beispielsweise u. a.:

„Der Papst gab unaufhörlich auf beiden Seiten die Benediktion. Niemand kniete nieder als die Mönche, die ich aber nicht beobachtet habe... Unter den Kutschen war ein Wagen mit Truhen und Kisten beladen; dies hat mir gar nicht gefallen. Was führt er denn mit? dachte ich, werden einige fragen"... Dann die Bemerkung: „mir kam es sehr traurig und finster vor. — Die Wände, ich meine die Häuser, waren lauter Menschen, und auf einem Dach eines sehr hohen Hauses, die Füße auf der Dachrinne, saß und wiegte sich einer herab. Dies schmerzte mich; es hatte so etwas Unangenehmes für mich." Kleine, für ihn in den großen Augenblicken unangenehme Begleitumstände hebt er besonders heraus[365]).

Ungeachtet alles dessen mag es wohl das eindrucksvollste Ereignis der Stadt München des 18. Jahrhunderts in Friedenszeit gewesen sein, unvergeßlich den Zeitgenossen, treu überliefert kommenden Geschlechtern.

Wie dieses Einmalige, so zog unendlich reich im Brauchtum das München des 18. Jahrhunderts an uns vorüber mit seinen Gassen und Gäßchen, den einfachen Häusern und besinnlichen Herbergen, mit den schmucken Blumengärten und den Menschen, die darin wohnten und sich freuten am frohen weltlichen und auch religiösem Brauchtum. Sie alle sind — um mit Karl Trautmann zu reden — „die eindrucksvollen Träger von Heimatsinn und Heimatkunde, das stets aufgeschlagene, volkstümliche Buch unserer Vergangenheit, in dem wir alle, jung und alt, Gebildete und die Schlichtesten unter uns, lesen können, wie die Vorfahren des 18. Jahrhunderts gedacht, empfunden und gehandelt, jene heimatfrohen und heimatstolzen Münchner, von denen ihr Zeitgenosse Lorenz Westenrieder sagte, daß sie bei gemeinschaftlichen Dingen sprechen, als gehörten sie zu einer Familie, daß der Name Vaterland ihnen heilig und jeder Fleck, der dazu gehöre, ihnen wichtig sei".

In Treue zur Heimat und zum Volkstum war es ein zähes Festhalten an altem, überkommenem Brauchtum trotz vieler Mängel und Mißbräuche, die demselben anhafteten. Diesen biederen Münchnern des 18. Jahrhunderts, die mit ihrer Scholle verwurzelt waren, da es für sie noch kein „Großstadtproblem“ und keine „soziale Frage“ gab, mag auch Fontanes Spruch aus „Archibald Douglas“ gelten:

„Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie Du!“

Literaturangabe für das 7. und 8. Kapitel.

I. Werke:

Glover Cedric Howard, Dr. Charles Burney's Continental Travels 1770—1772, Munich S. 123—130.
Regnet C. F., München in guter alter Zeit, S. XXII und Bl. 36, München 1879.
Schulz Adalbert, Die Peterskirche in München, München 1932, S. 36.
Soehner P. Leo, Die Musik im Münchner Dom U. L. Frau in Vergangenheit und Gegenwart, München 1934, S. 89.
Trautmann Karl, Kulturbilder aus Alt-München, 1. Reihe, S. 6.
Wolf J. G., Das kurfürstliche München, München 1930, S. 274.

II. Klein-Literatur aus der Münchner Staatsbibliothek:

Etenhueber Mathias, Das hoffende München; eine Ode.

III. Jahrbücher und Zeitschriften:

Bayerland 1890, Nr. 37/38: Alt-Münchner Polizei-Erinnerungen von A. Edelmann.
Bayerland 1911/12, S. 44: Der Verkehr auf der Isar einst, jetzt und künftig von H. Markgraf.
Forschungen zur Geschichte Bayerns, 12. Bd., München-Wien 1904, S. 187—189: Das Bettlertum in Kurbayern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Hans Schorer.
Heimat 1930, 12. Juli: Floßfahrt von München nach Passau; Lord Burneys Bericht, mitgeteilt von Dr. Wilhelm Zentner.
Monatsschrift des Historischen Vereins für Oberbayern, 1896, V. Bd.: Die Reise des Papstes Pius VI. nach Deutschland und sein Aufenthalt in Wien und München von J. Kapfer.
Münchner Intelligenzblatt 1782, 4. May: Artic. IX a: Ankunft Sr. päbstlichen Heiligkeit in München von Krammer.
Sammler 1926, Nr. 266, 288: Die Herbergen Münchens von Hugo Steffen.

Anmerkungen.

1) Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, Berlin 1783, 8 Bände, S. 552.

2) Regnet, München in guter alter Zeit, München 1879, S. 108.

3) Josef Maria Mayer, Münchner Stadtbuch, München 1868, S. 596.

4) Bayrische Heimat 1935, 7. Mai, S. 251.

5) Nicolai S. 773 ff.

6) Regnet S. 109.

7) Regnet S. 109.

8) H. Raff, So lang der alte Peter ..., S. 206/207.

9) Westenrieder, Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München, 1782, S. 285.

10) Literarisches Echo 1904, S. 703, Münchner Romane von M. Haushofer.

11) Münchner Zeitungswesen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von A. Schöttl in „Monatsschrift des historischen Vereins für Oberbayern", V. Jahrg., 1896, Nr. 2.

12) H. Raff, S. 201/204.

13) H. Raff, S. 203/204.

14) Geschichte der Pfarrei St. Peter, München 1868, S. 144.

15) Bayr. Heimat 1933, 7. Juni, Ein Münchner Reformator von Isabella Held.

16) Geiß, Geschichte der Pfarrei St. Peter, München 1868, S. 141.

17) Münchner Stadtbuch S. 589.

18) H. Raff, So lang der alte Peter ..., S. 212.

19) H. Raff, S. 205.

20) Bayerland 1916/17.

21) L. Westenrieder, S. 329.

22) L. Westenrieder, S. 308.

23) L. Westenrieder, S. 319/20.

24) ebenda, S. 331.

25) Friedr. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, VI. Band, S. 770.

26) L. Westenrieder, S. 301.

27) Kultur des Handwerks, S. 396.

28) L. Westenrieder, S. 302/303.

29) L. Westenrieder, S. 305.

30) L. Westenrieder, S. 306/307.

31) Dr. Schreiber, „Max III., der Gute", Bayerland 1892.

32) Eichelmann, Bayr. Heimat 1929, S. 292.

33) Daxenberger, München Hundert und eins, S. 63/I.

34) Riezler, Geschichte Bayerns, Bd. 8.

35) Wening Mich., München vor 200 Jahren.

36) Geschichte der Pfarrei St. Peter, München 1868, S. 307.

37) ebenda S. 309 ff.

38) Nicolai, Reise durch Deutschland und die Schweiz, Berlin 1786, S. 567.

39) Die Peterskirche zu München, München 1932, S. 76.

40) Schulz, S. 46 und 78.

41) Schulz, S. 75.

42) Wening Michael, München vor 200 Jahren, 1922, S. 23.

43) D. D. Z. II. Bd., S. 78/79.

[44]) J. Schwarz, Die frühere Bruderschaft der Bäckergesellen in München, S. 6.
[45]) J. Schwarz, S. 22.
[46]) Huhn, Geschichte des Hl. Geistspitals, 1893.
[47]) Kleine Chronik der Au, München 1889, S. 14.
[48]) Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, Berlin 1783, S. 778.
[49]) Regnet S. 70.
[50]) Was das Münchner Kindl erzählt, von Jos. Meyer.
[51]) Illustr. Deutsche Rundschau 1926, S. 47.
[52]) Westenrieder, Beschr. S. 258.
[53]) Bayrische Heimat 1935, 12. Februar.
[54]) Nicolai S. 567, cf. S. 33 Anm.
[55]) Bayerland 1916/17, S. 237.
[56]) Anton Bucher, Sämtliche Werke I S. 97.
[57]) Das gottselige München, S. 141.
[58]) Adalb. Huhn, Geschichte des Spitals, der Kirche und der Pfarrei zum Hl. Geist in München.
[59]) ebenda S. 166/168.
[60]) Ursprung, S. 148.
[61]) Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns, S. 364.
[62]) Hübner, Geschichte der Stadt München, S. 266, 238.
[63]) Doeberl, S. 366.
[64]) A. Hartmann, Volksschauspiele, Leipzig 1880, S. 428.
[65]) Leo Wilz, Der Kampf gegen die geistlichen Spiele in Bayern, Bayr. Heimatschutz 1929, S. 99.
[66]) Höchstherrliche Landesverordnung, Abs. II/4 des Artikels über „Andacht", Münchner Intelligenzblatt 2. April 1790.
[67]) Theaterzeitung der staatlichen Bühnen Münchens, Fronleichnamsspiele von L. Malyoth.
[68]) Bayerland 1922, S. 333.
[69]) Deutinger III, 405.
[70]) Bayr. Heimat 1929, S. 202: Karfreitagsprozessionen in Bayern v. A. Dreyer.
[71]) Bayr. Heimat 1929, S. 202.
[72]) Maier'sche Generaliensammlung Bd. IV, S. 786 und kurpfalzbayrisches Regierungsblatt von 1802 und 1804 S. 123.
[73]) A. Mitterwieser, S. 67.
[74]) Jakob Wolf, S. 177/187.
[75]) Schulz Adalb., Die Peterskirche zu München, München 1932, S. 73.
[76]) Forster J. M., Das gottselige München, München 1895, S. 102.
[77]) Nicolai, Reise durch Deutschland und die Schweiz, Berlin 1783, S. 710.
[78]) Mitterwieser, Geschichte der Fronleichnamsprozessionen in Bayern, München 1930, S. 79.
[79]) Mitterwieser, S. 87/88.
[80]) ebenda S. 97.
[81]) Trautmann, Kulturbilder aus Alt-München, 1. Reihe, S. 60, München 1914.
[82]) L. Gemminger, Geschichte der Kirche zum hl. Johannes von Nepomuk, München 1877, S. 15/16.
[83]) Regnet, München in guter alter Zeit, S. 74.
[84]) Schulz Adalb., Die Peterskirche zu München, München 1932, S. 73.
[85]) Regnet, S. 72, 73.

86) J. M. Forster, Das gottselige München, S. 95/96.
87) Jos. Meyer, Was das Münchner Kindl erzählt, S. 175.
88) J. M. Mayer, Münchner Stadtbuch, S. 574.
89) A. Mitterwieser, Frühere Weihnachtskrippen in Altbayern, München 1927,
90) Die Grenzboten 1877. — Regnet, München vor hundert Jahren, S. 346.
91) Bayrische Heimat 1925, S. 94.
92) Isabella Held, Von der Augustinerkirche zur Mauthalle, in der „Heimat“, 12. Juni 1929.
93) Geiß, Geschichte der Pfarrei St. Peter, München 1868, S. 140.
94) Klerusblatt 1931, Nr. 12; Literarische Beilage: Altbayrische Rauchnächte von A. Mitterwieser.
95) J. M. Mayer, Münchner Stadtbuch, S. 559.
96) Die Grenzboten 1877, S. 72.
97) Geiß, S. 139.
98) Deutsche Gaue 1930, S. 45.
99) Heimatschutz 1934, S. 67/69.
100) Kurbayrisches Intelligenzblatt 1777, Nr. 13, Art. 9 Vermischte Nachrichten.
101) Nicolai, Beschreibung einer Reise..., Berlin 1785, S. 189.
102) Klerusblatt 1930, S. 461.
103) Volk und Volkstum. Jahrbuch für Volkskunde, München 1936. Ein bayrischer Himmelfahrtsbrauch von A. Mitterwieser, S. 214, 216.
104) Bayerland 1922, S. 305.
105) Italienische und Deutsche Briefe, München 1792, S. 119.
106) Bayrischer Kurier vom 31. Oktober 1931.
107) Regnet, München in guter alter Zeit, 1879, S. 18.
108) Jahrbuch für Volkskunde, Volk und Volkstum, II. Bd., S. 85/87.
109) Ursprung, München 1927, S. 158.
110) Kr. A. M. G. L. 2698/484.
11) Kr. A. M. G. L. 2686/407.
112) Kr. A. M. G. L. 2678/342; P. Leo Söhner, Die Musik im Münchner Dom, S. 89.
113) Bayrische Heimat, 7. Juni 1933.
114) Ernest Geiß, München 1867, S. 139.
115) Nicolai, Allgemeine deutsche Bibliothek, Bd. 54, 2. Stück, S. 613.
116) Schiller in München v. L. Malyoth in „Bühne und Welt“ 7, S. 675—680.
117) Pezzl, 1784, S. 115.
118) Pezzl, Reise durch den Baierschen Kreis, 1784, S. 194.
119) A. v. Bucher, Sämtliche Werke, 3. Bd. II. Abtlg., S. 9. 13.
120) A. Bucher, S. 234/235 Bd. 3 II. Abtlg. der sämtl. Werke, München 1820.
121) Fr. Muncker, Ein Berliner über München vor 100 Jahren, 1887, Jahrbuch für Münchner Geschichte.
122) Regnet, München in guter alter Zeit, S. 16.
123) J. M. Mayer, Münchner Stadtbuch, München 1868, S. 578.
124) Crammer. Das deutsche Rom, S. 58.
125) Nicolai S. 550.
126) Das gottselige München, München 1895, S. 630.
127) Nicolai, Reise durch Deutschland und die Schweiz, 1783, S. 537.
128) Hübner, Beschreibung der Stadt München, 1803, S. 506.
129) Nicolai, Reise durch Deutschland und die Schweiz, Berlin 1783, S. 582.
130) Nicolai, S. 720.

[131]) Sammler 1921, 3. Nov., „St. Hubertustag".
[132]) Anton Crammer, Vom teutschen Rom, München 1781.
[133]) Regnet, München in guter alter Zeit, S. 71/72.
[134]) Wochenblatt der Pfarrgemeinde München, 1913, S. 545 von J. N.
[135]) G. J. Wolf, Das kurfürstliche München, 1930, S. 45.
[136]) Wochenblatt der Pfarrgemeinde München, 1913, Die Mariensäule v. J. N. S. 545.
[137]) Reise durch den Baierschen Kreis, 1781.
[138]) Deutingers Beiträge zur Geschichte... des Erzbistums, München 1901.
[139]) Daxenberger, München Hundert und eins, München 1841, S. 41/II.
[140]) F. P. Zauner S. 122.
[141]) Bayerland 1903, S. 358.
[142]) Deutsche Kulturgeschichte 1873, neue Folge, S. 772.
[143]) vgl. S. 82 Lichtmeß!
[144]) Zeitschrift für bayer. Landesgeschichte I, 1928.
[145]) Oberbayr. Archiv Bd. 35.
[146]) Bayerland 1933, S. 147 ,Beim Ordensfest der Paulaner, Anonymus.
[147]) Bayrischer Heimatschutz 1929, S. 87.
[148]) „Emanuela Therese", München 1902, S. 8.
[149]) Obb. Archiv, Bd. 35, München 1875/76, S. 158—193.
[150]) A. Mitterwieser, Bayrischer Heimatschutz 1929, S. 87, St. Nikolaus am bayrischen Hofe.
[151]) A. Mitterwieser, Geschichte der Fronleichnamsprozession in Bayern, München 1930, S. 64.
[152]) Geschichte Bayerns S. 399.
[153]) Michael Wening, München vor 200 Jahren, 1922, S. 14.
[154]) Bayerland 1890, S. 459/62, Die Turniere zu München und Landshut von Manfred Mayer.
[155]) Aus dem Oberbayr. Archiv, 35. Bd., München, 1875—76, S. 158—193.
[156]) Fr. X. Kriegelsteiner, Exerzitienhaus... S. 10.
[157]) Altbayrische Monatsschrift 1905, S. 89—104; G. J. Wolf, Das kurfürstliche München, S. 168.
[158]) Der Sammler 1924, Nr. 11, A. Dreyer, Faschingsunterhaltungen des bayrischen Hofes im 18. Jahrhundert.
[159]) J. G. Wolf, Das kurfürstliche München, S. 239.
[160]) L. Malyoth, Beiträge zur Münchner Theatergeschichte: 26. Höfische „Wirtschaften und Bauernhochzeiten", Theaterzeitung der staatlichen Bühnen Münchens, 1920, Nr. 29.
[161]) Münchner Stadtbuch, S. 571/573.
[162]) Nicolai, Reise durch Deutschland... S. 693.
[163]) G. J. Wolf, S. 92.
[164]) Oberbayr. Archiv, 35. Bd., Aus dem kurbayrischen Hofleben und Treiben unter Karl Albrecht.
[165]) Wolf, S. 94.
[166]) Oberbayr. Archiv, 35. Bd.
[167]) G. J. Wolf, S. 166.
[168]) G. J. Wolf, S. 96.
[169]) Altbayrische Monatsschrift 1905, S. 89—104, Was sich im Jahre 1734 ereignete.
[170]) Oberbayr. Archiv, 35. Bd., Aus dem kurb. Hofleben unter Karl Albrecht.

171) Aus den kurbayrischen Hof- und Staatskalendern, Bayerland 1928, S. 168, Verfasser unbekannt.

172) Von Jagd und Waidwerk, L. Roth, Leipzig 1936.

173) J. G. Wolf, Das kurfürstliche München, Aus den Kurbayrischen Hof- und Staatskalendern, S. 96/100.

174) Illustrierte Geschichte der Stadt München von Ferdinand Kronegg, München 1902, S. 333.

175) Hübner, Beschreibung der Stadt München, S. 563.

176) J. Pezzl, Reise durch den Baierschen Kreis, S. 229.

177) Ernst v. Destouches, Bayerland 1910, S. 613: Die Münchner Jakobi- und Scharlachrennen, die Vorläufer des Münchner Oktoberfestes.

178) J. M. Meyer, Was das Münchner Kindl erzählt, München 1922, S. 41/42.

179) Münchner Staatsbibliothek.

180) E. v. Destouches, Münchner Schützenwesen und Schützenfeste, 1881.

181) Hübner, Beschreibung der Stadt München, 1803, S. 563.

182) Westenrieder S. 287.

183) Panzer, S. 230/233.

184) ebenda, Note no. 9, S. 18.

185) Regnet, S. 117.

186) Hübner, S. 238.

187) Westenrieder, S. 287.

188) Hübner S. 238.

189) Regnet, In guter alter Zeit, S. 118.

190) Westenrieder, S. 287.

191) Regnet, S. 116.

192) Allg. Zeitung 1879, Nr. 40.

193) Westenrieder, Beschreibung ... 1782, S. 285.

194) Bayrische Heimat 1925, S. 75.

195) Regnet, München in guter alter Zeit, S. 114.

196) Willy Rett, Advent im alten München, Münchner Neueste Nachrichten, Nr. 329, 29. Nov. 1936; Nr. 338, 12. Dez. 1937: D'Klopfatsbuam kemma.

197) Münchner Neueste Nachrichten 1931, Vom Nikolaus, unbek. Verfasser.

198) W. Rett, Advent im alten München, Münchn. N. Nachr., 29. Nov. 1936.

199) Westenrieder, Beschreibung ..., München 1782, S. 285.

200) W. Rett, Advent im alten München, Münchn. N. Nachr. Nr. 329, 1936.

201) Spamer, Handbuch der deutschen Volkskunde Bd. II, Heft 5, S. 149.

202) Regnet, München in guter alter Zeit, S. 114, 123/24.

203) Westenrieder, S. 285; Regnet, S. 115.

204) Hübner, Beschreibung der Stadt München, S. 559.

205) Nicolai, Reise durch Deutschland und die Schweiz, 6 Bde., Bln. 1783 S. 771.

206) Bayrische Heimat 1924, S. 109, Fastnachtsschlittenfahrten der Münchner Studenten im 18. Jahrhundert von A. Dreyer.

207) Otto Ursprung, Münchens musikalische Vergangenheit, Mchn. 1927, S. 106.

208) Bayerland 1903, S. 262, Studentenfastnachtsschlittenfahrten, Krauß, Schwabbach.

209) Fachnachtsschlittenfahrten bayrischer Studenten von Karl Reinhardstöttner in Forschungen zur Geschichte Bayerns, Berlin 1899, VII. B., S. 57 ff.

210) Heimat 1931, Nr. 6, Faschingszug der Münchner Gymnasiasten vor 150 Jahren von Isabella Held.

211) Reinhardstöttner, S. 57 ff.

212) Bayrische Heimat 1924, S. 109, Fastnachtsschlittenfahrten der Münchner Studenten im 18. Jahrhundert.

213) Reinhardstöttner in Forschungen zur Geschichte Bayerns, S. 57 ff.

214) Rolf Rau in der Heimat 1929, Nr. 4, Fastnachtsschlittenfahrten in Bayern.

215) Rolf Rau, Fastnachtsschlittenfahrten in Bayern, Heimat 1929, Nr. 4; A. Dreyer, Fastnachtsschlittenfahrten der Münchner Studenten, Bayrische Heimat 1924, S. 109.

216) Münchner Intelligenzblatt 1780, S. 57.

217) A. Dreyer, Bayer. Heimat 1924, S. 109.

218) A. Dreyer, Bayer. Heimat 1924, S. 109, Fastnachtsschlittenfahrten.

219) Karl Reinhardstöttner, Fastnachtsschlittenfahrten bayrischer Studenten, in Forschungen zur Geschichte Bayerns, Berlin 1899, VII. Bd., S. 57—63.

220) Bayerland 1893, S. 407 anonym unter „Kleine Mitteilungen".

221) Münchner Neueste Nachrichten, Nr. 338, 12. Dez. 1937, Lebzeltenbildchen aus der Biedermeierzeit von Willy Rett.

222) Regnet, München in guter alter Zeit, S. 113.

223) Daxenberger, München Hundert und eins, München 1841, S. 43/II.

224) Die Heimat, 29. April 1931, Nr. 17, Flix, Wo man die Wadler Pretzen geit! ein uralter Maibrauch.

225) Regnet, S. 36.

226) Specht-Deutinger, Beiträge zur Geschichte... des Erzbistums München-Freising, München 1901, S. 297—303; Bayrische Heimat 1925, S. 75, Die Sitte des Klöpfelns von W. Sigmund.

227) L. Westenrieder, S. 285.

228) Bayerland 1912/13, S. 394, Vom Osterei von Georg Hoerner, München.

229) Münchner Stadtbuch, 1868, S. 624, J. M. Mayer.

230) Was das Münchner Kindl erzählt von Jos. Meyer, München 1922, S. 242; Bayerland 1929, S. 272, Maibock von Hanns Schmid, München.

231) Westenrieder, S. 288.

232) Hübner, S. 238.

233) Das Schuhmacherhandwerk in seiner Entwicklung, Festschrift, München 1890, von Gustav Flotow, S. 96, S. 16 II. Spalte, Anmerkung.

234) Regnet, S. 116.

235) Westenrieder, Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München, 1782, S. 288.

236) Bayr. Heimat 1923, S. 258, Dreyer, Pfingstumritte.

237) Panzer, S. 546.

238) Festgabe, S. 187.

239) Kreis-Archiv München, G. R. 1206, Nr. 1, H. Moser, Festgabe, S. 187.

240) Regnet, München in guter alter Zeit, S. 115.

241) Westenrieder, Beschreibung der Stadt München, S. 288.

242) Beilage zur Allgem. Zeitung Nr. 41, 1879.

243) Regnet, München in guter alter Zeit, München 1879, S. 119.

244) Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 41, 1879, Der Münchner Schäfflertanz und andere Zunftbräuche; ihre Entstehung und Bedeutung von Dr. Hyacinth Holland.

245) Die Heimat, 1935, Nr. 15, Willy Rett, Alte Münchner Heilbrunnen.

246) Richard Andrée, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland, ein Beitrag zur Volkskunde, Braunschweig 1904, S. 25.

247) Hübner, München 1803, S. 565.

248) Spamer, Handbuch der deutschen Volkskunde Bd. II, Heft 5, S. 156.
249) Bayrische Heimat, 24. Juli 1928, Die Jakobidult in München von Ludwig Gernhardt.
250) Deutsche Volkskunst, Bd. IV, Bayern, München 1925, von Hans Karlinger, S. 26.
251) Regnet, München in guter alter Zeit, 1879, S. VI.
252) Bayrischer Heimatschutz 1936, Die volkstümliche Möbelmalerei unter dem Einfluß des Rokoko im 18. Jahrhundert.
253) Hübner, Beschreibung der Stadt München, S. 499/501, München 1803.
254) Meltner, Bayerns Hauptstadt vor 100 Jahren, Bayerland 1894, S. 539.
255) Bayer. Heimat 1928, S. 337/338, Die Jakobidult in München von Ludwig Gernhardt.
256) Beschreibung der Stadt München, S. 565.
257) Alt-Münchner Originale, Stadtfiguren, Anonymus, S. 1.
258) Daxenberger, München Hundert und eins, München 1841, S. 68/II.
259) Westenrieder, Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München, 1782, S. 292.
260) Ursprung, Münchens musikalische Vergangenheit, S. 195.
261) Altmünchner Sommervergnügen, Sammler 1903, 7. Mai von F. K.
262) Westenrieder, Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München, 1782, S. 292; Hübner, Beschreibung der Stadt München, 1803, S. 565.
263) Ein Besuch in München 1785, Bayerland 24. Jahrgang.
264) Hübner, Beschreibung der Stadt München, München 1803, S. 353 u. 562.
265) J. G. Wolf, Das kurfürstliche München, S. 335.
266) Ebenda S. 331.
267) Westenrieder, Sämtliche Werke, Bd. 10, S. 181.
268) Bayr. Heimat 1933, 14. März.
269) Hübner, Beschreibung der Stadt München, 1803, S. 570.
270) Jos. Meyer, S. 166.
271) Goethe und München, die Bedeutung unserer Stadt nach Goethes Tagebüchern und Briefen und nach Mitteilungen seiner Freunde von Fr. Rapp, 1932.
272) Otto Moralt, München, Altmünchner Gasthöfe, Sammler 1910, Nr. 155; Legband, Oberbayr. Archiv, Münchner Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert, S. 44 Fußnote.
273) Aus Geschichte und Entstehung des Münchner Hofbräuhauses, seine Grundrechte und Statuten, Lieder und Sinnsprüche, sowie sein humoristisches Fremdenbuch, S. 47, von Frankl Fer.
274) Karl Trautmann in der 5. Reihe seiner Kulturbilder aus Alt-München, München 1930, S. 77.
275) Bayrische Heimat 1929, 8. Januar, Vom alten Lehel in München von Ludwig Wagner.
276) Regnet, S. XXVI, Notiz zu Blatt 46.
277) J. G. Wolf, Das kurfürstliche München, S. 332.
278) Bayrische Heimat 1926, 23. März, Von alten Münchner Gasthäusern von Fritz Weber.
279) Bayrische Heimat 1930, S. 112, Absteigequartiere in Alt-München von Schreyer.
280) Daxenberger, München Hundert und eins, München 1841, S. 69/II.
281) Bayrische Heimat 1932, 23. Lieferung.
282) Regnet, München in guter alter Zeit, S. 18.

283) Westenrieder, Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München, 1782, S. 290.

284) Hübner, S. 457; Otto Reisig, Bibliogr. Institut Leipzig, 1935, Deutsche Spielkarten, S. 40.

285) Vom alten Lehel in München, Bayrische Heimat 1928.

286) Westenrieder, Beschreibung der Stadt München, S. 290.

287) Hans Karlinger, Deutsche Volkskunst, Bd. IV Bayern, S. 29/30, München 1925; Karl Gröber, Kinderspielzeug aus alter Zeit, S. 52: Das deutsche Holzschn.-Spielzeug des 18. und 19. Jahrhunderts, Berlin 1928.

288) Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, Bd. II, München 1848, S. 546.

289) Bayerland 1916/17, Nr. 25/26.

290) Panzer, Beitrag zur Mythologie, München 1848, 2. Bd., S. 64.

291) August Hartmann, Weihnachtslied und -Spiel, 1875, S. 37.

292) L. Westenrieder, Beschreibung der Stadt München, 1782, S. 290.

293) Regnet, München in guter alter Zeit, S. 72.

294) München Hundert und eins, 1840.

295) W. Gradmann, Ruethenfest, Landsberg, Bayerland 1925, S. 410.

296) Daxenberger, München Hundert und eins, 1840, S. 93/I.

297) Regnet, S. 7.

298) Daxenberger, S. 10/II.

299) ebenda, S. 53/II.

300) Bayr. Heimatschutz 1929, S. 133, St. Kümmernis als Patronin der Münchner Stadtmusikanten.

301) Bayrische Heimat 1935, 20. August, Eduard Stemplinger, St. Kümmernis, die Patronin der Münchner Spielleute.

302) Regnet, S. 37.

303) Pezzl, Reise durch den Baierschen Kreis, 1784, S. 115.

304) Schreiben d. 2. Nov. 1758. Kreisarchiv München, G. R. fasc. 1288 Nr. 11.

305) Stadtarchiv München, Ratsprotokoll, 1770, I.

306) Oberbayr. Archiv, Bd. 51, S. 74.

307) Oberbayr. Archiv, 1927—29, 65—66.

308) Kreisarchiv München, G. R. 1288.

309) Schmeller, II, 390 und I, 317.

310) Kreisarchiv München, H. R. fasc. 461.

311) Oberbayr. Archiv, Bd. 51, S. 78.

312) Churpfalzbayr. Reg.-Blatt vom Jahre 1803, III, S. 39.

313) Theaterzeitung der staatlichen Bühnen Münchens, 1920, Nr. 11.

314) A. Hartmann, Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern, München 1875, S. 101.

315) Ebenda.

316) Bayrische Heimat, 19. Dezember 1933.

317) Festgabe für K. A. v. Müller, S. 136.

318) Hartmann, Historische Volkslieder aus Bayern, Bd. II 156, S. 255.

319) Hartmann, Weihnachtslieder II, S. 91.

320) Kurt Huber, S. 119/124.

321) W. O. B. II, S. VI.

322) Westenrieder, Über die Bayern, 1780, Ges. Werke, 1831 Kempten, III, 186 ff.

323) Ebenda, X, 183.

324) Stadtarchiv, Ratsprot. 1778, II.

325) Legband, S. 82, 1. Heft.

326) Stadtarchiv München, Ratsprot. 1755, I Bl. 242.
327) Kurfürstlicher Befehl vom 5. Januar 1756.
328) Münchner Intelligenzblatt Nr. 47.
329) Legband, I., S. 185.
330) Legband, I, S. 187.
331) Ebenda.
332) Daxenberger, S. 86.
333) Hübner, S. 555.
334) März, Halbmonatsschrift für deutsche Kultur, 1908, S. 193—203.
335) Ferdin. Kronegg, Illustrierte Geschichte der Stadt München, München 1902, S. 423/424; und Bayrische Heimat 1926, S. 103, Ein bayrischer Hofpoet von H. P.
336) J. L. Bianconi, 10 Sendschreiben..., Leipzig 1764.
337) Regnet, S. 5.
338) Regnet, München in guter alter Zeit, München 1879, S. 5, 6.
339) Panzer, Beitrag zur Mythologie, München 1848, Schäfflertanz.
340) Meltner, Bayerns Hauptstadt vor 100 Jahren, Bayerland 1894, S. 539.
341) Anton Baumgartner, Willst ein braver Metzger werden? München 1826.
342) Regnet, München in guter alter Zeit, S. 6.
343) Westenrieder, Beschreibung der Hauptstadt München, 1782, S. 48.
344) Sammler 1927, Nr. 111, Alt-Münchner Hausgärten von Hugo Steffen.
345) Altbayrische Monatsschrift 1903/04 S. 30, Ein Alt-Münchner Künstlerheim: das Roman-Boos-Haus an der Hundkugel von Karl Trautmann.
346) Westenrieder, Beiträge zur Historie, München 1800.
347) Sammler 1926, Nr. 266 und 288.
348) F. P. Zauner, München in Kunst und Geschichte, S. 137, München 1914.
349) Regnet, München in guter alter Zeit, 1879, S. 5.
350) Zeit im Bild 1913, S. 3460/65, In der Au von W. Rett.
351) Karl Trautmann, Kulturbilder aus Alt-München, 1. Reihe, S. 40.
352) Deutsche Volkskunst, Bd. IV, Bayern, S. 39, Hans Karlinger.
353) Kultur des Handwerks, amtliche Zeitschrift der Ausstellung München 1927 Das bayerische Handwerk, Heft 6, S. 180.
354) Bayerland 1928, S. 708.
355) A. Spamer, Das kleine Andachtsbild, München 1930.
356) Bayr. Intelligenzblatt 1788, S. 41/42.
357) Hans Schorer, Das Bettlertum in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Kurbayern, in Forschungen zur Geschichte Bayerns, 12. Band, München u. Berlin 1904, S. 187—189.
358) Regnet, S. XXII.
359) Bayerland 1911/12, S. 44, H. Markgraf, Der Verkehr auf der Isar einst, jetzt und künftig; Bayrische Heimat, 12. Juni 1930, Floßfahrt von München nach Passau; Lord Burneys Bericht, mitgeteilt von Dr. Wilhelm Zentner.
360) Monatsschrift des Histor. Vereins für Oberbayern 1896, V. Bd.
361) Münchner Intelligenzblatt 1782, 4. May.
362) Münchner Intelligenzblatt 1782, May.
363) P. Leo Söhner, Musikgeschichte des Münchner Doms, München 1934, S. 89.
364) Schulz, Die Peterskirche in München, München 1932, S. 36.
365) J. G. Wolf, Papst Pius VI. in München, in „Das kurfürstliche München", München 1930, S. 274.

Lebenslauf.

Ich, Ida Graßl, bin geboren am 6. März 1895 zu München, als Tochter des Gasthofbesitzers Martin Graßl und dessen Ehefrau Viktoria, geb. Stengel. Ich besuchte die Volksschule zu München und die Höhere Mädchenschule älterer Ordnung in Beuerberg. Zur Reifeprüfung bereitete ich mich von 1932 bis 1935 in den Privat-Gymnasialkursen für Frauen und Mädchen bei Frau Dr. Thea Crusius vor. An der Universität München war ich sechs Semester. Außer Geschichte hatte ich hauptsächlich Deutsch und Englisch belegt. Ich besuchte Vorlesungen und Übungen bei folgenden Herren Professoren und Dozenten: Arzeni, Borcherdt, Brecht, Buchner, Crämer, Crusius, Gierach, Hartl, Kehrer, v. Kloeber, Mausser, A. O. Meyer, K. A. v. Müller, W. Otto, Pinder, Raith, Seidlmayer, Simon, Robert Spindler, Wells.

Die vorliegende Arbeit, deren Thema mir als geborener Münchnerin schon vom Standpunkt der Heimatliebe aus besonders nahe lag, entstand auf Anregung und unter liebenswürdiger Förderung von Herrn Universitätsprofessor Dr. Otto Mausser und von Herrn Universitätsprofessor Dr. Karl Alexander v. Müller. Es ist mir eine angenehme Pflicht, an dieser Stelle den beiden Herren meinen aufrichtigsten Dank dafür auszusprechen.